

Don Juan's Abschied von der Heimath.

Ein neuer

Don Juan

oder

Die modernen Kavaliere in Berlin u. Hamburg.

Ein Sittengemälde aus der Neuzeit

von

Walter von Königsmark.

Erster Band.

Berlin, 1869.
Verlag von Otto Humburg & Comp.,
Alexandrinenstraße 74.

Druck des Werkes von F. W. Gleißner in Plauen.

Erstes Kapitel.

Schloß Wildenburg.

Hart an der Grenze von Mecklenburg, auf preußischem Gebiet, wo der fruchtbare Boden sich unmittelbar bis an die dürren Kiefernwälder der Elbniederung erstreckt, liegt ein freundliches kleines Schloß, welches mit seinem hohen spitzen Ziegeldach und seinen weißen Mauern traulich und still aus dem grünen Laubdach des umgebenden Parks hervorsieht. Es zeigt nicht den prunkenden Reichthum, mit dem die Wohnsitze stolzer Magnaten ausgestattet sind, aber dafür wird das Auge des Verständigen durch eine musterhafte Ordnung, durch eine Sauberkeit und zweckmäßige Benutzung des Terrains erfreut, welche mehr gilt als alle todte Pracht; jeder Blick zeigt, daß es der Aufenthalt eines Edelmannes ist, der es sich zur Ehre schätzt, seine Güter selbst zu bewirthschaften.

Und für gute Landwirthe hatten die Barone von Wildenburg, denen das Schloß gehörte, von jeher gegolten. Ihre Felder, welche sich weithin ausdehnten, waren stets meisterhaft bestellt, und die natürliche Folge einer solchen Bestellung blieb auch nicht aus — die Wildenburgs galten allgemein für die reichsten Grundbesitzer in diesem, durch Wohlhabenheit ausgezeichneten Bezirk.

Es war ein schöner, warmer Oktobertag, und das herbstliche Laub der Bäume leuchtete in aller Pracht der scheidenden Jahreszeit in den Strahlen der Nachmittagssonne, welche mit ihrem reinen, goldenen Licht Wald und Feld erfüllte. Im Schlosse war es still, auch auf dem Wirthschaftshofe, der sich unmittelbar an die Hinterfront desselben anschloß, war wenig Leben zu bemerken; nur in den Stallungen vernahm man das Hin- und Herlaufen eiliger Leute und den klirrenden, stampfenden Lärm, der das Aufzäumen der Pferde begleitet.

Es schien Jemand im Schlosse im Begriff zu sein, eine Reise anzutreten, und wer sich die Mühe nahm, irgend einen Tagelöhner der

Gegend auszufragen, der hätte erfahren, daß dieser Jemand der künftige Erbe der Besitzung, der junge Baron Oskar von Wildenburg sei.

Unten im Hofe, unter dem Schatten der beiden alten Linden, stand der alterthümliche unbehülfliche Reisewagen, der schon den Großvater des jetzigen Erben vor mehr als fünfzig Jahren nach der Residenz geführt hatte; die alte Arche war vom Kutscher und Reitknecht mit unsäglicher Mühe gewaschen und geputzt, und als sie nun mit den blitzenden Messingbeschlägen auf dem Hofe stand, da hätte der Reitknecht seine Seele verwettet, daß in der ganzen Welt kein stattlicheres Fuhrwerk zu finden sei.

Bis zum Anschirren der Pferde war Alles fertig; ein gewaltiger Holzkoffer, der noch zwei kleinere Exemplare von Leder auf seinem breiten Rücken trug, war hinten mit Riemen und Ketten aufgeschnallt; eine Reisedecke lag innen auf dem Sitz, und der goldbetreßte Dreimaster des Kutschers prangte schon auf dem Bock; auch das strengste Auge hätte keinen Fehler und kein Fleckchen an dem Wagen entdeckt. Johann, der Kutscher, warf noch einen prüfenden Blick auf sein Werk, dann pfiff er leise vor sich hin, und nickte dem Reitknecht herablassend zu.

„Ich denke, so wird's gut sein!" meinte er mit selbstzufriedener Miene. — „Ich glaube kaum, daß es der gräfliche Kutscher von drüben besser gemacht hätte!"

Der Reitknecht verstand den Wink, und lachte pflichtschuldigst laut auf.

„Der? Der kann noch nicht einmal einen Bauerwagen in Ordnung halten, geschweige denn eine solche Reisekutsche! Wie der Beschlag blitzt — es ist eine wahre Freude!"

„Hm — geputzt ist er so ziemlich!" nickte Johann schmunzelnd.

„So ziemlich? Na, den wollt' ich sehen, der Messing besser putzen könnte — wie das reine Gold glänzt es!"

„Nun, es ist auch für den jungen Herrn, und wer weiß, ob ich ihn wieder heimfahren werde! Heute wollen wir noch einmal Ehre einlegen, damit der Baron doch sieht, daß wir auch noch unsre Sache verstehen, so gut wie die windigen Burschen in Berlin!"

„Also nach Berlin geht der junge Herr?" fragte der Reitknecht neugierig.

„Ja!" antwortete der Kutscher kurz, und dem vorlauten Untergebenen den Rücken wendend, ging er würdevoll die Auffahrt hinauf zum großen Schloßportal, wo das Hauspersonal im Festputz versammelt stand.

„Fertig, Johann?" fragte der alte Graukopf, der an Besuchstagen das Amt eines Kastellans versah.

„Alles in Ordnung! Wer fährt mit?"

„Die gnädige Frau allein!"

„Bis zur Stadt?“

„Bis zum Bahnhof — vielleicht bis zur nächsten Station!“

„Johann!“ klang eine befehlende Stimme von dem ersten Treppenabsatz herab.

„Herr Verwalter?!“

„Anspannen!“

Der Kutscher eilte hastig davon, die andere Dienerschaft fuhr wie ein Volk Hühner aus einander und die Treppe herab kam langsam der Verwalter im Gespräch mit dem bejahrten Hauslehrer, der einst den jungen Baron unterrichtet hatte und nun als Sekretair der gnädigen Frau sein Gnadenbrot im Schlosse aß. Er war ein alter Kandidat, Namens Woltmann, eine ehrliche treue Haut, aber einer jener schüchternen, willenlosen Menschen, welche die Demuth und Kriecherei vor Adel und Reichthum mit der Muttermilch eingesogen haben.

„Also geht's wirklich fort?“ fragte er.

„Leider!“ antwortete der Verwalter mit einem leichten Seufzer.

„Hm, hm — auf lange Zeit?“

„Der Himmel, oder besser gesagt der Teufel mag's wissen!“ fuhr der Andre heraus.

„Ei, ei, Herr Mannkopf — wer wird so unchristliche Reden führen? Wenn die gnädigste Gräfin oben Sie gehört hätte, so wäre Ihnen wieder eine Strafpredigt sicher.“

„Ja, das weiß Gott — mit dem Munde ist die Gräfin fromm genug!“

„Und auch mit dem Herzen, Herr Mannkopf,“ fiel der Kandidat hastig ein. — „Es wäre eine Sünde, gegen solche Dame ein Wort zu sagen — für jeden Armen in der Umgegend hat sie offene Tafel und offene Börse!“

„Mit der offenen Tafel ist's nicht so schlimm,“ warf der Verwalter hartnäckig ein, „denn es kommt eben kein Bettler und kein Armer mehr zu ihr, seitdem ihr Vogt den alten lahmen Görge mit dem Hunde vom Hof gehetzt hat! Und was die offene Börse betrifft, so haben die Pfennige, welche die Gräfin austheilt, auch noch Keinen satt gemacht!“

„Sie haben einen Groll gegen die Gräfin, Herr Mannkopf,“ versetzte der Kandidat mit verweisendem Kopfschütteln. Eine so reiche, angesehene Dame, und eine so nahe Verwandte der gnädigen Herrschaft — ei, ei!“

Ueber des Verwalters Gesicht flog ein Ausdruck von Hohn und Verachtung, und sich rasch umwendend, legte er seine schwere Hand auf des Hauslehrers Schulter, daß der dürre Kandidat erschreckt zusammenfuhr.

„Einen Groll hätte ich gegen die fromme Gräfin, Herr Woltmann? Nein, einen Groll habe ich nicht, aber einen Haß, einen so

gründlichen, tödtlichen Haß, wie ihn nur irgend ein Mensch empfinden kann!"

„Mannkopf — das ist Lästerung, offenbare Lästerung!"

„Nein, die Wahrheit ist es, und schlimm genug, daß ich solche Wahrheiten in diesem Hause sagen muß. Als der Baron noch Herr seiner fünf Sinne war, hätte er sein Leben für unsern Oskar gegeben; als aber seine frömmelnde Schwester kurz vor der Auflösung des alten geistesschwachen Herrn an dessen Schmerzenslager sich niederließ, da sind Dinge zwischen diesen Beiden passirt, die ich aus gefallenen Aeußerungen errathe, die Sie freilich, Herr Woltmann, in Ihrer blinden Gelehrsamkeit nicht ahnen."

„Was für Dinge, Herr Mannkopf?"

„Davon ein ander Mal, Herr Woltmann, lassen Sie mich heute nur die dringende Mahnung an Sie richten, wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, der seine Pflicht voll und ganz, und nicht nur um den elenden Lohn in klingendem Gelde thut: Der alte Baron hat Ihnen seinen Sohn zur Bildung und Erziehung übergeben, und was Sie damals dem gnädigen Herrn mit Hand und Mund gelobt haben, das müssen Sie auch heute noch halten!"

Des alten Kandidaten Wangen rötheten sich leicht, und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er dem Verwalter antwortete:

„Wollen Sie mir einen Vorwurf machen, daß ich meine Pflicht gegen den Baron nicht erfüllt hätte? Gott ist mein Zeuge, daß ich mit reinem Gewissen einst von meinem Wirken Rechenschaft geben kann, und hart, sehr hart ist es, daß ich von Ihnen einen solchen Tadel hören muß!"

„Nein, ich tadle Sie nicht, Herr Woltmann — ich erinnere Sie nur an Ihr Wort, denn wahrlich, jetzt braucht der junge Herr nöthiger als je im Leben einen guten Rath und kräftigen Beistand! Was gilt Ihnen mehr, Ihre sorglose Stellung hier oder die Wohlfahrt des jungen Barons?"

Der Kandidat sah den Sprecher erstaunt an.

„Welche Frage, Herr Mannkopf! Halten Sie mich für einen so undankbaren Diener meines gütigen, gnädigen Herrn, daß ich einen Augenblick an mich denken würde, wenn es sich um den jungen Baron handelt?"

„Auch wenn Sie Ihren Posten hier aufgeben müßten?"

„Selbst wenn es meine letzten alten Tage gelten sollte!"

Der Verwalter sah einen Moment forschend in des alten Mannes Züge, dann nickte er befriedigt.

„Ich danke Ihnen, Herr Woltmann, und ich weiß, daß Sie auch nicht zurücktreten werden, wenn es Ernst gilt!"

„Aber um Gotteswillen, — was ist denn geschehen?! Droht denn dem jungen Herrn irgend eine Gefahr?“

„Ja, und zwar eine Gefahr, die um so größer ist, je unmerklicher sie sich ankündigt.“

„Und die gnädige Frau weiß nichts davon? Es ist Ihre Pflicht, Herr Mannkopf, die gnädige Familie davon in Kenntniß zu setzen! Was ist es denn?“

Der Verwalter schüttelte finster den Kopf.

„Was Worte thun können, habe ich gethan, aber es ist fruchtlos — die Spinne hat ihr Netz zu fein gesponnen! Ich will noch einen Versuch machen, ob ich selbst den Streich pariren kann, den man auf den Baron führt, aber kann ich es nicht, so ist an Ihnen die Reihe!“

„Natürlich, natürlich — aber erklären Sie mir doch ....“

„Später!“ unterbrach ihn der Verwalter. „Es ist eine lange Geschichte, die nicht für alle Ohren taugt, und wenn die Zeit gekommen ist, so sollen Sie Alles erfahren! Jetzt ist es zu spät — ich höre die Gräfin schon!“

Er schritt rasch die Treppe hinab, ohne sich weiter um den Kandidaten zu bekümmern, der ihm wie im Traume nachstarrte; dann hörte man seine tiefe Stimme auf dem Flur, auf der Auffahrt und unten im Hofe, und als der Kandidat in das Portal trat, sah er ihn mit einem ganzen Schwarm von Knechten und Mägden über den Hof kommen, um nach uralter Sitte dem jungen Mann ein Hurrah der ganzen Dienerschaft auf den Weg zu geben.

— — — — — — — — — —

Oben in dem großen Familiensaale fand indessen eine Unterhaltung anderer Art, wenn auch über dasselbe Thema, statt. Es waren zwei Damen, welche dort mit einander sprachen, die Baronin von Wildenburg und die Gräfin Ahrenberg, ihre Schwägerin und Nachbarin.

Es wäre schwer gewesen, zwei Frauen zu finden, welche in gleicher Rang- und Lebensstellung eine größere Verschiedenheit darboten, als diese beiden Damen, welche hier in den altmodischen, hochlehnigen Sesseln einander gegenübersaßen.

Die Baronin war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, welche wohl ihr Haar gebleicht, aber die hohe, kraftvolle Gestalt noch nicht gebeugt hatten; ihre Züge waren offen und einnehmend, ohne gerade schön zu sein, und der Ausdruck ruhiger Milde, der in ihnen waltete, zog unwillkürlich jeden Beschauer mit eigenthümlicher Gewalt an — es war der Zauber eines wahrhaft guten, edlen Charakters, der aus ihnen sprach, und der nie seine Macht auf unverdorbene Naturen verlieren wird. Sie war im einfachen Reiseanzuge, der ihr ein würdiges, matronenhaftes Ansehen gab, und

ihre Stimme klang klar und ruhig, wie es ihre ganze Erscheinung vermuthen ließ.

Einen auffallenden und abstoßenden Gegensatz zu ihr bildete die Gräfin, welche halb zusammengesunken in dem anderen Sessel saß und mit gesuchter Eleganz in eine Wolke von schwarzer Seide gekleidet war, welche jede ihrer Bewegungen mit lautem Knittern und Rauschen begleitete. Und dieses Rauschen verstummte selten einmal, denn die Dame bewegte sich unaufhörlich; ihre hageren, weißen Hände spielten unausgesetzt auf der Polsterlehne des Stuhles, und von Zeit zu Zeit fuhr sie aus ihrer gedrückten Stellung auf, als hätte ein Krampf sie ergriffen. Sie war jünger als die Baronin, und ein Bildhauer hätte sie vielleicht schön gefunden, denn ihre Züge waren von seltener Regelmäßigkeit; wenn sie aber in Eifer gerieth, so gewann ihre Stimme einen so schneidenden Klang, und ihre Augen waren im Stande, so boshaft und durchbohrend zu blicken, daß man instinktmäßig vor ihr zurückwich, wie man vor einer schönen, aber giftigen Schlange zurückspringt.

„Es wird mir in der That schwer, liebe Aurelie, mich von Oskar zu trennen!" sagte die Baronin mit leiser Wehmuth im Tone. „Ich werde mich schwer an die Einsamkeit dieses Hauses gewöhnen, wenn ich seine fröhliche, helle Stimme nicht mehr höre!"

„Du hast ja die Anna noch!" warf die Gräfin mit leichtem Achselzucken ein.

„Eine Tochter ersetzt doch den Sohn nicht, Aurelie!"

„Sie wird es lernen!" entgegnete die Gräfin trocken. „Oskar ist in dem Alter, in dem er die Welt kennen lernen muß!"

„Die Welt! Und was findet er in dieser Welt, die Du so ungern zu vermissen scheinst? Lug und Trug, Bosheit und Falschheit!"

„Und es ist gut, daß er diese Falschheit kennen lernt!" fiel die Gräfin rasch ein. „Die Zeiten sind vorüber, in denen die Edelleute ruhig auf ihren Gütern sitzen konnten, und wer sich jetzt nicht kräftig gegen das Rad der Bewegung stemmt, der muß sich gefallen lassen, daß das Rad über ihn fortgeht! Von allen Seiten tobt und wüthet man gegen den Adel, man nennt ihn ein überlebtes Institut, und darum muß der Adel selbst zeigen, daß er noch in voller Kraft steht und im Stande ist, sich selbst gegen seine Gegner zu vertheidigen. Oskar mag diese Gegner kennen lernen, er wird dann wissen, wie er sich vor ihnen zu hüten hat!"

Die Baronin schüttelte leicht den Kopf.

„Ich habe wenig oder fast gar nichts von diesen Streitigkeiten gehört, welche jetzt die Welt bewegen! Der selige Baron fand keinen Geschmack an solchen Zänkereien, und ich hatte übergenug an der Arbeit, welche mir Haus und Hof verschaffte! Wir waren die

langen Jahre hindurch so glücklich in unserer Zurückgezogenheit und lebten in Frieden mit unseren Nachbarn!“

„Unter denen Ihr selbst zu Bauern wurdet!“ fiel die Gräfin höhnisch ein.

„Aurelie!“ fuhr die Baronin auf, — „Du sprichst von der Familie Deines Bruders, also von Deinem eigenen Hause!“

„Meines Bruders Verdienst ist es wahrlich nicht, daß ich nicht auch zu einer Bäuerin geworden bin!“ entgegnete die Gräfin in demselben scharfen, höhnischen Tone. „Er war ein guter Landwirth, aber ein schlechter Edelmann, und sein Ruhm als guter Viehzüchter stand ihm höher als der Glanz seines Hauses! Sieh Dich unter den Nachbarn um, Antonie — die Bredow's, die Klützow's, die Warndorf's haben Söhne in der Armee und im Kabinet, auf welche sie stolz sein können, aber die Wildenburgs? Der Name ist fast verschollen in der großen Welt, und wenn er ja einmal genannt wird, so erregt er nur ein spöttisches Lächeln, ein Achselzucken und ein hämisches Bedauern, daß eine alte angesehene und reiche Familie sich so zum bürgerlichen Erwerb erniedrigen und alle früheren Erinnerungen so ganz vergessen konnte!“

„Das ist eine elende Verläumdung!“ rief die Baronin, deren ruhiges Antlitz sich röthete. „Wo es irgend galt, Opfer zu bringen, da waren es die Wildenburgs, welche immer voran standen!“

„Gewiß, liebe Schwägerin!“ nickte die Gräfin kalt. „Ich bin ja nicht unbekannt mit der Geschichte unseres Hauses und weiß am besten, daß diese Reden nur Verläumdungen sind! Aber solchen Bosheiten muß man mit einer raschen That begegnen, und darum muß Oskar zur Residenz!“

„Und dann?“

„Das Weitere wird sich finden, wenn er sich bei unseren Verwandten vorgestellt hat! Die alte Excellenz von Finkenberg hat mir ihre Protektion für Oskar zugesagt, und in allem Uebrigen wird ihm Vetter Konstantin treu zur Seite stehen!“

Die Baronin nickte leicht, aber ein scharfer Beobachter hätte aus diesem Kopfnicken doch einen leisen Zweifel herausgelesen.

„Und Dein Plan, Aurelie?“ fragte sie.

„Ich habe gar keinen Plan!“ antwortete die Gräfin leichthin. „Oskar hat genug gelernt, um sich seinen Weg selbst zu suchen, und für einen Edelmann giebt es jetzt doch nur zwei Laufbahnen, denen er folgen kann!“

„Und diese beiden?“

„Die Armee und die Gesandtschaft!“

„Oskar sollte Offizier werden? Der selige Baron war stets gegen diesen Stand, der in Friedenszeiten nur ein kostspieliger Müßiggang sei!“

„Der selige Baron hatte immer seltsame Ansichten!“ meinte die Gräfin wegwerfend. „Aber meine Absicht ist es auch nicht, einen Wildenburg in der Uniform zu sehen — hat doch Konstantin auch seinen Abschied genommen! Es ist entsetzlich, wie viele Bürgerliche jetzt mit Epauletten umherlaufen, — selbst die Garde ist nicht mehr vor diesen zudringlichen Menschen sicher! Es giebt in der That nur noch eine wirklich gute und standesgemäße Karriere, das ist die diplomatische! Gottlob, ehe die Bourgeoisie sich auch hier einnistet, wird wohl noch einige Zeit vergehen, und bis dahin kann Oskar sich längst einen bedeutenden Namen gemacht haben!“

„Oskar ein Diplomat? Er ist zu ehrlich dazu, Aurelie!“

„Dafür laß nur Konstantin sorgen!“ antwortete die Gräfin etwas zu rasch, aber ehe sie dies zweifelhafte Kompliment für den Vetter in ein besseres verwandeln konnte, wurden im Nebenzimmer jugendliche Stimmen laut, und die Baronin erhob sich lebhaft.

„Still, Aurelie — er kommt!“

Die Thür des Nebenzimmers sprang auf, und über die Schwelle traten Hand in Hand zwei jugendliche Gestalten, bei deren Anblick das Auge der Baronin in mütterlicher Freude erglühte.

Es waren ihre Kinder, Oskar und Anna, der Stolz und die Freude ihres Herzens; zwei kräftig schöne Wesen, aus deren Augen und Wangen die blühende Gesundheit lachte, deren Körper in der reinen Luft und in den regelmäßigen Beschäftigungen der Landwirthschaft erstarkt, und deren Sinn unter der steten Aufsicht der Mutter rein und fleckenlos geblieben war.

Oskar überragte die schlankere Schwester um mehr als Kopfeslänge, und das vollendete Ebenmaß seiner Gestalt ließ in ihm eine mehr als gewöhnliche Kraft vermuthen; er war jetzt schon zu einer Höhe emporgewachsen, welche das mittlere Maß weit überschritt, seine Brust war hoch gewölbt, seine Schultern waren breit, und mit diesen äußeren Zeichen seiner Manneskraft verband er das beneidete Merkmal echt aristokratischer Geburt — mädchenhaft schlanke und kleine Hände und Füße. Sein Gesicht, von üppig reichen blonden Haaren umrahmt, zeigte in seinen Linien eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen der Mutter, während die Form des Mundes und das aufleuchtende Feuer seines Blickes an die Gräfin erinnerte; er schien von der Ersteren die Anmuth seiner Erscheinung und von der Anderen den stürmischen, jetzt noch unter jugendlicher Sorglosigkeit schlummernden Charakter geerbt zu haben.

Jetzt leuchtete sein Antlitz in fröhlicher Laune, denn welcher Jüngling freute sich nicht, wenn sich ihm die goldenen Thore der großen Welt erschließen! Er lachte, daß man die zwei Reihen seiner schönen Zähne durch die geöffneten frischen Lippen schimmern

sah, und mit neckendem Spott sah er zu der Schwester hinab, welche schmollend an seinem Arm hing.

„Mutter — sage ihm, daß er alle Woche an uns schreibt!" rief sie lebhaft.

„Alle Tage!" lachte Oskar.

„Ja — ich kenne das! Wenn Ihr erst das elterliche Haus im Rücken habt, dann denkt Ihr nicht mehr an uns, die wir hier Langeweile haben! Wenn nur wenigstens ein Brief käme, aber es vergehen Monate, ehe man eine Zeile zu sehen bekommt!"

„Oho — Anna hat Erfahrung, Mutter! Sie weiß es von ihrer Freundin Emilie von Klützow, deren Bruder es so gemacht hat!"

Die Schwester erröthete leicht, aber ehe sie antworten konnte, klang die scharfe Stimme der Gräfin dazwischen.

„Es ist hohe Zeit, Oskar!" sagte sie kurz. „Der Bahnzug wartet auf Niemand, und es wäre eine schlechte Empfehlung, wenn Du bei Deinem ersten Ausfluge schon unpünktlich wärest!"

Die Worte der Gräfin, in einem verdrießlichen, zänkischen Tone gesprochen, fielen wie ein tödtender Reif auf die fröhliche Stimmung der Geschwister; sie fuhren aus einander, und Oskar trat mit kalter, steifer Verbeugung zu der Tante, deren Hand er mit kühler Höflichkeit ergriff.

„Lassen Sie mich noch einmal meinen Dank für alle Sorge, die Sie um mich gehabt haben, wiederholen!" sagte er gemessen. „Ich verdanke Ihnen in dieser Reise die Zukunft und vielleicht das Glück meines Lebens, und jede Stunde wird mich an diese untilgbare Verpflichtung gegen Sie erinnern!"

Die Gräfin musterte ihn mit einem flüchtigen Blick, dann nickte sie kalt.

„Ich will keinen Dank weiter als nur den, daß Du meiner Empfehlung keine Schande machst! Reise glücklich und schreibe an mich — ich kann aus Deinen Briefen am besten ersehen, ob Du Fortschritte gemacht hast! Willst Du so gut sein, meinen Wagen zu bestellen, Anna?"

Oskar trat mit demselben steifen Anstande zurück, dann wandte er sich rasch zu der Schwester, die er mit aufrichtiger und bewegter Zärtlichkeit in seine Arme schloß.

„Hole rasch den Wagen, damit die Tante aus dem Hause kommt!" flüsterte er während der Umarmung, dann drückte er einen innigen Kuß auf ihre Lippen, und nahm eilig den Arm der wartenden Mutter.

„Adieu, Tante — Adieu, Anna!"

„Adieu, Oskar — und schreibe bald!" klang es noch in der

Thür, dann schloß sich dieselbe und die Baronin war mit ihrem Sohne allein.

Sie schritten langsam die Treppe hinab, durch die weite Flurhalle, und traten jetzt in das Portal, vor dem der Reisewagen, umgeben von dem ganzen Hofpersonal, zur Abfahrt fertig stand. Der Verwalter allein stand mit dem alten Kandidaten auf der Schwelle, und während der junge Baron sich mit freundlichem Handschlag von dem früheren Lehrer verabschiedete, trat er rasch auf die Baronin zu.

„Gnädige Frau — nur einen Augenblick Gehör!“ sagte er hastig und dringend.

Die Baronin wandte sich zu ihm und lächelte leicht über seine Eilfertigkeit.

„Was giebt's, Mannkopf — noch etwas vergessen? Ich bleibe ja keine Ewigkeit, und so lange werden Sie die Wirthschaft wohl allein führen können!“

„Es handelt sich aber nicht um die Wirthschaft, gnädige Frau!“

„Und um was sonst?“

„Um den jungen Herrn Baron!“

Die Baronin wurde plötzlich ernst und ihr Gesicht nahm einen ungewöhnlich strengen Ausdruck an.

„Schon wieder diese merkwürdige Laune, Herr Mannkopf? Sie sehen Gefahren für meinen Sohn, wo kaum Hindernisse sind — ich will dergleichen Thorheiten nicht mehr hören, ich mag meine Schwägerin, die Gräfin Ahrenberg, nicht muthmaßen lassen, daß ich ihr mißtraue.“

„Gnädige Frau, ich will jede Strafe auf mich nehmen, die Sie mir auferlegen, wenn ich Unrecht gehabt oder irgend Jemand verläumdet habe, — aber lassen Sie mich den jungen Herrn begleiten!“

„Nein!“

Der Verwalter trat vor der schroffen, kurzen Antwort zurück, und im gleichen Augenblick schritt auch der Baron rasch an ihm vorüber.

„Leben Sie wohl, Mannkopf, und sehen Sie fleißig nach dem Braunen — ich komme bald einmal herüber und will [illegible] tüchtig zusammenreiten!“ [illegible] es, vor

„Gott gebe es!“ antwortete der Verwalter mit schwerem [illegible]

Mutter und Sohn stiegen ein, Mannkopf winkte mit der Ha[illegible] und mit lautem Hurrah des Hofgesindes, mit Peitschenknall und [illegible]selndem Gepolter fuhr der Wagen vom Hof.

Der Verwalter sah ihm nach, auch der Kandidat war zu ihm getreten und beide schwiegen, als ein leichter, modischer Wagen um die Scheune bog und vor den kleineren Eingang zum Schlosse rollte. Ein Kutscher in heller Livree führte die Zügel, ein Lakai mit mäch-

tig hohem Hut saß auf dem Hintersitz, und auf den Polstern des Wagens ruhte ein kleiner Hund — es war ein Modefuhrwerk, welches sich in der massiven, wirthschaftlichen Umgebung seltsam genug ausnahm.

„Das ist das Fuhrwerk der Gräfin — sie schämt sich der alten Familienkutsche!“ sagte der Verwalter bitter.

Der Lakai war mit einem kühnen Schwunge abgesprungen, öffnete den Schlag und geleitete jetzt die Gräfin langsam in den Wagen; dann hüpfte er mit derselben Gelenkigkeit wieder auf seinen Sitz und im selben Moment rollte das Fuhrwerk auch schon davon.

„Affenvolk!“ murrte der Verwalter. „Kommen Sie, Herr Woltmann — jetzt will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, wie Sie sie wohl nicht in Ihren alten Büchern gelesen haben!“

Zweites Kapitel.

Der Rittmeister.

Wer vor etwa zwei Jahren die eleganteren Konditoreien, die feinen Café's unter den Linden, und in den Mittagsstunden die Promenade von der neuen Wache bis zum Brandenburger Thore besucht hat, wird sich gewiß einer Persönlichkeit entsinnen, welche an diesen Orten fast täglich zu treffen war und zu den Tonangebern der dort verkehrenden Kreise gehörte.

Diese Persönlichkeit war der Rittmeister Graf von Ahrenberg.

Wenn er in seiner einfach und tadellos eleganten Kleidung, mit der nachlässig stolzen Haltung und dem leicht sarkastischen Lächeln auf den fein geschnittenen Lippen müßig durch die Straße schlenderte, so fol[illegible]ihm der Blick der rivalisirenden Stutzer mit unverhohlenem Neid [illegible]d mancher hübsche Mädchenkopf wandte sich verstohlen nach [illegible]lanken, kräftigen Gestalt um. Aber der Rittmeister hatte für beide keinen Blick, er schien um Lob und Tadel, um Neid und Bewunderung gleich unbekümmert zu sein, und sein Umgang erstreckte sich nur auf einige Offiziere der Gardekavalerie und auf einige ältere Herren, welche aus der hohen Staatskarriere sich in den bequemen Ruhestand zurückgezogen hatten.

Er war vielleicht dreißig Jahre alt, von geschmeidiger, kraft-

voller Figur, und sein Gesicht zeigte jene glückliche Mischung von Kühnheit und Gutmüthigkeit, welche namentlich bei Frauen als das Kennzeichen eines aristokratischen Kavaliers gilt. Seine Stirn zeigte noch keine Falte, seine Nase war kühn und fein geschnitten, der Mund mit den blendend weißen Zähnen war tadellos, und durch die scharfen, dunklen Augen, welche unter den starken Brauen hervorblitzten, erhielten die Züge ein Leben und Feuer, welches manchen bedeutend jüngeren Mann beschämen konnte.

Als Rittmeister trug er natürlich den in der preußischen Armee üblichen Schnurr- und Backenbart, dessen kurze und glatt gehaltene Form noch den ehemaligen Militair erkennen ließ.

Er war Offizier im Gardekürassierregiment gewesen und seine Führung war nach allen Berichten tadellos, so daß es ein gewisses Aufsehen im Offizierkorps erregte, als er seinen Abschied nahm. Niemand wußte, warum er eine Laufbahn mit so glänzenden Aussichten für ihn verließ; er selbst sprach sich gegen Niemand darüber aus, und versteckte Fragen wußte er in einer Weise abzufertigen, daß kein Neugieriger den Versuch zum zweiten Male machte.

„Er ist kein Freund des Kasernendienstes!" meinten Einige.

„Er ist auch reich genug, um ohne Charge zu leben!" fügten Andere hinzu.

„Es war ihm nur um den Titel zu thun!" sagten die Dritten.

Wie es auch sein mochte, reich mußte der Rittmeister jedenfalls sein; wenigstens gab er sich alle Mühe, als reicher, flotter Lebemann zu erscheinen. Man sah ihn überall, im Theater, im Concert, in den kleinen Soireen der Offiziere und im Sommer in den Bädern; er war ein lustiger Gesellschafter und von Allen wohlgelitten.

Dieser tadellose Kavalier schritt in der Visitenstunde — zwischen zwölf bis ein Uhr Mittags — an dem Palais des Prinzen Adalbert vorüber, einem Hause am Leipziger Platze zu, das durch den hohen aristokratischen Schwung der Bogenfenster, das Wappen über dem Portal und die Stuckaturarbeiten am Fries sich schon von Weitem als ein der Noblesse von Berlin geweihtes Domizil präsentirte. Graf von Ahrenberg trug einen eleganten Promenadenanzug und die Sonne spiegelte sich in dem Glanze seiner brillanten Busennadel und seiner — Lackstiefeln.

Er zog die Portiersglocke am Portal des vornehmen Gebäudes, vor dem er stehen geblieben war.

Der Eingang öffnete sich und der Edelmann stieg die mit Teppichen belegte breite Treppe bis zur ersten Etage empor.

„Fritz, ist Excellenz zu Hause?" rief er einem reich gallonirten Bedienten mit zwei ungeheuren Bartcoteletten zu, der aus einem obern Stockwerk herabsteigend, mit dem Grafen auf dem ersten Absatz des Treppenhauses zusammentraf.

„Excellenz läßt sich frisiren und ist für keinen Sterblichen zu sprechen, Sie allein, Herr Graf, sind selbstredend nicht in dieses Verbot mit eingeschlossen. Geduldèn Sie sich einen Augenblick, ich werde Sie anmelden."

Der Lakai ließ den Rittmeister in ein Vorzimmer treten und zog sich dann in das Innere der Wohnung zurück.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, gnädiger Herr, Excellenz erwartet Sie!" Mit diesen Worten schlüpfte der Bediente wieder hinter dem damastenen Vorhang hervor.

„Ich danke Dir, Fritz, Du bist ein Wetterkerl und machst Alles möglich," sagte der Rittmeister, drückte dem Lakai mit vornehmer Herablassung die Hand und ließ dabei einen Thaler in diese gleiten.

„Beschämen Sie mich nicht, gnädigster Herr," eiferte der Beschenkte. „Sie können meine Ergebenheit auf ganz andere Proben stellen," setzte er mit einem listigen Blick hinzu.

„Die Zukunft wird es lehren," erwiderte der Graf kurz, nickte dem Bedienten zu und begab sich in das Ankleidezimmer Sr. Excellenz des Geheimraths von Finkenstein.

„Sieh' da, mein Junge, setze Dich an's Fenster und blätt're in den Journalen," rief der Rath dem Rittmeister zu, als des Letzteren stattliche Figur auf der Spiegelfläche des großen Trümeau erschien, vor welchem der alte Herr in einem Rollstuhle ausgestreckt lag.

Ein blendendweißer Pudermantel umhüllte seine Büste, ein anderer Lakai, der vertraute Kammerdiener Sr. Excellenz, war damit beschäftigt, das Haupt des Gebieters, was soeben eine amerikanische Wäsche bestanden hatte, zu salben.

Als der dienende Geist sich der Marmorconsole vor dem Spiegel zuwandte, auf welcher eine Anzahl von Touren von ihren Perrückenstöcken auf Pomadenbüchsen und Schönheitswasserflacons herabsahen, konnte es sich der Rittmeister nicht versagen, einen mitleidigen Blick auf die von spärlichen weißen Locken umrahmte Platte des Greises zu werfen, welche ihn in ihrer nüchternen Kahlheit angrinste.

„Der Herr Oheim lassen sich adonisiren," lächelte er, während er auf einem Sessel am Fenster Platz nahm.

„Was Du freilich nicht nöthig hast, schöner Taugenichts, dessen Unwiderstehlichkeit Unsereinem das Jagen in Amors Haine so schwer macht."

„Der gnädige Herr Onkel belieben zu scherzen. Mit diesen frischen blühenden Wangen, mit diesen schwarzen prächtigen Haaren können Sie die keuschesten Vestalinnen."

„Ja, spotte nur über die Schminke auf meinen Backen und die ...f auf meinem Schädel. In 30 Jahren, wenn Du mein Alter erreicht hast, wirst Du anders reden, Monsieur Naseweis. Und schwer-

lich machst Du und Deinesgleichen mir nach, was ich in galanten Abenteuern geleistet habe.“

„Und noch leisten werde,“ ergänzte der Rittmeister.

„Wie die Zukunft und mein süßes Töchterchen will,“ schmunzelte der Geheimrath, ließ sich den Pudermantel abnehmen, erhob sich und reckte die Glieder, welche in einem gelben Nankinggewand von vergangenen Tagen träumten.

Wie er so dastand, parfümirt und frisirt wie ein Bräutigam, machte der untersetzte, wohlbeleibte Greis den Eindruck eines jener aufgeblasenen alten Gecken, die noch alle Reize der Verführung in sich zu vereinigen wähnen, während sie die kleinste Gunstbezeigung des schönen Geschlechts mit Gold aufwägen müssen.

Die Excellenz betrachtete sich noch einmal wohlgefällig im Spiegel und tänzelte dann mit etwas unbeholfener Grandezza auf eine Ottomane zu, in deren Polster er, dem Rittmeister gegenüber, niedersank.

„Haben Excellenz schon gefrühstückt?“ äußerte der Rittmeister.

„Dem Frager zu Gefallen muß ich schon nein sagen. Jean, besorge uns einen kleinen Lunch, zwei Bouteillen Malaga und ein Fläschchen Madeira.“

„Der Herr Onkel weiß zu leben,“ sprach mit einer verbindlichen Handbewegung Graf Ahrenberg. „Aber Sie erwähnten vorhin Ihr süßes Töchterchen, Excellenz; ist die Frage gestattet, auf Grund welcher Ideenverbindung dies geschah?“

„Sie sind sehr neugierig, mein Bester, aber als zukünftiger Schwiegersohn muß man Ihnen etwas zu Gute halten.“

Der Rittmeister verneigte sich mit einem sauer-süßen Lächeln.

„So wisse denn,“ fuhr der Geheimrath fort, wieder zu dem vertraulichen Du übergehend, „meine einzige Tochter Eugenie befindet sich, wie Dir nicht unbekannt sein wird, noch immer in der Pension der Frau Tugendreich. Sie ist bereits confirmirt, sie ist emporgeschossen wie eine Tanne, und sie ist ein Ausbund von Tugend wie ihre selige Mutter. Deshalb habe ich, obwohl halb und halb wider ihren Willen, das fernere Verbleiben des lieben Püppchens in der Pension veranlaßt.“

„Ihr macht da sonderbare Schlüsse, gnädiger Herr Onkel.“

„Die natürlichsten und vernünftigsten von der Welt, mein Junge. Obgleich seit geraumer Zeit Wittwer, bin ich ein Muster von Moral, wie mir der Neid lassen muß. Aber menschlichen Regungen kann sich kein Sterblicher entziehen und was kann ich dafür, daß ich ein so famoses, heiteres, flottes und bei den Weibern so wohl gelittenes Kerlchen geblieben bin? Gütiger Himmel, man ist eben nicht unempfindlich gegen die schmachtenden Blicke des schwächeren Geschlechts, und bei aller Vorsicht könnte das blöde, unerfahrene Ding, die Eugenie, hier Zeugin von kleinen Liebesscharmützeln werden, die sie mißverstehen

könnte und deren Bedeutung erst Du, Herr Schwiegersohn, ihr beibringen sollst — Du verstehst mich doch?"

„Vollkommen, Onkelchen," bestätigte der Rittmeister, nachdem er mit Mühe dem Lachreiz widerstanden hatte, welcher bei den prahlenden Worten des geckenhaften Alten ihn anwandelte, „und ich billige es durchaus, daß Fräulein Eugenie womöglich bis zu ihrer Verheirathung aus der strengen Klausur der Pension nicht herauskommt."

„Nun, Jean, Dein Gesicht ist ja geröthet wie das einer Purpurschnecke; man scheint genascht zu haben, Herr Kammerdiener. Ist uns ein Fasanenknochen im Halse stecken geblieben oder tranken wir eine Flasche Madeira auf einen Zug aus?"

Die Excellenz redete mit diesen Worten den Lakai an, welcher das befohlene Frühstück herbeibrachte und auf einem runden Tischchen mit weißer Marmorplatte seinem Herrn und dessen Gast servirte.

„Allzugroße Diensteifrigkeit und zwanzig Grad Hitze, Excellenz," antwortete der Bediente, „mögen das lebhafte Farbenspiel in meinem armen Gesicht entschuldigen."

„Schlauberger, wir kennen Dich. Aber jetzt laß uns allein und begieb Dich in den Vorsaal. Ich bin für Niemand zu sprechen mit Ausnahme von Fräulein von Lankwitz oder Frau Berger. Will mich eine dieser Grazien besuchen, so führe sie in mein Lesezimmer und unterhalte sie, bis ich Dich ablöse."

Den letzten Auftrag flüsterte der Geheimrath dem Kammerdiener in's Ohr und entließ ihn dann mit einer gnädigen Geberde.

„Jetzt sind wir unter uns Jungfern, lieber Ahrenberg. Iß und trink und sei frohen Muths; vor allen Dingen aber sage mir, mit was kann ich Dir dienen — welchem Ereigniß, welcher Verlegenheit habe ich Deine heutige Visite zu verdanken?"

„Daß Sie mir stets so eigennützige, sträfliche Absichten zutrauen, Excellenz. Als wenn die Stimme des Bluts, die zärtliche Zuneigung . . . . ."

Der Geheimrath lachte laut auf und enthob dadurch den Rittmeister der Vollendung seines Compliments.

„Laß die Faxen, Constantin," sagte er dann gutmüthig und klopfte dem Grafen auf die Schulter, „schone mich nicht, schieße heraus damit, was Du mir zu beichten hast. Ich wittere einen Anschlag auf meine Börse oder meine — Tugend, denn um geringerer Ursachen willen pflegst Du selten bei mir vorzusprechen."

„Fehlgeschossen, Onkelchen," lachte Graf Ahrenberg, „diesmal bin ich der Spender und Sie sind der Empfänger. Ich bringe Ihnen Grüße von meiner Tante Aurelie . . . ."

„Von der ich gestern eine lange Epistel erhielt. Und was weiter?"

2*

„Sie meldet mir die Ankunft meines Cousins, des Bauertölpels Oskar.“

„Nun — das ist ja eine Capitalnachricht. Und Du jubelst nicht darüber, Constantin?“

„Alle Wetter!“ brauste der Rittmeister auf. „Die heilige Aurelie hat auch mir eine derartige Andeutung gemacht. Ich bat sie um Geld und sie schreibt: Ich schicke Dir Oskar, erziehe ihn zum Lebemann, mache Deine sittlichen Grundsätze zu den seinigen und es wird Dir in Zukunft nicht an Geld fehlen.“

„Das ist auch meine Meinung, Du Glückspilz.“

„Aber verehrtes Onkelchen, so erklären Sie mir doch, wie der unmoralische Lebenswandel, zu dem ich allem Anscheine nach den edlen Krautjunker anlernen soll, sich in eine Geldquelle für mich verwandeln kann?“ rief der Rittmeister und stürzte den Inhalt eines vollen Kelchs Madeira hinunter.

Die Excellenz faltete die Hände über ihrem Schmeerbauch, starrte den Grafen mit einem ironischen Lächeln an und erwiderte bedächtig: „Du frägst in einem Athemzuge mehr, als ich Dir in einem Monate, wenn ich sonst die Zeit, die Lust und die Vollmacht dazu hätte, beantworten könnte. Erziehe den jungen Baron daher, wenn er sich anders von Dir leiten läßt, im Sinne der Gräfin von Ahrenberg, und es wird Dein Schade nicht sein.“

„Sollten Sie mir wirklich gänzlich freies Spiel hierin lassen, gnädigster Herr Onkel?“

„Warum nicht, Constantin? Auf den ersten Blick machst Du den Eindruck eines Gentleman, eines Elegants comme il faut. Diese guten und schlechten Eigenschaften, welche Dich zu einem der Löwen der Residenz stempeln: das Spielen und Wetten, das Flattiren und Charmiren, das Liebäugeln, die Kunst, den Weibern zu gefallen, die Virtuosität im Schuldenmachen — bringe sie Deinem Schutzbefohlenen bei, und das erste Erforderniß — den feinen Schliff wird ihm Niemand streitig machen.“

„Sprechen Sie im Ernst, verehrter Oheim?“

„Was berechtigt Dich, daran zu zweifeln, ungläubiger Thomas? Meine Schwägerin, Gräfin Aurelie, hat den ungehobelten Gegenstand unserer Unterhaltung zum Diplomaten bestimmt, und wäre Oskar noch naturwüchsiger als er ist, er soll unter meiner Leitung und Protektion ein Diplomat werden, der einen Jesuitengeneral verdunkeln soll.“

„Ihm fehlt ja die nöthige wissenschaftliche Bildung zu dieser Karriere,“ warf der Rittmeister ein und trommelte auf dem Teller mit seiner Gabel den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum.

„Wer sagt Dir denn das?“ rief der Geheimrath. „Der Bengel spricht, wie mir Gräfin Aurelie schreibt, drei fremde lebende Sprachen

wie Wasser, und der Besuch einiger staatswissenschaftlicher Vorlesungen auf der hiesigen Universität wird seine staatsmännische Vorbildung vollenden."

„Aber Excellenz, was soll denn dem zukünftigen Bewirthschafter der Wildenburg'schen Güter dieser vornehme Anlauf nützen? Wie lange wird es dauern, und Oskar muß den gestickten Galarock mit dem Staubkittel des Landwirths vertauschen."

„Wenn wir es nicht zu hintertreiben wüßten, Du Kurzsichtiger," schalt der Geheimrath, warf Messer und Gabel auf die silberne Platte und sich, nachdem er sich der Serviette entledigt, zurück in das Polster seines Stuhles.

„Wen begreifen Sie Alles unter diesem wir, Onkelchen?"

„Nun, wen anders als Dich, Deine Tante Aurelie und meine Wenigkeit?"

„Wir können den jungen Baron aber doch nicht zwingen, auf eine Laufbahn zu verzichten, zu der ihn die Verhältnisse, sein Vater und zweifelsohne seine eigene Neigung bestimmt haben?"

„Wer redet denn von Zwang, Constantin?" fuhr der Geheimrath auf. „Du mußt es mir nicht übel nehmen, aber Dein Fassungsvermögen ist diesen Morgen etwas eingerostet. Da, trink ein Glas Malaga und die Erkenntniß wird über Dich kommen, ehe Du Dir's versiehst."

Die Excellenz ergriff mit diesen Worten eine der Bouteillen und schenkte daraus dem Rittmeister ein.

„Ich muß es mir schon gefallen lassen, daß der Herr Onkel mich einen stupiden Stockfisch nennt, aber es will mir nun einmal nicht in den Kopf, daß Oskar jemals einen solchen Schwabenstreich begehen und die Wildenburg'schen Besitzungen verkaufen oder verpfänden könnte, um sich die Unabhängigkeit von örtlichen Verhältnissen zu schaffen, welche die diplomatische Laufbahn erheischt."

„Ich muß Dir schon auf die Sprünge helfen," murmelte der Geheimrath mit einem boshaften Lächeln. „Dem alten Baron von Wildenburg kann ich leider nicht mehr die Pestilenz an den Hals wünschen, da er todt ist; seine Wittwe, ein fleißiges aber beschränktes Weib bürgerlicher Abkunft, wird nur von dem einen Gefühle erfüllt, von dem einen Gedanken beherrscht, das ihr hinterlassene Besitzthum im Sinne ihres verstorbenen Gatten zu bewirthschaften und zu erweitern. Sie betrachtet sich gewissermaßen nur als Pächterin der weit und breit bewunderten Güter und, so sehr sie ihre Kinder, und hauptsächlich den Erstgebornen, Oskar, lieben mag, sie würde, wenn es uns gelänge, einen Bruder Liederlich aus diesem Goldsöhnchen zu machen, ihr eigenes Fleisch und Blut lieber auf eine klägliche jährliche Leibrente setzen, als zugeben, daß er als Güterschlächter die abgerundete, angestaunte Schöpfung seines Vaters zerstückelte."

In das Gesicht des Rittmeisters schoß bei diesen Worten der alten Excellenz eine plötzliche Röthe. Aber es war nicht die Wirkung des feurigen Weines, welche dieses schnell wieder erblassende Carmin hervorgerufen, sondern die Regung eines Ueberrestes von edlem Stolze, der sich gegen die Ausführung dieses heimtückischen Anschlags auflehnte.

„Onkelchen," sagte er nach einer qualvollen Pause, „Ihr Plan ist ebenso fein als raffinirt, aber für einen Edelmann, offen herausgesagt, zu hundsföttisch."

„Wie Du denkst, mein Liebchen," gab der ränkevolle Alte zurück. „Ist es ja auch vollständig gleichgültig, ob einst die Ahrenbergs die Erbschaft der Wildenburgs antreten, oder ob ihre verschuldeten Güter unter Sequester gestellt und subhastirt werden."

„Wer erkühnt sich zu behaupten, daß es so weit mit uns gekommen ist?" rief mit flammendem Blick der Rittmeister.

„Die Landschaftskasse, die Bodenkreditanstalten und ....." Der Geheimrath beugte sich zu Graf Ahrenberg herüber und flüsterte seinem Gast einige Worte in's Ohr, die den ehemaligen Soldaten erbeben machten.

„Ihr seid ein Satan, Onkel," schnaubte der Rittmeister und preßte seine Finger mit solcher Vehemenz um den Bauch seines Glases, daß der Römer zerbrach.

„Ich bin als Schwager Deiner Tante Aurelie von Ahrenberg nur ein treuer Freund Eurer Familie, als Vater meiner Eugenie aber, meiner Tochter und meinem Schwiegersohne verantwortlich für das Erbtheil ihrer seligen Mutter."

„Was in der Herrschaft Finkenstein bestand, die jetzt mit den Wildenburg'schen Gütern verschmolzen ist?" warf der Rittmeister ein.

„Und die ich mit List oder Gewalt wieder zu erwerben, als die Aufgabe meines Lebens, mag dasselbe auch noch so kurz sein, betrachte," vollendete der Geheimrath. „Einem Tugendhelden wie Dir, der lieber bei seinen eigenen armen Verwandten herumschnurrt, als die Mittel, sorgenlos und standesgemäß zu existiren, sich auf Lebenszeit zu verschaffen, hätte ich freilich klüger gethan, mit meinem gut gemeinten Rathschlag zu verschonen. Nimm daher die Worte, welche Dein Kavaliersgewissen vorhin beleidigten, als ungesprochen an — aber vermeide es auch in Zukunft, mich anzupumpen, um es g'rade heraus zu sagen."

Des Rittmeisters Stirn hatte sich bei den letzten Worten des Greises umwölbt, aus seinen angespannten Gesichtsmuskeln zuckte die mühsam verhaltene Wuth, welche sich in seinem Innern austobte. Nicht dem Onkel, sondern dem eigenen Schicksal zürnte er, was ihn wegen Aufbesserung seiner zerrütteten Finanzen verdammte, den Vorschlag des Greises zu acceptiren.

„Und wenn ich nun Ihren Feldzugsplan billigte, Excellenz," sagte er mit dumpfer Stimme, „wenn ich nun die Erziehung und Ausbildung

des jungen Barons in der höheren Schule des Lasters übernähme, wer garantirt mir dafür, daß die schwache Mutter den verlorenen Sohn, wenn er reumüthig einst zu ihr zurückkehrt, nicht in alle die Rechte einsetzt, aus denen wir ihn vertreiben wollen?"

„Ich leiste nach Maßgabe meiner Dir bekannten geringen Mittel jede Bürgschaft dafür, daß dieser Fall niemals eintreten wird, wenn Du subtil, consequent und erfindungsreich Dein Ziel verfolgst," gab der Geheimrath zurück und verlieh seinem lauernden Blick einen katzenfreundlichen, anekelnden Beigeschmack. „Du mußt nämlich wissen, daß der unsolide Lebenswandel ihres Sohnes den willkürlichen Verfügungen der Baronin über dessen Zukunft einen Riegel vorschiebt — inwiefern — darf nicht ich, wird einst Tante Aurelie Dir anvertrauen."

„Topp, Onkelchen!" rief Graf Ahrenberg, „vorausgesetzt, daß Sie mir nichts vorflunkern, trete ich morgen schon meine Hofmeisterdienste bei unserem verbauerten Eleven an. Nach sechs Monaten soll er ein solcher Wüstling sein, daß Casanova vor ihm erröthen, daß Ihre eigene Tochter, Excellenz, ihm zu entgehen, in ein Kloster fliehen muß."

„Male den Teufel nicht an die Wand, mein Sohn!" warnte der Greis, „und prahle nicht vor der Zeit — das erweckt immer Mißtrauen. Ueberstürze Dich auch nicht in den Lectionen, welche Du dem zukünftigen Diplomaten giebst, geh' von der schwachen Dosis der Sünde zu der stärkeren über, und weihe ihn erst in raffinirte Lebensgenüsse ein, wenn Dein Schüler, aus eigenem Antrieb der Eitelkeit, der Sinnenlust zu fröhnen, begonnen hat."

„An Ihnen ist ein Mormonenpriester verdorben, Oheim!" lachte der Rittmeister. „Sie sind ein alter Prakticus, Sie entwickeln eine tiefe Kenntniß der Schwächen des menschlichen Herzens, daß ich Sie dringend ersuche, in Ihren Belehrungen nicht inne zu halten."

Der greise Roué fuhr fort: „Constantin, Du bist der Erste und wirst auch der Einzige sein, dem ich die Mittel andeute, ein Jünglingsherz zu vergiften. Du magst ahnen, aus welchen Ursachen und gleichwohl im Stillen die ungeschminkte Offenheit verdammen, mit der ich Dir hier eine mit Höllenmoral gewürzte Vorlesung halte. Hättest Du meine Erfahrungen hinter Dir, wüßtest Du, wie der verstorbene Baron von Wildenburg mit hinterlistiger, teuflischer Berechnung meinen Leichtsinn genährt, mir Gelder auf Gelder vorgestreckt, bis ich zu seiner Sicherheit ihm Finkenstein verschreiben mußte, Du würdest es vielleicht sehr natürlich finden, daß ich gesonnen bin, dem Sohne meines Feindes in gleicher Münze zurückzuzahlen. Ich hasse dieses Geschlecht der Wildenburgs, ich möchte es ausrotten bis in's vierte und fünfte Glied, und da gleiche Interessen uns verbinden, wirst Du meinem Vorhaben nicht im Wege stehen."

„Sie dürfen auf mich rechnen, verehrter Onkel!" versicherte der Rittmeister.

„Wohlan!" nickte der Greis mit dem grimmigen, falschen Blicke einer wilden Katze, „ich traue Deiner Zusage, aber wehe Dir! solltest Du sie brechen. Außerdem hast Du leichteres Spiel als Du glaubst mit Oskar. Aurelie hat die Baronin zu überreden gewußt, dem jungen Mann den Brodbeutel ziemlich hoch zu hängen. Nicht mehr als hundert Thaler wird er monatlich zur Bestreitung seiner Wohnungsmiethe, Bedürfnisse und Studienkosten ausgesetzt erhalten — also jährlich gerade das Doppelte der Summe, welche ich früher meinem Kutscher zu geben gewohnt war. Sage mir, Constantin, welchen Geldbetrag wird Deiner Meinung nach das Muttersöhnchen noch monatlich auf Wechsel oder gegen andere Bürgschaft aufzunehmen haben, um erträglich anständig, nach Kavaliers-Begriffen, in Berlin leben zu können?"

„Mit der doppelten Summe könnte ich nicht auskommen!" rief der Rittmeister. „Nehmen wir die niedrigste Durchschnittszahl 250 an, so dürfte sie einigermaßen zu Führung eines noblen Junggesellenlebens, wenn man Kredit bei den Weibern und Glück im Spiel hat, ausreichen."

Der Geheimrath rieb sich vergnügt die Hände und fing dann mit seinen zehn Fingern in der Luft herum fechtend, an zu rechnen. „Macht mit dem damno, was er an christliche und jüdische Gauner zahlen muß, jährlich 2400 Thaler, die Baron Oskar über seinen Etat braucht."

„Mit den Zinseszinsen, die nach Verlauf zweier Jahre hinzukommen, wenigstens 6000 Thaler," seufzte Graf Ahrenberg.

„Wenn Du es sagst, so muß es wahr sein," lachte der Alte, „denn Vetter Constantin versteht sich auf diese Branche der höheren Gesellschaftsrechnung."

„Und was folgern Sie aus diesen Zahlen, Oheim?"

„Daß Oskar in spätestens 2 Jahren für einen Verschwender von der Baronin erklärt wird, daß er unter Curatel gestellt wird, daß Wildenburg für ihn verloren ist."

„Onkelchen, man klopft an der äußeren Thür, soll ich öffnen?"

„Es wird einer meiner beiden Schlingel, Jean oder Fritz sein. Erkundige Dich, mein Junge, was es giebt und schlage dem Pinsel die Thüre vor der Nase zu, wenn er uns leichtfertiger Weise gestört hat."

Der Rittmeister folgte der Aufforderung und begab sich durch einen Alkoven nach der Thür, die er halb öffnete. Das pfiffige rothe Gesicht Meister Jean's leuchtete ihm entgegen.

„Gnädiger Herr Graf, Frau Berger, die ich bis jetzt mit Aufbietung meiner ganzen Beredsamkeit gelangweilt habe, wünscht seine Excellenz in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen," flüsterte der Lakai. „Sie scheint Eile zu haben und geht wieder ihrer Wege, wenn der Herr Rath ihr nicht eine kurze Unterredung bewilligt."

„Ich will die Befehle meines Onkels einholen," sagte Graf Ahren-

berg und kehrte zum Geheimrath zurück, dem er das Anliegen der Fremden zu erkennen gab.

„Eine würdige Matrone, die Frau Berger,“ ließ sich der Alte vernehmen, „sammelt für wohlthätige und gemeinnützige Unternehmungen und will heute gewiß mein weiches Gemüth zur Betheiligung an einer Collecte für verwahrloste junge Mädchen und dergleichen anspornen. Man darf sie nicht länger warten lassen, die brave Frau.“

Und der greise Heuchler erhob sich und rief seinem Jean, der noch immer an der Thür postirt stand, die Worte zu: „Beruhige die alte Schachtel und bedeute sie, mich geduldig zu erwarten — ich komme sofort zu ihr.“

„Constantin, Du bist doch mein Gast heute Mittag? Keine Widerrede, alter Junge; wir werden dann weiter über die Zukunft der unserem Herzen so theuren Wildenburg's plaudern.“

„Danke, danke bestens, Onkelchen, aber heute, so sehr ich die Annehmlichkeiten Ihrer lukullischen Diners zu schätzen weiß, dürfte das doch nicht angehen. Der Grünschnabel selbst, der Oskar, hält mich davon ab, den ich um 2 Uhr vom Hamburger Bahnhof abzuholen commandirt bin.“

„Hatte ich doch die lange Hopfenstange, zu der er herangeschossen sein soll, ganz vergessen. Diese Abhaltung freilich entschuldigt das Ablehnen meiner Einladung vollkommen. Mache Dich denn auf die Socken, Rittmeisterchen, stelle das junge Wild, ruf Deine Meute herbei und wenn der Hirsch zuerst im Garne zappelt, blase Dein Halali, daß man es bis nach Mecklenburg hinein hört. Hast Du ihn soweit gezähmt, daß man sein Geweihe nicht mehr zu fürchten braucht, so benachrichtige mich, und ich werde ein kleines solennes Junggesellenfestchen veranstalten, um seine guten und schlechten Anlagen zu ergründen, ohne eine der feinen gesellschaftlichen Formen dabei zu verletzen.“

„So lassen Sie morgen schon die Pasteten backen und den Sekt kalt stellen, Onkelchen!“ lachte Graf Ahrenberg, „denn ich bin dafür bekannt, daß ich mich bei der Vorrede nicht lange aufhalte. Und nun Servitore! wie der Italiener beim Scheiden sagt, und Excellenz, lassen Sie nicht zu viele der edlen Goldfüchse in die Armenbüchse von Frau Berger gleiten.“

„Fürchte nichts, Du Spötter,“ schmunzelte der Geheimrath dem Rittmeister nach, welcher nach einer leichten Verneigung das Boudoir und darauf die Wohnung seines Onkels verließ.

Drittes Kapitel.

Die vertauschten Koffer.

In einer der breitesten und gesundesten Straßen von Berlin steht ein weißgestrichenes, zweistöckiges Haus von einladendem Aussehen. Sind auch die grünen Jalousien vor den Fenstern im Erdgeschoß stets geschlossen, so ist der Anblick der Fenster der Belle-Etage zu gewissen Zeiten des Tages um so anziehender. Eine Anzahl niedlicher Mädchenköpfe mit Flechten, Locken und Netzen — einer reizender als der andere — pflegt dann mit gleichgültigen, schalkhaften oder sehnsüchtigen Blicken das Leben und Treiben der Außenwelt an sich vorübertosen zu lassen. Im ersten Stock dieses Gebäudes befinden sich die Lehrsäle und Arbeitsräume der Pensionärinnen, welche in Frau Doctor Eulalia Crescentia Tugendreich ihre Patronin verehren oder fürchten, was so ziemlich auf Eins herauskommt; im obersten Stock sind die Schlafzellen der Pensionärinnen, welche mit klösterlicher Einfachheit ausgestattet sind.

Die würdige Vorsteherin dieser Pensionsanstalt für die gereiftere weibliche Jugend der höheren Stände schreitet in dem großen Versammlungssaale — der sogenannten Aula — des Instituts auf und ab. Ihre goldgelben Haare, der knöcherne Hals und die geröthete Nase machen die Erscheinung der Frau Doctorin nicht gerade zu der liebreizendsten.

Jetzt zieht sie eine Uhr unter ihrem Gürtel hervor und betrachtet das Zifferblatt. „Es wird Zeit, daß dieser Vorstellungsceremonie, so überflüssig auch derartige Allotria sind, genügt wird,“ spricht sie zu sich selbst und schreitet auf das Katheder zu, worauf eine mächtige Klingel paradirt.

Frau Eulalia Crescentia Tugendreich schellt zweimal heftig, und eine stämmige, breitschultrige Dienerin mit einem kleinen Bärtchen auf der Oberlippe tritt in den Saal, an dessen Eingangsthür sie bescheiden stehen bleibt.

„Rufen Sie die Elevinnen zusammen, Mutter Conrad,“ befiehlt die Frau Doctorin, „und lassen Sie, wenn sämmtliche junge Damen versammelt sind, die Zöglinge durch die geöffneten Flügelthüren der Aula zu mir eintreten.“

„Soll ich auch den neuen Ankömmling, das heute Mittag erst eingetroffene Fräulein, herbeibeordern?“

„Und Sie fragen noch! Das ist ja die Hauptperson der Begrüßungsscene, welche jetzt vor sich gehen wird, Mutter Conrad. Aber achten Sie darauf, daß das junge Mädchen nicht eher in den Saal tritt, als bis sämmtliche Pensionärinnen dessen Schwelle überschritten haben.“

„Zu Befehl, Frau Doctorin!“ sagte die Dienerin und begab sich wieder in das Entree und von dort aus nach dem sogenannten Garten des Instituts, worunter ein Stückchen Erde verstanden wurde, das in einen Rasenplatz, zwei Blumen- und zwei Gemüsebeete abgetheilt war. Auf dem Rasenplatz standen zwei grün gestrichene Bänke, mit einer Flora junger Mädchen bedeckt, die darüber hinwegsehen ließ, daß der Spätherbst schon mit der Sichel der Vernichtung die Beete ihrer Blumenzier entkleidet hatte.

„Meine Fräuleins, die Frau Vorsteherin erwartet Sie sammt und sonders in der Aula, wo Ihnen Fräulein Constanze von Stieglitz vorgestellt werden soll,“ deklamirte Mutter Conrad mit dem Pathos eines öffentlichen Ausrufers.

Eine Lache erhob sich und „Steinitz, nicht Stieglitz, Frau Conrad!“ rief jubelnd die Schaar der Elevinnen, welche dann wie die Windsbraut davon stob, während Frau Conrad langsam hinterdrein wackelte.

Nach ihrer Größe in Reihe und Glied aufgestellt, harrten die wilden, lebhaften und ausgelassenen Elevinnen des Augenblicks, wo die Heldin des Tages, die Tochter des Majors von Steinitz, durch Frau Conrad in den Saal geführt wurde.

Kaum war dies geschehen, kaum hatte man sich allseitig darüber verständigt, daß die neue Pensionärin eine Jungfrau von eben so schönem Wuchs als von interessanter Gesichtsbildung sei, als die Vorsteherin durch eine Handbewegung zu verstehen gab, daß sie eine Ansprache an ihre jungen Pflegebefohlenen halten wolle.

Tiefe Stille trat ein, Frau Eulalia Crescentia Tugendreich räusperte sich und begann:

„Meine Fräulein und Schülerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen in diesem jungen Mädchen Fräulein Constanze von Steinitz vorzustellen und Sie zu ersuchen, dieselbe als Collegin zu betrachten und zu honoriren. Machen Sie sich gegenseitig mit einander bekannt und erläutern Sie Ihrer Genossin die vornehmsten Paragraphen unserer Hausordnung. Zur Feier des Eintritts der neuen Pensionärin werde ich morgen einen Ausflug nach Tegel mit Ihnen unternehmen und verlasse Sie daher jetzt, um die Wagen, welche wir dazu bedürfen, zu bestellen.“

Die Vorsteherin schwieg, die jungen Mädchen aber drängten sich

mit lautem Jubel an die eingeführte Gefährtin heran und überhäuften sie mit Liebkosungen, Fragen und Schmeicheleien.

„Noch Eins, meine Damen,“ nahm die Frau Doctorin wieder das Wort und wandte sich an der Thür noch einmal zu der vergnügten Schaar um. „Sie werden morgen ohne Ausnahme in weißen Kleidern erscheinen, da vielleicht der letzte schöne Herbsttag dieses Jahres mit morgen zu Ende geht.“

„Mit welcher Ihrer Elevinnen, Frau Doctorin, soll die junge Dame eine gemeinsame Zelle bewohnen?“ fragte plötzlich eine jugendliche Stimme.

Die Angeredete dachte nach und erwiderte dann schnell: „Mit wem sonst als der Fragerin selbst. Sie haben das größte und freundlichste Zimmer von Allen, liebe Eugenie, Sie sehnen sich schon längst nach einer Schlafgenossin. Ich hoffe, daß Sie sich mit Constanze gut vertragen werden, welche auch gleichen Alters mit Ihnen ist.“

„Ist das auch Ihre Meinung, liebes Herz?“ rief eine schlanke Brünette mit einem allerliebsten Stumpfnäschen und schlang ihren Arm um den Hals der Neueingeführten.

„Wie danke ich Ihnen für dieses freundliche Entgegenkommen, wie wohlthuend berührt mich der süße Klang Ihrer Stimme, welcher mich so lebhaft an meine Schwester erinnert,“ entgegnete Constanze.

Die beiden jungen Mädchen küßten sich, während die übrigen Pensionärinnen einen Kreis um sie schlossen und einen Ringeltanz aufführten.

Frau Tugendreich hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Bald darauf verließ eine tief verschleierte Dame das Pensionat und Frau Conrad verkündigte den jungen Mädchen, daß die Direktorin ausgegangen und das frugale Abendbrod in dem im Erdgeschoß belegenen Speisesaale aufgetragen sei.

Als man abgespeist hatte, verfügten sich die jungen Mädchen Paarweise in die von ihnen bewohnten Zellen; auch Eugenie und Constanze zogen sich in die Räumlichkeit zurück, worin die weißüberzogenen Betten nebeneinander standen, die noch kein männliches Auge gesehen hatte.

Je älter der Mensch wird, je vorsichtiger ist er in der Wahl seiner Freunde. In der Jugendzeit tritt das umgekehrte Verhältniß in Kraft, und Freundschaftsschwüre auf Tod und Leben sind oft die blitzschnellen Resultate einer vor wenigen Minuten erst angeknüpften Bekanntschaft. Auch Eugenie und Constanze — Beide aus vornehmer Familie, Beide siebenzehn Jahre alt, Beide mit schalkhaften, lachenden Sirenenaugen und einem nie versiegenden Humor ausgestattet — hatten sich so schnell aneinander geschlossen, ihre gegenseitigen kleinen Erlebnisse erzählt und Herzensgeheimnisse gebeichtet, daß man sie für ein Geschwisterpaar halten konnte, wenn man sie, die eine den Arm um den Nacken der anderen geschlungen, am Fenster stehen und plaudernd, schwärmend und

lachend auf die fliegenden Lichter der Laternenanzünder blicken sah, welche damit von einem Gaskandelaber zum andern eilten.

Plötzlich machte sich Constanze aus der Umarmung der Freundin los, riskirte einen Luftsprung und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Ach, wie wird das herrlich werden — eine Landpartie nach Tegel!" rief sie aus und küßte ihren Zeigefinger, den sie darauf in die Luft schnellte.

„Wir schreiben zwar übermorgen schon den 1. November," warf Eugenie ein, „aber das Wetter ist noch so sommerlich, als wenn der gestrenge Herr, der Winter, noch gar nicht daran dächte, mit seinem eisigen Staubbesen alles Leben aus der Natur zu fegen."

„O, Sommer oder Winter, was kümmert's mich? Hast Du's gehört, Eugenie, in weißen Kleidern wie die Frau in Weiß sollen wir morgen uns der Frau Doctorin präsentiren! Das muß ich geahnt haben, denn eine prächtige funkelnagelneue Ballrobe, ein Geschenk meiner Schwester, befindet sich unter meinen mitgebrachten Kleidervorräthen. Ach, Du mußt diese Robe sehen, geliebtes Leben, um meine Freude ermessen zu können, daß ich mich morgen schon darin zeigen kann."

Constanze von Steinitz hatte sich bei diesen Worten einem mit blanken Messingnägeln beschlagenen schwarzen Ungethüm von Reisekoffer genähert und zog denselben jetzt mit Hülfe ihrer Stubengenossin hinter einem Bettschirm hervor, der mit Engelsköpfen bemalt war.

Das junge Mädchen entnahm ihrem Reisekleid einen kleinen Schlüssel und schickte sich an, den Koffer damit zu öffnen.

Sie probirte und stocherte mit dem Schlüssel an dem Kofferschloß herum, aber dasselbe versagte hartnäckig dem zudringlichen Stück Eisen den Eingang.

„Bin ich denn behext?" murmelte die Jungfrau und wandte sich, vom Boden aufstehend, mit bittender Geberde an Eugenie. „Ich bin ein hastiges, ungeschicktes Kind, liebe Freundin," fuhr sie fort, „versuche Du einmal Dein Heil an diesem ungefügigen schwarzen Gesellen."

„Mit tausend Freuden!" rief die Gefährtin und traf nun ihrerseits dieselben vergeblichen Anstalten, den Kofferdeckel zum Aufspringen zu nöthigen.

„Vergebliche Mühe!" seufzte sie endlich, die fruchtlose Arbeit einstellend, während Constanze, nachdem sie den Koffer von allen Seiten aufmerksam betrachtet, plötzlich einen lauten Schrei ausstieß.

„Gerechter Himmel," wehklagte sie, „das ist ja gar nicht mein Koffer! Eugenie, Engelskind, ich beschwöre Dich, bringe Licht herbei, damit wenigstens diese qualvolle Ungewißheit aufhört!"

„Nicht Dein Koffer?" sprach die Stubencameradin verwundert. „Aber wessen sonst?" setzte sie hinzu, den Docht eines Stearinlichtes

entzündend und sich mit dem Porzellanleuchter wieder zu der Novize hinabneigend.

„Und Du erräthst nicht das Schreckliche? Eines Mannes Koffer steht vor uns, vor den Mitgliedern eines Pensionats, vor den Elevinnen der strengen Frau Tugendreich!“

„Sprichst Du im Ernst, Constanze?“ rief die kleine Brünette, in deren zitternden Händen der Leuchter hin und her schwankte.

„Bei unserer jungen und trotzdem schon so innigen Freundschaft, ich flunkere Dir nichts vor. Auch wird mir der Hergang dieser tragischen Verwechslung jetzt klar. „Höre mich an!“ fuhr sie mit fieberhafter Hast fort. „Statt der Kutsche meines Vaters bediente ich mich heute der Eisenbahn, um nach Berlin zu gelangen. Auf der vorletzten Station vor der Residenz stieg ich in ein Coupé zweiter Classe und kam einem jungen, hübschen, gesprächigen Mann gegenüber zu sitzen, welcher mir so tolles Zeug von Berlin, das er noch nie gesehen, für das er aber schwärmte, vorphantasirte, daß mir die Zeit bis zu dem letzten langen Pfiff der Locomotive sehr schnell verging.“

„Großer Gott, wie wird das enden!“ jammerte Eugenie und trat mit jungfräulicher Schamhaftigkeit zwei Schritte von dem schwarzen Ungeheuer zurück, was vielleicht ein ganzes Sortiment von männlichen Unaussprechbaren beherbergte.

„Du wirst es gleich erfahren,“ erwiderte Constanze. „Mein Reisegefährte bot mir beim Aussteigen seinen Arm an und bat sich meinen Gepäckschein aus, um mir zu meinen Effekten zu verhelfen. Nach mehrmaligem Hin- und Herfragen erreichten wir die Stelle, wo die Auslieferung der Passagiergüter erfolgt. Bald sah ich mich von zwei gleich großen, schwarzen, schweren und unbeholfenen Exemplaren derjenigen Species von Reisekoffern umringt, die Du hier in einem Probeexemplar vor Dir siehst und außerdem von einer Unzahl kleiner Cartons und Schachteln, die Du sämmtlich hinter dem Bettschirm aufgestapelt erblickst. Mein liebenswürdiger Fahrgenosse hatte mich nämlich ersucht, das beiderseitige Gepäck zu beaufsichtigen, während er, da unsere Wege auseinander gingen, nach zwei leeren Droschken umherspähte.“

„Welches Glück, daß die Frau Doctorin verhindert wurde, Dich, wie es erst ihre Absicht war, vom Bahnhof abzuholen,“ bemerkte Eugenie. „Die sehr prüde Dame würde dem galanten jungen Mann ein schönes Compliment gemacht haben.“

„Was ich fast bezweifle,“ entgegnete Constanze, „denn seine Galanterie äußerte sich mitunter einmal in so naiver, einmal in so komisch-schwerfälliger Weise, daß man unmöglich den biederen, unverdorbenen, mit einem natürlichen gesunden Takte begabten Provinzialisten in ihm verkennen konnte. Aber laß uns nicht weiter von der Erzählung jenes neckischen Taschenspielerstückchens des Zufalls abschweifen,

als nöthig ist, Dich in die Ursachen meiner Verzweiflung einzuweihen und Dich womöglich zu einer Trostspenderin und Retterin aus meiner Verlegenheit zu machen. Als die Droschken für uns engagirt waren, winkte der junge Mann einen Gepäckträger zu sich heran und befahl ihm, unsere Siebensachen auf einen Handwagen zu laden und den beiden Rosselenkern zuzuführen. Mein Reisegefährte hatte außer einem Geldtäschchen, was er umgeschnallt trug, nur über das Gegenstück zu meinem Koffer zu gebieten; die übrigen Gepäckstücke gehörten mir, Eugenie. Der uniformirte Bahnbeamte konnte daher bei mir einiger Aufmerksamkeit, da ihm der vorderste Koffer als der des jungen Provinzialisten bezeichnet war, wegen der richtigen Vertheilung des Gepäcks an die beiden Droschkenkutscher in gar keinem Zweifel sein, zumal da die eine Seite dieses vor uns stehenden verwechselten Monstrums die Adresse seines Eigenthümers, in Form einer aufgeklebten Visitenkarte schmückte. Trotz alledem sind die Koffer vertauscht, während ...."

Die Erzählerin machte eine kleine Pause und befand sich in sichtlicher Verlegenheit wegen Beendigung des angefangenen Nachsatzes.

„Während?" wiederholte Eugenie neugierig.

„Daß Du es nur weißt, während der freundliche junge Mann sich von mir verabschiedete und wir uns gegenseitig so lange und so tief in die Augen sahen, daß inzwischen ....."

„Der fahrlässige Patron von Gepäckträger dieses Unheil, vor dem wir jetzt rathlos dastehen, anrichtete," vollendete Eugenie. „Herrengarderobe in der klösterlichen Zelle zweier Pensionärinnen der Frau Doctor Tugendreich! o das ist so tragikomisch, theure Constanze, daß Du mir es nicht übel nehmen darfst, wenn ich über dieses tolle Spiel des Zufalls lächle. Und außer der Leibwäsche und den Kleidern des jungen Mannes, was dürfte nicht Alles noch in dieser schwarzen, geheimnißvollen Truhe verborgen sein? Vielleicht eine Lyra, bedenke Constanze, eine Lyra, in deren Saiten wir greifen, die wir zur melodischen Dolmetscherin unseres Freiheitsdrangs, unseres Heimwehs machen könnten."

„Aber bestes Mädchen," eiferte Fräulein von Steinitz, „erwägst Du denn gar nicht, daß es sich jetzt nicht um diese Ausgeburt Deiner Phantasie — um die Lyra, sondern um die Mittel und Wege handelt, noch heute Abend den Umtausch der Koffer in's Werk zu setzen?"

„Du hast Recht, Constanze; erst gilt es zu handeln, nachher können wir träumen. Und zwar muß der schwarze Unhold noch vor der Rückkehr der Vorsteherin aus dem Hause geschafft werden. Die fromme Tugendreich würde Krampfanfälle bekommen, müßte sie die Nacht unter einem Dache mit ihm zubringen."

„Aber wie und durch wessen Hülfe können wir dies ausführen?" jammerte die neue Pensionärin.

„Ueber das Wie laß uns reden, wenn wir uns über das Wohin verständigt haben.“

„Ein Blick auf diese Visitenkarte hilft uns über die letztere Schwierigkeit hinweg,“ erwiderte Constanze und deutete auf jene Stelle des Koffers, die mit dem kleinen quadratförmigen Stück Glacé-papier bepflastert war.

Eugenie beugte sich mit dem Licht zu der Karte hinab und stieß einen lauten Ruf der Ueberraschung aus. „Oskar von Wildenburg!“ rief sie mit leuchtendem Auge. „O, das ist Glück beim Unglück!“ fügte sie lachend hinzu, „denn Dein galanter Unbekannter und meine Wenigkeit sind Geschwisterkinder, und ich stehe Dir dafür, daß mein Cousin weder Dein weißes Kleid anprobirt, noch überhaupt einen neugierig-lüsternen Blick in Deinen Koffer geworfen hat, den die Genien der Unschuld und der Züchtigkeit bewachen. Doch was sehe ich! Eine mit Bleistift geschriebene Bezeichnung der Straße und der Hausnummer vervollständigt die Adresse. — Das ist ja mehr, als wir wünschen können, und außerdem nur ein Katzensprung von hier bis zur Mauerstraße, wo der junge Baron wohnt.“

„Deine Heiterkeit, meine Freundin, flößt mir neuen Muth ein,“ nahm Constanze wieder das Wort, „und vertraue ich jetzt blindlings Deiner Umsicht und Bereitwilligkeit, Dich meiner Unerfahrenheit in dieser so beängstigenden Lage anzunehmen.“

„Worin Du Dich nicht betrogen haben sollst. Schnell, binde eine Mantille um, setze Deinen Hut auf und sei bereit zum Aufbruch; in zwei Minuten bin ich wieder bei Dir.“

„Was willst Du thun, Eugenie?“

„Mit Mutter Conrad reden, ihr eine Räubergeschichte auftischen und die Erlaubniß durch List oder Bestechung von ihr erwirken, mit Dir und dem Koffer das Pensionat auf 30 Minuten zu verlassen.“

„Also dieses Opfer wolltest Du mir bringen, Du herziges Mädchen, Du könntest Dich entschließen, mich zu begleiten — aber zu wem?... doch nicht etwa zu dem jungen Baron!... Nein, Eugenie, das verbietet ja der Anstand.“

„Ich bitte Dich, schweige mir von diesen Kindereien! Allein Deinen Reisegefährten aufzusuchen, würde sich allerdings nicht schicken; da ich aber als seine Cousine Dich mit dem Charakter einer Anstandsdame begleite, kannst Du es unbedenklich wagen.“

Eugenie von Finkenstein verschloß der Novize den zu neuem Widerspruch geöffneten rosigen Mund durch einen Kuß und schoß dann wie ein junges Reh aus dem Zimmer, die Treppe hinab in die im Erdgeschoß befindliche Wohnung der Mutter Conrad, welche auch das Amt der Pförtnerin im Pensionat versah. — — — — — —

Zehn Minuten später standen zwei flüsternde weibliche Personen vor dem Hause der Frau Doctorin. Die eine derselben hielt die

Klinke der angelehnten Hausthür in der Hand, die andere zog aus einem kleinen gestickten Geldbeutel einen blanken preußischen Thaler und drückte ihn in die müßig herabhängende Hand der ersteren.

„Betrachten Sie dieses Geldstück als Bürgschaft unserer Erkenntlichkeit für Ihre Güte," flüsterte Eugenie von Finkenstein; „geht Alles gut von Statten, werden wir Ihnen durch ein reicheres Douceur danken."

„Beeilen Sie sich nur, Fräulein," ermahnte Mutter Conrad, „und halten Sie reinen Mund über diese Pflichtverletzung, zu der Sie mich überredet haben. Erfährt Frau Tugendreich oder eine ihrer Aufwärterinnen ein Sterbenswörtchen davon, so kann ich meinen Dienst hier quittiren."

„Fürchtet nichts, gute Frau," gab die Pensionärin zurück, „und fragt nicht lange, sondern öffnet uns schnell, wenn wir zurückkehren und leise an Euren Fensterladen klopfen."

„Gehen Sie nur, mein Fräulein! Dort hält die Droschke und drinnen befindet sich Ihr Fräulein Constanze. Den Koffer hat der Kutscher vor sich auf das Trittbrett gestellt. Hören Sie nur, wie er schon ungeduldig mit der Peitsche knallt!"

„Adieu, Mutter Conrad!" rief die Cousine Oskars von Wildenburg, auf den ihr bezeichneten Wagen zueilend, und ehe die Pförtnerin noch die Hausthür verschlossen hatte, rollte derselbe schon mit dem genugsam bekannten Phlegma der Berliner Droschken seinem Ziele zu.

Viertes Kapitel.

Cousin und Cousine.

Der Abend nahte heran und die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu. Zwar warf sie noch ihre goldenen Strahlen durch die Fenster des traulichen kleinen Zimmers in der Mauerstraße, welches Oskar von Wildenburg, auf Zureden seines Freundes Heinrich Fahrenhorst, welcher schon in dem Hause wohnte, gemiethet und bezogen hatte, aber man fühlte, daß es der Scheidegruß des leuchtenden Tagesgestirnes war, der sich über die Stadt ergoß und daß binnen Kurzem die Dämmerung, die Verkünderin der stillen Nacht, ihre Herrschaft antreten würde.

Die beiden Freunde saßen neben einander auf dem Sopha, vor ihnen stand eine angebrochene Flasche Wein und sie plauderten von der Vergangenheit und der zunächst bevorstehenden Zukunft.

Das Zimmer, in welchem sie sich befanden, war zwar nicht mit Luxus, aber anständig und bequem eingerichtet. Die Meubel hatten einen etwas altväterlichen Zuschnitt, allein sie paßten vortrefflich zum ganzen Character des Zimmers und dienten in hohem Grade dazu, den traulichen Eindruck angenehmer Behaglichkeit zu verstärken, den die schlichte, aber saubere Wohnung machte.

„Es ist doch recht hübsch von Dir, Oskar," sagte Fahrenhorst und setzte das Glas, aus welchem er getrunken hatte, wieder auf den Tisch, „daß Du mich, als wir zusammentrafen, so freundlich willkommen hießest und so bereitwillig auf meinen Vorschlag eingingst, mein Zimmernachbar zu werden."

„Was machst Du nur so viel Aufhebens von einer solchen Kleinigkeit!" rief lächelnd Oskar aus, „als ob ich damit Wunder welche Heldenthat verrichtet hätte. Ist es nicht ganz natürlich, daß man sich von Herzen freut, wenn man nach einer jahrelangen Trennung einen alten Freund und Spielgenossen aus der Kinderzeit wiederfindet, und daß man gern die Gelegenheit ergreift, wenn sie sich darbietet, mit ihm auf längere Zeit zusammen zu leben?"

„So sollte es freilich eigentlich immer sein," erwiderte Fahrenhorst, „allein die Erfahrung belehrt uns leider fast täglich, daß es beinahe niemals so ist, und daher ist die Ueberraschung und die Freude sehr erklärlich, die ich empfand, als Dein Benehmen mir zeigte, daß Du eine Ausnahme vom gewöhnlichen Weltlaufe machst. Wie Viele Deines Standes und Vermögens glaubst Du wohl, würden mich, den Sohn des armen Schullehrers, des einstmaligen Untergebenen Deines seligen Vaters, mit solcher Herzlichkeit, wie Du, empfangen haben, wenn sie sich, wie Du, sagen könnten, daß sie Sohn und Erbe des reichsten Grundbesitzers in der preußischen Elbniederung seien?"

„Nun, ich weiß nicht, ob es dergleichen Gesellen, wie Du sie da beschreibst, unter meinen Standesgenossen giebt; denn ich habe bisher nur wenig Gelegenheit gehabt, Bekanntschaften zu machen. Aber wenn Menschen dieser Art existiren, so kann ich sie nur bemitleiden; denn sie bringen sich selbst um das schöne Gefühl, welches die Erinnerung an die glücklichen Tage der Kindheit und ihre fröhlichen Spiele in uns hervorruft. Aber nicht blos bemitleiden, auch verachten müßte ich Menschen der Art, wenn sie einen alten Freund und Genossen blos deshalb gering schätzen und von sich entfernt halten sollten, weil er durch Zufall nicht gleichen Ranges und Standes oder weil er ohne Vermögen ist. Für ein Leben, das sich in solche Schranken einzwängt, danke ich; denn ich habe nicht Lust, einem Genusse zu entsagen, weil die Etiquette, die hergebrachte Gewohnheit, die Nase darüber rümpft, und voll Schrecken ausruft, daß sich dergleichen nicht schicke, da die Theilnehmer nicht ebenbürtig seien."

„Das ist, innerhalb gewisser Grenzen, ganz wahr und richtig,"

bemerkte Fahrenhorst, „und ich will nur wünschen, daß Du immer so schön und brav denken mögest.“

„Wie sollt' ich nicht?“ erwiderte Oskar; „aber,“ unterbrach er sich selbst, „wo bleibt nur der Barbier, nach dem ich schon vor einer halben Stunde geschickt habe? Sollte das Mädchen vergessen haben, ihn zu bestellen?“

„Willst Du denn heute noch ausgehen?“ fragte Fahrenhorst verwundert.

„Nein,“ entgegnete Oskar lachend, „dazu bin ich denn doch etwas zu müde. Morgen will ich Visiten machen; erstens bei dem Geheimrath Herrn von Finkenstein, zweitens bei dem Rittmeister außer Diensten Grafen von Ahrenberg, drittens bei dem Rector der Universität — —“

„Mit welchem Letzteren Du anfangen, aber nicht endigen solltest,“ unterbrach ihn Fahrenhorst ernst.

„Warum?“ fragte Oskar, einigermaßen überrascht; „ist es nicht gleichgültig, in welcher Reihenfolge ich diese Besuche mache, die ja doch sämmtlich nur Anstandsvisiten sind?“

„Das sind sie doch nicht so ganz, wie Du anzunehmen scheinst,“ antwortete Fahrenhorst; „der Geheimrath und der Rittmeister sind Verwandte von Dir, denen Du Dich vorstellen, deren Achtung und Liebe Du gewinnen willst, und der Rector ist Dein künftiger höchster Vorgesetzter, gleichsam ein König im Staate des Geistes oder im Reiche der Wissenschaft, unter dessen Schutz und Obhut Du zu leben und streben gedenkst. Wenn Du ihn also zuerst besuchst, so legst Du damit gewissermaßen ein Zeugniß für den Ernst der Vorsätze ab, mit denen Du hierher gekommen bist. Zweitens aber ist es immer besser, Du trittst Deinen Anverwandten gleich als Bürger der alma mater entgegen; denn das Bewußtsein, einer ehrenwerthen Gemeinschaft, der höchsten und würdigsten im Staate, dem Reiche der Wissenschaft anzugehören, giebt uns eine Ruhe und Sicherheit, deren wir in der Gesellschaft so häufig bedürfen und die uns, ohne solchen Anhalt, ebenso häufig mangelt.“

„Du hast Recht, Heinrich,“ erwiderte Oskar, „ich werde dem Rector zuerst meinen Besuch machen.“

Bei diesen Worten reichte er dem Theologen, nicht ohne Zeichen einer inneren Bewegung, die Hand.

„Das freut mich von ganzer Seele,“ sagte der Student und drückte dem jungen Wildenburg herzlich die Hand. „Und nun komm und sieh hier,“ fuhr er fort und trat mit dem Baron an einen der beiden Fensterflügel heran.

„Kannst Du lesen, Wildenburg,“ sagte er und strich dem jungen Mann eine herabhängende Locke aus der hohen Stirn, „so sage mir, was Du auf dieser Scheibe eingekritzelt siehst?“

„Namen und Jahreszahlen,“ antwortete Oskar von Wildenburg; „einige dieser Namen sollte ich, däucht mir, schon als Geistesgrößen nennen gehört haben.“

„Du bist auf dem richtigen Wege, lieber Freund. Mit Ausnahme der zwei in der Blüthe ihrer Jahre Heimgegangenen, hinter deren Sterbejahren ein Kreuz eingegraben ist, sind die Träger aller dieser Namen Heroen der Wissenschaft geworden und den Keim zu ihrer jetzigen Berühmtheit haben sie in diesem niedrigen Zimmer gelegt. Spornt das nicht zur Nacheiferung an, Oskar?!“

Der strahlende Blick des jungen Mannes, mit welchem er seinem Landsmann die Hand drückte, bewies mehr als Worte, welchen tiefen Eindruck diese Ansprache seines Freundes auf ihn machte. Er suchte nach einer passenden Entgegnung, als leise an die Thür des Zimmers geklopft wurde.

„Wird der Barbier sein, den ich bestellt habe,“ äußerte Oskar und rief, indem er seinen Oberrock auszog und sich in den Hemdsärmeln auf einen Stuhl in der Mitte der Stube niederließ: „Nur immer näher!“

Aber der Einladung wurde nicht entsprochen, sondern ein neues schüchternes Klopfen erfolgte.

„Ist mir jemals ein solcher Hasenfuß von Barbier vorgekommen!“ lachte der Baron, stand auf und schlenderte nach der Thür, welche er weit aufriß.

Vor ihm standen statt des erwarteten Barbiers zwei Mädchengestalten, die, von der grellen Gasflamme des Treppenhauses beleuchtet, ihm auf den ersten Blick zwei überirdische Erscheinungen dünkten, deren Häupter von einem Glorienschein umgeben waren.

Bestürzt wollte er zurückprallen, aber ebensowohl der Zauber dieses Anblicks, seine schnell wiederkehrende Besonnenheit und schließlich das Sichtbarwerden zweier sehr prosaischen Figuren, welche mit einer schweren Last die Treppe hinaufkeuchten, bannten ihn auf die Schwelle.

„Zu wem wünschen Sie, meine Damen?“ fragte er verbindlich; „ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen die Stube des Beneidenswerthen, den Sie suchen, zu bezeichnen. Meinen Rock, Heinrich,“ zischelte er hierauf dem hinzugetretenen Freunde zu, erst jetzt gewahr werdend, daß er in einem respectswidrigen Aufzuge sein Compliment hervorbrachte.

„Wir bitten die nächtliche Störung zu entschuldigen,“ nahm Constanze von Steinitz das Wort; „die Nothwendigkeit einer sehr pressanten Auseinandersetzung mit Ihnen, Herr Baron von Wildenburg, zwingt uns ....“

„Beim Vater Zeus, diese Stimme sollte ich kennen,“ platzte Oskar heraus. „O, ich irre mich nicht,“ setzte er hinzu und verschlang

mit seinem schwarzen, sprechenden Auge die Gestalt der Jungfrau, „es ist meine schöne Reisegefährtin von heute morgen.“

„Um so besser, wenn Sie sich meiner erinnern, Herr Baron,“ gab Constanze zurück, „denn die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, hängt mit unserer Begegnung oder vielmehr Verabschiedung von heute morgen zusammen. Zunächst jedoch erlauben Sie, daß ich Ihnen in meiner Begleiterin Ihre Cousine Fräulein Eugenie von Finkenstein vorstelle.“

Der junge Mann fuhr schnell in die Aermel des ihm von Heinrich überreichten Rocks und dann in die Arme Eugeniens, welche von der Zimperlichkeit, die Frau Tugendreich ihren Pflegebefohlenen eingeimpft hatte, beim Anblick ihres hübschen Cousins plötzlich geheilt war.

„Aber wollen die jungen Damen nicht näher treten?“ warf Heinrich Fahrenhorst schüchtern ein und zupfte seinen Freund leise am Rockkragen, um anzudeuten, daß von ihm, als dem Inhaber der Stube, diese Einladung ausgehen müsse.

Baron Oskar verstand ihn. Er reichte seiner Cousine den einen, seiner Reisegefährtin den anderen Arm und geleitete die zwei Pensionärinnen auf das Sopha, dessen geblümter Kattunüberzug sehr auffallend gegen die eleganten Kleider der Damen abstach.

„Dem Hexenmeister, welcher aus Ihren Augen mich anblitzt, meine gnädigen Fräulein,“ begann er hierauf lächelnd, „haben Sie es zuzuschreiben, daß dieser Weiberhasser, mein Freund und Landsmann Fahrenhorst, ein wahrhafter Theolog im vierten Semester, mehr Galanterie und Lebensart an den Tag legt als ich, der vor purem Entzücken Sie draußen auf dem Flur stehen ließ.“

„Eben dieser Unterlassungssünde wegen, Cousin, gefallen Sie mir,“ sagte Eugenie schalkhaft. „Nur herein, Ihr Leute, mit dem Ungethüm,“ fügte sie hinzu und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit Oskar's auf eine schwarze Bundeslade, die zwei robuste Menschen — ein Droschkenkutscher und ein Dienstmann — über die Schwelle des Zimmers schleppten und zu Füßen des jungen Barons niedersetzten.

„Unverkennbar ist das Ihr Koffer, Fräulein von Steinitz,“ sagte Oskar in höchst verwundertem Tone, und sah die beiden Damen an. „Ich bitte Sie, verehrtes Fräulein, was soll Ihr Kof— —“

„Sie sind im Irrthum, mein Herr,“ fiel Constanze lebhaft ein; „es handelt sich hier — —“

„Zunächst darum,“ ergänzte Oskar, „der Pension zu entfliehen, nicht wahr? Es soll mich freuen, kann ich Ihnen beiden dazu behülflich sein. Vertrauen Sie also meiner Ritterlichkeit unbedingt.“

„Aber das ist ja abscheulich!“ rief Constanze, der das Blut vor Zorn in's Gesicht schoß, in sittlicher Entrüstung aus, „so lassen Sie sich doch nur erklären . . . .“

„Was? das ich nicht schon wüßte, holdes Cousinchen,“ eiferte der

Baron. „Es behagt Ihnen nicht in der Pension, das Leben darin ist Ihnen zu traurig, zu langweilig und zu öde, und Sie kommen daher mit Sack und Pack zu mir, damit ich Ihnen zur weiteren Flucht behülflich sein möge; seien Sie überzeugt, daß ich Alles thun werde, was möglich ist —“

„Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!“ parodirte Eugenie. „Vetter Oskar,“ merken Sie denn nicht aus den Bewegungen meiner Freundin, daß Sie mit Ihren ungehörigen Redensarten ihr gegenüber vollständig im Irrthume sind. Fräulein von Steinitz denkt gar nicht daran ....“

„Wollen der Herr Baron uns jetzt den Koffer für dieses Fräulein übergeben, ich darf meine Droschke nicht länger allein lassen!“ sprach eine tiefe Baßstimme dazwischen, ausgehend von einem der beiden Männer, welche das Gefolge der jungen Damen ausmachten.

„Sie sind nicht bei Sinnen, Kutscher!“ rief Oskar. „Nachdem Sie erst drei steile Treppen mit der schweren Last erklommen haben, wollen Sie wieder damit fort? Daraus wird nichts und damit Basta!“

„Da soll ja gleich ein heiliges ....“

„Fluchen Sie nicht, mein Freund,“ fiel dem Droschkenkutscher Fahrenhorst in's Wort. „Der Baron befindet sich offenbar in einem Irrthum, aus den ich ihn sofort reißen werde. Mein gnädiges Fräulein!“ und er wandte sich an Constanze von Steinitz, „welche Absicht verbanden Sie mit dem Transporte dieses schweren Gegenstandes in das Mansardenzimmer meines Stubennachbars?“

„Die Absicht, dem Baron in diesem Koffer sein Eigenthum zu übergeben und mir dafür das meinige auszubitten,“ antwortete die Gefragte.

„Merken Sie denn nicht, meine Herren, daß die Koffer vertauscht sind?“ erläuterte Eugenie.

Oskar rieb sich wie ein aus schweren Träumen Erwachender die Stirn. „Vertauscht! Unmöglich!“ murmelte er, „aber sollte das Cousinchen dennoch Recht haben? Ueberzeugen wir uns, ob das Unterscheidungsmerkmal, ob meine Visitenkarte diesem Koffer anklebt!“

„Kein Zweifel mehr!“ sagte Fahrenhorst, dem Freund die betreffende Karte zeigend.

„Und diesen Umstand verschwiegen Sie mir bis jetzt, meine Damen?“ sprach Oskar vorwurfsvoll.

„Hätten Sie mich zu Worte kommen lassen, Sie wüßten längst, welches Anliegen uns zu so später Abendstunde zu Ihnen führt,“ entgegnete Constanze.

„Und eine andere, tiefere Bedeutung hätte ich also Ihrem Besuche nicht beizumessen, mein Fräulein?“

Der Baron sprach diese Worte mit einer so wehmüthigen Be-

tonung, daß es der Novize ordentlich schwer fiel, darauf zu antworten: „Nein, nicht die geringste, Herr von Wildenburg!“

„Dann, meine Gnädige, will ich Ihnen auch Ihren Koffer nicht länger vorenthalten.“

Oskar öffnete die Thür seines Schlafcabinets, winkte den Kutscher und den Dienstmann herbei und übergab ihnen die schwarze Lade und damit den Inbegriff der momentanen Glückseligkeit ihrer Besitzerin. „Jetzt habe ich meine weiße Robe wieder, Eugenie, jetzt schweigen meine Wünsche!“ rief sie aus und umarmte die Freundin, „morgen, liebe Freundin, wollen wir tanzen, springen und jubiliren in Tegel, daß die gestrenge Frau Doctorin sogar aufthauen soll.“

„Wir werden uns pünktlich dazu einfinden,“ sagte Oskar.

„Zu was, Herr Baron?“ entgegnete verwirrt Constanze.

„Zum bal champêtre in Tegel, o, man kann auch tanzen, meine Fräulein, das werden wir Ihnen zeigen, nicht wahr, Fahrenhorst?“

Der Theologe kicherte verlegen in sich hinein, wie eine alte Jungfer, der ein Blinder aus Versehen einen Liebesantrag macht; Eugenie aber und ihre Freundin sprangen, wie auf Commando, vom Sopha auf und die erstere sagte nachdrücklich:

„Das werden wir uns verbitten müssen, Herr Cousin!“

„Und weshalb, schöne Cousine?“

„Weil Frau Tugendreich sehr böse wäre, liebäugelte oder tanzte eine ihrer Pensionärinnen mit einem Manne.“

„So werde ich auch mit dieser tugendsamen Frau Tugendreich tanzen!“ erklärte Oskar entschieden. „Seien Sie gerecht, urtheilen Sie unparteiisch, meine Damen. Der Anstand erfordert, daß ich, nachdem Sie mich besucht haben, Ihnen eine Gegenvisite mache. In Ihrem Pensionate können, dürfen Sie solche nicht annehmen, was bleibt mir daher übrig, als Sie in einem zum Nationaleigenthum der Berliner erklärten Vergnügungsort aufzusuchen.“

„Wir würden Sie nicht eines Blickes würdigen!“ rief Constanze.

„Was mich nicht abhalten soll, Sie zu begrüßen, zu engagiren und mit Ihnen zu tanzen,“ sagte Oskar verbindlich.

„Guten Abend, meine Herren!“ rief plötzlich eine Stimme und und durch die nur angelehnte Thür schob sich ein eleganter Herr in's Zimmer, dessen Anblick dem Fräulein Eugenie von Finkenstein einen leisen Angstschrei entpreßte. Der späte Gast schien keine Notiz davon zu nehmen.

Er ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten, welcher dicht neben der Thür stand und stöhnte. „Das ging bald über meine Kräfte, — drei Treppen und was für Treppen! Ich bin falsch berichtet worden, hier kann, hier darf kein Baron wohnen!“

„Ist es erlaubt zu fragen, wen Sie hier anzutreffen wähnten, mein Herr?“

„Diese Stimme, diese Familienähnlichkeit, das freie, offene, herzgewinnende Benehmen der Wildenburg's — es kann nicht trügen," erwiderte der neue Ankömmling auf Oskars Erkundigung, schnellte vom Stuhl empor und maß den auf ihn zugetretenen jungen Edelmann mit einer Gönnermiene, die von einem halb vertraulichen, halb spöttischen Lächeln umspielt war. „Ich suche den Baron Oskar von Wildenburg," fuhr er mit einer leichten Neigung des Kopfes fort, „und je länger ich Ihre Züge, mein Herr, betrachte, je mehr bin ich versucht zu glauben —"

„Daß Ihr Vetter Oskar vor Ihnen steht," lächelte der junge Baron und streckte dem Kavalier beide Hände entgegen. „Sie haben es errathen, darum seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Vetter!"

Der junge Elegant drückte die dargebotenen Hände Oskars in den seinigen und sprach dann mit gut gespielter Wärme:

„Sie sehen mich hocherfreut, lieber Wildenburg, Sie in Berlin, Ihrer neuen Heimath begrüßend, gestehen zu müssen, daß die Erwartungen, welche ich von Ihrer einnehmenden Persönlichkeit hegte, weit hinter der Wirklichkeit zurückstehen. Sie werden Furore in der Residenz machen . . ."

„Was durchaus nicht in meiner Absicht liegt!" erwiderte Oskar.

„Sind Ansichten, die sich erst bekämpfen lassen oder über welche Sie selbst den Stab brechen, wenn Sie einige Monate die Luft dieser Großstadt eingeathmet haben. Aber sagen Sie mir, lieber Oskar, war Ihnen denn meine Erscheinung schon signalisirt, daß auch Sie sofort in mir . . . ."

„Den Herrn Rittmeister Grafen Ahrenberg erriethen — das wollten Sie doch fragen, lieber Vetter? Nehmen Sie an, es war die Eingebung eines dunklen Instinkts oder die lebhafte Erinnerung an Ihre vortreffliche Photographie, mit der mich Tante Aurelia mit der Mahnung beschenkte, Ihnen, verehrter Vetter, in allen Stücken ähnlich zu werden."

„That sie dies?" lächelte der Rittmeister und fügte schnell hinzu: „Ich werde Ihre Bereitwilligkeit, dem Wunsche der Gräfin Aurelia zu genügen, auf eine leichte Probe stellen. Verlassen Sie augenblicklich diese, Ihres Namens und Ranges unwürdige Wohnung, und beziehen Sie dafür ein Logis, das ich Ihnen aussuche. Für einen bürgerlichen Geistesproletarier und dergleichen mag dieses Zimmer gut sein, für den Baron Oskar von Wildenburg eignet es sich nie und nimmer!"

Der Graf warf bei diesen Worten einen verletzenden Seitenblick auf Heinrich Fahrenhorst, welcher noch immer im Zimmer anwesend war und eine solche Stellung eingenommen hatte, daß der Graf die beiden Pensionärinnen, welche im Hintergrunde des kleinen Gemachs, hinter einem Stehpult zusammengekauert, vor Angst zitterten, nicht bemerken konnte.

„Ich beklage es aufrichtig, lieber Vetter, Ihr freundliches Aner-

bieten ablehnen zu müssen," erklärte Oskar, „nicht etwa in Verkennung der wohlwollenden Absicht, welche Sie dabei leitete, sondern aus Vorliebe für diese trauliche Arbeitsstube und aus aufrichtiger Freundschaft zu jenem Theologen, meinem Landsmann Fahrenhorst."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte Graf Ahrenberg kalt. „Auch liegt es durchaus nicht in meiner Befugniß, dem zukünftigen Diplomaten Vorschriften hinsichtlich der Wahl und Einrichtung einer Wohnung zu machen, worin er früher oder später hochgestellte Staatsmänner, Kammerherren und Attachés empfangen muß."

Baron Oskar wurde nachdenklich; Heinrich Fahrenhorst glaubte sich seines Freundes annehmen zu müssen.

„Ehe man Staatsmännern seine Salons öffnet, muß man sich die Wissenschaft der Staatskunst zu eigen, muß man sich einen Namen als Diplomat gemacht haben," sprach er mit erhobener Stimme.

„Wer ist dieser Herr? Aha! vermuthlich der Beflissene der Gottesgelahrsamkeit!" näselte der Rittmeister, führte seine Lorgnette vor's Auge und betrachtete den Stubennachbar Oskar's dadurch mit unverschämter Dreistigkeit.

„Ein Berliner Student, der nicht gewohnt ist, sich gleichgültig von jedem Gecken begaffen zu lassen!" fuhr der Theolog auf und gab auf den Grafen zuschreitend, die Position auf, hinter welcher sich bisher die zwei Elevinnen der Frau Tugendreich vor den Blicken des Rittmeisters verschanzt hatten.

„Aber Kinder, was fällt Euch ein? Lieber Vetter und Du Fahrenhorst!" rief Oskar, des Letzteren Arm ergreifend, „zankt Euch doch nicht, am Wenigsten aber um meinetwillen!"

Der Graf machte gegen den Baron eine beruhigende Geberde, dem Theologen aber raunte er die Worte in's Ohr: „Wir sehen uns wieder, Monsieur!" und machte eine Schwenkung, durch welche der Versteck der zwei Pensionärinnen vollends demaskirt wurde. „Also hat mich vorhin doch keine Sinnestäuschung genarrt?" rief Graf Ahrenberg triumphirend, und näherte sich der Gruppe der beiden Jungfrauen, welche wie die Hühner beim Nahen des Gewitters, ihre Köpfchen verbargen. „Sieh, sieh! mein Herr Vetter, — das ist ja eine vergnügliche Augenweide — also deshalb zieht man es vor, hier wohnen zu bleiben? Kann's ihm im Grunde nicht verdenken . . . . hahaha!" und der Rittmeister wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Herr Vetter, ich muß Sie bitten, nichts Schlimmes von diesen zwei jungen Damen zu denken, welche die natürlichste Veranlassung von der Welt zu mir führte. Fahrenhorst geleite die Damen an ihre Wagen!"

Baron Oskar trat mit diesen Worten zwischen die Pensionärinnen und den Rittmeister.

„Redensarten, lieber Oskar, nichts als Redensarten," lachte der

Letztere, „die bei jedem Andern, nur nicht bei mir, angebracht sind. Was zierst Du Dich überhaupt, närrisches Kerlchen? Stehe ich denn bei Euch daheim in solchem Geruche der Solidität, daß Du Dich vor mir geniren zu müssen brauchst?"

„Eben, weil dies nicht der Fall ist, bin ich als Edelmann und als Kavalier verpflichtet, eine diesen Damen, welche sich unter meinen Schutz begaben, von Ihnen angethane Beleidigung, — in Worten oder Werken, Herr Rittmeister, — als einen mir persönlich zugefügten Schimpf zu betrachten."

Der Graf wich vor dem Feuer der zornfunkelnden Augen seines Vetters einen Schritt zurück und ließ es geschehen, daß Heinrich Fahrenhorst hinter den zwei Jungfrauen, welche ihre Schleier niedergelassen hatten, der Thür zuschritt und mit seinen beiden Begleiterinnen die Treppe hinabeilte.

„Trauten Sie mir vielleicht Absichten auf diese Damen zu?" fragte der Rittmeister höhnisch. „Nein, ein solcher Mädchenjäger bin ich nicht, lieber Vetter. Ich will es nicht in Abrede stellen, es wäre mir interessant gewesen, aus den Gesichtszügen der entflohenen Schönen Ihre Geschmacksrichtung beurtheilen zu können, aber da Sie es zu hintertreiben wußten, so will ich mir deshalb keine grauen Haare wachsen lassen."

„So ist es recht, Vetter," sprach in versöhnlichem Tone Oskar, „vergessen Sie das Vorgefallene und reden wir nie wieder von dieser Begegnung. Ein Zweifel schon an der Tugend der jungen Damen, welche Sie hier sahen, wäre ein Verbrechen."

„Es waren Vestalinnen, lieber Vetter, ich will das Abendmahl darauf nehmen," lächelte der Graf. „Doch meine Zeit ist gemessen; Sie erlauben, daß ich mich von Ihnen verabschiede. Morgen, übermorgen spätestens bin ich wieder bei Ihnen; dann erzähle ich Ihnen die Geschichte meiner Verspätung auf dem Bahnhofe zu Ihrem Empfange, bis zu Ihrem Edelsitze im dritten Stock, und Sie geben dafür die Erzählung des galanten Abenteuers zum Besten, welches mein Besuch, wie ich mir nie verzeihen werde, so rücksichtslos unterbrach. Adieu, Oskar!"

„Gute Nacht, Vetter!" Die beiden Kavaliere drückten sich die Hände und der Graf stieg mit gerunzelter Stirn die Treppe hinab.

Fünftes Kapitel.

Auch ein Edelmann.

In einem Hôtel garni, wo kahle, dürftig eingerichtete Zimmer zu doppelten Preisen an Fremde, die unerkannt bleiben und an Einheimische, welche darin eine unbelauschte Schäferstunde zubringen wollen, vermiethet werden, hatte der Baron von Langenfeld seine Wohnung aufgeschlagen.

Der Edelmann lag lang ausgestreckt auf einem schäbigen, spindelbeinigen Sopha. So schäbig wie das Sopha, sah aber auch der Baron aus, der mit der langen Pfeife im Munde, mit Schlafrock und Pantoffeln angethan, seinen Morgenschlummer fortzusetzen schien und in sehr zwangloser Toilette paradirte. Sein Schlafrock, der bessere Tage gesehen haben mochte, glänzte an einzelnen Stellen ordentlich von Fett, die Taschen desselben waren ausgerissen, die Stickerei auf den Aermelaufschlägen war verblaßt, und das feine Tuch zeigte eine beträchtliche Anzahl von Brandlöchern, Spuren einer zu innigen Berührung mit Cigarren und Streichhölzern.

Der Baron war groß und stark gewachsen, und auf den ersten Blick erschien er als ein lustiger, jovialer Kauz, mit einer guten Portion Gutmüthigkeit und noch größerer Abneigung gegen jeden steifen Zwang; wenn man ihn aber näher in das Auge faßte, so entdeckte man in diesem Bilde doch einige starke Schattenpunkte. Seine Figur, so kräftig und wohlgenährt sie auch erschien, war doch von jener schlaffen, schwammigen Beleibtheit, welche die Folge von allzuguter Lebensart in der Jugend zu sein pflegt; sein Gesicht, obwohl im Schnitt und Ausdruck nicht häßlich, war gedunsen und etwas fleckig, und die graublauen, anscheinend so gutmüthigen Augen konnten zu Zeiten recht scharf und lauernd blicken.

Er war Offizier gewesen und hatte als Lieutenant seinen Abschied genommen, weil ihm einige Gläubiger allzu dringend auf den Leib gerückt waren; seit jener Zeit lebte er theils von Anleihen bei früheren Kameraden, theils von Unterstützungen seiner ausgebreiteten und reich begüterten Familie, theils von Hülfsquellen, deren zweideutige Natur wir später noch genauer kennen lernen werden.

Er war nicht allein, denn vor ihm stand die Wirthin des Hauses, eine hagere, verblühte Dame mit runzelvollem, spitzem Gesicht, deren Ge-

stalt in ihrer Klapperdürre etwas Skelettartiges an sich hatte. Sie trug ein verschossenes wollenes Kleid, welches bis an den Hals hinauf zugeknöpft war und ihre mehr als schlanke Taille knapp umschloß; ihr dünner Hals reckte sich storchartig aus den mageren Schultern hervor, und wenn sie, wie es ihre Gewohnheit war, beim Sprechen hastig mit dem Kopfe nickte, so gaben ihr die spitze Nase, das vorspringende Kinn und die scharfen grauen Augen täuschend das Ansehen eines Habichts, der auf seine Beute hackt.

Und ein Raubvogel war sie wirklich. Sie betrachtete jeden ihrer Pflegebefohlenen als gute Beute, der man das Fell über die Ohren ziehen müsse, ehe der Unglückliche nur recht zur Besinnung kommen könne, und in dem Talent, die gutmüthigen Miether zu rupfen und mit den bösartigen einen Kampf zu bestehen, der von ihr mit der Zunge ausgefochten wurde, stand sie unbestritten ohne Nebenbuhlerin da.

Sie nannte sich Frau Fleischer, und es ging das Gerücht, sie sei verheirathet, obwohl noch nie ein sterbliches Auge ihren Ehemann erblickt hatte; man sah wohl manchmal einen kleinen, schwächlichen Mann scheu in das Haus schlüpfen und einige Stunden darin verweilen, aber die Annahme, dieses schwächliche Geschöpf sei der Herr Fleischer, erregte nur das mitleidige Achselzucken der weiblichen Nachbarschaft. Frau Fleischer, vor der Hökerin und Fischfrau zitterten, — und dieser Mann ihr Gatte! Eine andere Erzählung fand mehr Glauben. Es ging nämlich eine dunkle Sage unter dem Volk, daß der betreffende Herr Fleischer in einem Anfall von weinseliger Laune von dem heirathslustigen Weibe eingefangen und zur Ehe gepreßt worden sei, bis es ihm endlich, aber erst nach der Trauung, gelungen sei, den argwöhnischen und eifersüchtigen Blicken der Frau auf einige Stunden zu entwischen. Diese Zeit habe er weise benutzt und sei mit seinem kleinen Baarvermögen entsprungen — wohin, wußte Niemand.

Wie dem auch sei, die Frau schien sich nicht sehr um den Gatten zu härmen und stand ihrem Hausstande mit ungeschwächten Kräften vor; sie war Tag und Nacht auf den Beinen, kontrollirte Alles und Jeden im Hause, und war jetzt eben im Begriff, dem Baron ein kleines Zeichen ihrer Autorität zu geben.

„Ich bin eine arme Frau, welche sich mühsam durchhelfen muß, Herr Baron,“ sagte sie mit zänkischer, keifender Stimme. „Es ist ein elendes, armseliges Leben, wenn man seine liebe Noth und Sorge hat, nur die furchtbaren Steuern zusammenzubringen! Miethssteuer, Haussteuer — man weiß wirklich nicht, wie man alles Geld herbeischaffen soll!“

„Ja — es ist ein schlimmes Ding mit den Steuern, liebe Frau,“ meinte der Baron mit leichtem Gähnen.

„Ein Jammer ist es!“ fiel die Frau hastig ein. „Und der Ma-

gistrat wartet nicht, da heißt es sofort bezahlen oder der Exekutor ist im Handumdrehen da, versiegelt und pfändet die letzten paar Sachen ab, und man hat Kosten über Kosten zu zahlen!“

„Ja, das kenne ich auch,“ nickte der Baron, sich noch etwas länger streckend, daß das Sopha unter ihm fast zu brechen drohte. „Ein häßliches Ding mit den Exekutoren —! Ihr Sopha wird aber verdammt altersschwach, Frau Fleischer!“

„Nun, bisher hat noch keiner der Herren darüber geklagt,“ versetzte die Frau spitz. „Freilich haben diese Herren auch nur auf ihm gesessen und nicht gelegen.“

„Dann sind sie große Narren gewesen, denn Liegen ist entschieden bequemer.“

Die Frau preßte die Lippen in aufsteigendem Zorn auf einander, dann trat sie näher an den Tisch und stützte die hagere, knochige Hand mit einer kurzen, hastigen Bewegung, welche einen heraufziehenden Sturm bedeutete, auf den durchlöcherten Wachstuchüberzug.

„Sie scheinen die Sache sehr spaßhaft oder sehr unbedeutend zu finden, Herr Baron,“ sagte sie in einem scharfen, trocknen Tone, der etwas vom Krächzen eines Raben an sich hatte. „Ich kann Ihnen sagen, daß mir gar nicht spaßhaft zu Muthe ist.“

„Was ich Ihnen unbedenklich glaube, denn bisher habe ich noch nicht die Ehre gehabt, Sie guter Laune zu sehen.“

„Meine Laune richtet sich immer nach dem Benehmen der Herren, mit denen ich zu thun habe!“ fuhr die Frau giftig fort. „Wenn meine Laune schlecht ist, so werden Sie wohl selbst die Schuld davon tragen!“

„Wirklich, Frau Fleischer?“

„Ja, Herr Baron. Und da es nun doch einmal zu einer Aufklärung zwischen uns kommen muß, so kann ich Ihnen sagen, daß mir Ihr Verfahren gegen mich durchaus nicht mehr paßt. Ich bin eine ehrliche Frau, welche in ihren Angelegenheiten Ordnung hält und solche Ordnung auch von allen Anderen verlangt; — ich bin keine Schuldenmacherin, Herr Baron, und ich will nicht meine sauer ersparten paar Groschen opfern, weil es gewissen Herren nicht beliebt, ihre Rechnungen zu bezahlen.“

„Aha — jetzt geht’s los!“ dachte der Baron.

Als ehemaliger Offizier wußte er, daß die beste Taktik immer die ist, dem Feind voll in das Gesicht zu sehen und ihm dicht auf den Leib zu rücken, ehe er zum Angriff schreiten kann; er machte also eine kleine Schwenkung seiner Front, d. h. er gab seine bequeme, aber unbehülfliche Rückenlage auf und warf sich auf die linke Seite, so daß er den rechten Arm mit der langen Pfeife, die im Nothfall zur guten Waffe werden konnte, zur freien Benutzung hatte.

„So — nun mag sie kommen!“ dachte er weiter.

Die Frau hatte die kurze rasche Bewegung wohl gesehen und auch richtig gedeutet, aber wie ein Kampfhahn wurde sie durch diesen versteckten Angriff nur gereizt. Sie erhob ihre Stimme daher zum gellenden Gekreisch.

„Wissen Sie, wie lange Sie schon bei mir wohnen?" begann sie in dieser neuen Tonart.

„Am Ersten des nächsten Monats werden es sieben Wochen und zwei Tage," antwortete der Baron mit wunderbarem Phlegma. „Sie haben mir die Tage und Stunden bereits so oft vorgerechnet, daß ich die Antwort schon im Schlaf finden kann."

„Es wäre mir aber lieber, wenn Sie eine andere Antwort finden möchten, und zwar eine Antwort in klingender Münze, denn bis jetzt habe ich die Farbe Ihres Geldes noch nicht gesehen."

„Sie würden auch wenig Freude daran gehabt haben, liebe Frau, denn mein ganzer Reichthum besteht aus einem Thaler und einigen Silbergroschen, und ich will mein Leben lang nichts als Wasser trinken, wenn der Thaler nicht obenein falsch ist. Wenn Sie Ihre strahlenden Augen auf besagte Münze richten wollten, so wären Sie aller Zweifel enthoben — hier ist der Thaler!"

Er hatte ein kleines, sehr schwindsüchtig aussehendes Portemonnaie aus der Tasche seines Schlafrocks gezogen und entnahm demselben ein rundes, metallenes Ding, welches auch die kühnste Phantasie nicht für ein Geldstück angenommen hätte. Für die Frau, welche mit gierigem Auge die Erscheinung des Thalers abgewartet hatte, genügte ein einziger Blick, um die Werthlosigkeit der Münze zu erkennen, und ihre Augen, welche der Baron strahlend genannt hatte, funkelten in Bosheit und Wuth.

„Schämen sollten Sie sich!" schrie sie in den höchsten Fisteltönen. „Sie wollen ein Baron sein und sind schäbig genug, eine rechtschaffene Frau um ihr Eigenthum zu bringen? Pfui — ein brodloser Handwerksgesell würde mehr Anstand und Ehrlichkeit haben als Sie, und bei allem Ihrem Prahlen mit Rang und Titel sind Sie doch nichts weiter als ein Hungerleider — ja, als ein jämmerlicher Hungerleider, Herr!"

„Wenn Sie von dem gegenwärtigen Augenblick reden, so haben Sie Recht, liebe Frau; denn ich verspüre einen Appetit, der mit Fug und Recht Hunger genannt werden kann. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir ein tüchtiges Frühstück für zwei Personen zu besorgen, so würden Sie mich in der That sehr verbinden."

„Frühstück — für zwei Personen!" wiederholte die Frau, durch diese mehr als kühne Forderung doch auf einen Augenblick aus der Fassung gebracht.

„Ja, für zwei Personen, denn ich setze voraus, daß Sie mir die Ehre erweisen werden, besagtes Frühstück mit mir zu theilen."

„Für mein Geld?!" kreischte die Frau mit krampfhaftem Lachen.

„Für Ihr Geld wohl, aber für meine Rechnung, liebe Frau. Sie brauchen keine Umstände zu machen, und können meine Einladung ohne Bedenken annehmen; denn einer Wirthin gegenüber schweigt auch die boshafteste Verläumdung.“

„Herr, Sie sind ein ganz gewöhnlicher Mensch — ja, ein unverschämter Mensch sind Sie!“

„Beleidigungen aus so schönen Lippen sind wie Narben — je tiefer sie sind, desto ehrenvoller. Es scheint Ihnen überraschend, zu einem Frühstück eingeladen zu werden, aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß darin nichts Auffallendes oder Beleidigendes liegt. Dejeuners sind jetzt sehr in der Mode, — mein Wort als Kavalier darauf.“

„Ihr Wort!“ schrie die Frau erbost. „Ich bin mit anderen Herren umgegangen, gegen die Sie nur ein Schatten sind — ich weiß besser, was in der Mode ist.“

„Ah — und Dejeuners mit Herren kennen Sie auch?“

„Besser als Sie jedenfalls.“

Der Baron strich lächelnd seinen Schnurrbart.

„Ein sehr offenherziges und etwas gefährliches Geständniß, liebe Frau! Aber jedenfalls liegt diese Zeit schon sehr, sehr weit hinter uns, und mit dreißig Jahren tritt bekanntlich für die schwersten Verbrechen Verjährung ein. Wer hätte aber das hinter Ihnen gesucht, liebe Frau — ei, ei!“

Die hageren, knochigen Wangen der Frau wurden glühend roth, und ihre Finger spreizten sich, als wollte sie dem Baron mit den scharfen Nägeln zu Leibe gehen, aber die Blicke ihres Gegners waren ihrer Bewegung genau gefolgt, und seine Rechte umfaßte das Rohr der Pfeife fester.

„Vorgesehen, liebe Frau! Wenn Sie über Ihre Linie, d. h. über die Ecke des Tisches hinausgehen, so betrachte ich den Krieg als eröffnet und werde von meinen Waffen mit aller Energie Gebrauch machen. Verstanden?“

Der Ton des Barons hatte seinen nachlässig spöttischen Klang verloren und dafür eine trockene Schärfe gewonnen, welche die Frau stutzig machte.

„Sie drohen mir noch für mein gutes Recht?!“ sagte sie zögernd.

„Ich drohe nicht, ich warne Sie nur!“

„Sie wollen mich vielleicht noch mißhandeln in meiner eigenen Wohnung?!“

„Mißhandeln will ich Sie nicht, aber in dem Augenblick, in dem Sie frech genug sind, mich angreifen zu wollen, machen Sie genauere Bekanntschaft mit meiner Pfeife, als Ihnen lieb ist.“

„Sie wollen mich schlagen, Herr?“

„Ganz gewiß, liebe Frau!“

Die ruhige Bestimmtheit in den Antworten des Barons ließ der Frau denn doch einen Angriff auf einen so hartnäckigen und gewiegten Miether nicht räthlich erscheinen, und mit der bekannten Taktik der Frauen nahm sie zu dem Universalmittel ihres Geschlechts, zu den Thränen, ihre Zuflucht.

„Ach, bin ich eine arme, geschlagene Frau!" stöhnte sie händeringend und mit krampfhaftem Schluchzen. „Muß mir das noch in meinem eigenen Hause geschehen, in dem ich mit Ehren und Arbeit alt geworden bin!"

„Ja, liebe Frau, — alt genug sind Sie geworden!" meinte der Baron trocken.

„Es ist eine Sünde und eine Schande, was sich eine ehrliche Frau bieten lassen muß — hi hi!" heulte die Frau. „Hundert ordentliche, feine Herren sind hier gewesen, um dies Zimmer und Kabinet zu miethen, und ich habe sie abgewiesen, um mich jetzt um mein Geld betrügen zu lassen, hi hi! Aber ich gehe zur Polizei, hi hi — ich werde Ihnen zeigen, wie ich mit solchen Leuten umgehe, und wenn Sie zehnmal Baron und Lieutenant sind, hi hi!"

Der Baron hatte seine erloschene Pfeife wieder in Brand gesetzt und blies seiner Wirthin eine mächtige Rauchwolke in das Gesicht.

„Ich will Ihnen etwas sagen, liebe Frau!" setzte er dann kaltblütig hinzu. „Wenn Sie glauben, daß Weiberthränen mein Herz schmelzen können, so sind Sie im Irrthum und verlieren Ihre kostbare Zeit und Ihre Mühe vollständig! Ich kann mir denken, daß ein hübsches Mädchen mit ihren weinenden Augen einen Eindruck auf einen Mann machen kann — aber Sie? Brr!"

Die Thränen der Frau versiegten plötzlich, und in wieder erwachender Wuth schlug sie auf den Tisch, daß das Kaffeegeschirr klirrend und klappernd in die Höhe sprang.

„Die Sache muß ein Ende haben!" fuhr sie mit zornsprühenden Augen auf. „Sie ziehen aus, Herr!"

„Ganz wie Sie wollen!"

„Und sofort!"

„Sehr gern!"

„Aber erst bezahlen Sie mir die schuldige Miethe!"

„Das wird schwer halten, liebe Frau!"

„Hoho — Wir sind schon mit anderen Leuten fertig geworden! Ehe ich mein Geld nicht habe, kommen Sie nicht über die Schwelle!"

„Dann werde ich das Vergnügen haben, noch sehr lange in diesen Salons zu wohnen, liebe Frau! Entweder verlasse ich Ihr Quartier ohne Geld, oder ich wohne weiter, ebenfalls ohne Geld; denn Geld besitze ich nun einmal nicht!"

„Dann hätten Sie eine Schlafstelle miethen sollen und nicht ein Zimmer mit Kabinet!"



Signora Miranda und Graf Ahrenberg im Blumenzimmer.

„Sie haben gräßliche Ansichten, liebe Frau! Ich, als Baron und Offizier, soll eine Schlafstelle bewohnen? Vielleicht mit einem

Maurergesellen und einem Dienstmann zusammen, damit man das frühe Aufstehen lernt?““

„Dienstleute und Maurergesellen sind anständiger als Sie, denn sie bezahlen ihre Miethe pünktlich.“

„Weil sie keinen Kredit haben wie Leute von Stande, liebe Frau.“

„Und der Teufel muß mich verblendet haben, daß ich Sie in meine Wohnung nahm und mich beschwatzen ließ, Ihnen Kredit zu geben. Aber nicht eine Stunde warte ich mehr und nicht für einen Pfennig schreibe ich mehr für Sie an — mein Geld will ich haben!“

Der Baron zuckte gelassen mit den Schultern.

„Sie reden langweilig, liebe Frau.“

„Zwei und achtzig Thaler!“

„Und neunzehn Silbergroschen sechs Pfennige — ich kenne die Litanei!“

„Es ist himmelschreiend!“

„Es ist mehr wie himmelschreiend, es ist vollständige Prellerei, mir für sieben Wochen und zwei Tage zwei und achtzig Thaler abzunehmen. Dafür hätte ich in dem besten Hotel wohnen können.“

„Geht mich nichts an. Sie haben das Zimmer gemiethet und haben gegen meine Preise nichts eingewendet, — Sie müssen bezahlen!“

„Natürlich, liebe Frau, — wir kennen das, und sind nicht gewohnt, uns über solche Kleinigkeiten zu streiten. Sie werden auf Heller und Pfennig bezahlt werden, wenn es mir paßt, wenn meine Mittel es erlauben.“

„Leere Redensarten. Ich will heute mein Geld haben!“

„Weder heute noch morgen, sondern erst mit Ablauf des Monats.“

„So lange warte ich nicht!“

„Und ich warte auch nicht länger, liebe Frau,“ entgegnete der Baron mit entschiedenerem Tone, als er bisher angenommen hatte. „Sie vergessen, daß Sie in *meinem* Zimmer sind!“

„Nein, das Zimmer gehört mir, denn Sie haben es nicht bezahlt.“

„Eine sehr feine Unterscheidung, die aber nicht rechtsgültig und darum auch nicht für mich verbindlich ist. Ich befehle Ihnen jetzt, auf der Stelle mein Zimmer zu verlassen, und wenn Sie diesem Befehle nicht sofort gehorchen, so werde ich Sie auf eine Weise hinausbefördern, daß Sie Ihre heutige Unverschämtheit nicht zum zweiten Male wagen. Hinaus!“

Er hatte sich erhoben, und als er jetzt mit ausgestrecktem Arm vor der Frau stand und nach der Thür wies, lag in seiner hohen Gestalt und dem militärisch barschen Ton seiner Stimme doch eine Kraft und Energie, daß die Frau zum zweiten Male vor ihm zurückwich.

„Herr Baron ...“

„Hinaus!“

Noch zögerte die Frau.

„Ah — Ihr wollt also, daß ich Ernst mache? Nun, eine kleine Lektion schadet Euch nicht, und Ihr sollt sie haben, damit Ihr wißt, wie Ihr mit Kavalieren umzugehen habt.“

Mit einer Kraft, welche man in der nachlässig trägen Gestalt gar nicht gesucht hätte, hatte er den Tisch gepackt und zur Seite geschleudert, daß Tasse, Kanne und Gläser über und durcheinander purzelten; eine zweite Bewegung brachte seine Hand in Berührung mit der Schulter der Frau, und die nächste Sekunde konnte die angedrohte Exekution zur Ausführung bringen, als ein unerwarteter Zwischenfall der Frau zu Hülfe kam.

„Klinglinglingling!“ wimmerte draußen die mißtönige Hotelglocke, und in der Pause, welche von beiden kriegführenden Parteien diesem Geklingel folgte, vernahm man den eiligen, stolpernden Schritt des unglücklichen weiblichen Wesens, welches vom Schicksal ausersehen war, der Frau Fleischer als Mädchen für Alles zu dienen.

„Zu wem wünscht der Herr?“ hörte man ihre schüchterne, fragende Stimme.

„Zum Herrn Baron von Langenfeld!“ antwortete eine kräftige Stimme, deren aristokratische Färbung das geübte Ohr des Barons sympathisch berührte.

Unwillkürlich war seine Aufmerksamkeit von seiner Wirthin abgelenkt worden, und diesen günstigen Augenblick hatte die kluge Frau benutzt, um rasch unter seiner Hand fortzuschlüpfen und an die Thür zu eilen.

„Zum Baron von Langenfeld? Hier herein, wenn's beliebt — der Herr ist zu Hause!“ krächzte sie.

Der Baron hatte lachend ihre schleunige Flucht angesehen, und war in großer Gemüthsruhe wieder zu seinem Sopha zurückgekehrt; er machte es sich wieder nach Kräften darauf bequem und hatte eben seine ausgestreckte Lage wieder angenommen, als der rasche, feste Schritt seines Besuchers im Vorzimmer erklang und im nächsten Augenblick Graf Ahrenberg über die Schwelle trat.

Sechstes Kapitel.

Ein Kavaliergespräch.

„Ah — sieh' da! — Herr Rittmeister. Welch hoher Gast tritt heut' in meine niedre Schmiede, kann ich mit dem Dichter ausrufen. Es muß ein glückliches Ereigniß sein, welches Sie zu so früher Stunde zu mir führt."

Mit diesen Worten empfing der Baron den Standesgenossen.

„Könnte ich nicht behaupten, Langenfeld!" erwiderte Graf Ahrenberg kalt. „Sie haben wieder ein Rencontre mit Ihrer Wirthin gehabt?" setzte er gleichgültig hinzu.

„Die alte Leier, bester Rittmeister! Die giftige Kreuzspinne behandelte mich wieder einmal wie die Fliege in ihrem Netze, aber meine klassische Grobheit hat ihr Gespinnst zerrissen!"

„Sie stehen also mit der Xantippe auf Kriegsfuß? Das ist mir unlieb zu hören — doch davon später! Baron, ich befinde mich in einer sehr unbehaglichen Stimmung."

„Sie scherzen wohl, Rittmeister?"

„Ich spreche, wie mir's um's Herz ist, Langenfeld!"

„Aber, mein Gott, so erklären Sie sich doch deutlicher. Stellen Sie zunächst Ihre Spaziergänge durch mein Zimmer ein, setzen Sie sich zu mir, Ahrenberg, und berichten Sie hurtig, wo denn der Schuh drückt, damit man Ihnen rathen und helfen kann, vorausgesetzt, daß Sie kein Geld von mir verlangen."

Der Rittmeister konnte nicht umhin, über den letzteren Vorbehalt des Barons zu lächeln. Er kam aber der Einladung Langenfelds nach, indem er sich auf einen Stuhl niederfallen ließ, die Beine über einander schlug und eine eintönige Weise vor sich hinsummte.

„Ist vielleicht der erwartete Goldkäfer aus der Provinz, Ihr Vetter Oskar von Wildenburg ausgeblieben?" fragte der Baron nach einer Pause.

Der Rittmeister fuhr auf, als hätte ihn ein giftiges Insekt gestochen. „Schlimmer als das, Langenfeld, der Bursche ist in Berlin, hat sein eigenes Köpfchen aufgesetzt, kümmert sich nicht um mich und meine vortrefflichen Absichten mit ihm und bewohnt neben seinem Landsmann, einem philisterhaften Theologen, der ihm dieses Quartier recommandirt hat, im dritten Stockwerk eines baufälligen Hauses in der Maurerstraße, ein Stübchen nebst Kabinet, ist das nicht lustig?"

„Wie man es nehmen will, bester Rittmeister. Gegen das Stübchen und Kabinet hätten Sie wohl nichts weiter einzuwenden, als daß es nicht in der Mauerstraße, sondern „Unter den Linden“ in einem der vornehmsten Hotels sich befinden müßte. Daß Sie aber Ihren Vetter nicht kontrolliren und hofmeistern können, wie Sie beabsichtigten, das wird Sie ärgern, Ahrenberg! Wie ging es nur zu, daß er Ihr Anerbieten, eine Wohnung nach Ihrem Geschmacke und in Ihrer unmittelbaren Nähe zu beziehen, ausschlug?“

„Weil ich mich verspätete, erst nach Ankunft des Zugs auf dem Bahnhofe eintraf und den Vetter bereits von seinem Landsmann, dem Theologen, entführt fand.“

„So, so? — also verpaßt haben wir die nicht wiederkehrende prächtige Gelegenheit, den Erben von Wildenburg durch einen vergoldeten Käfig zu ködern, in den man ihn so lange festhielt, bis seine durch Wohlleben und Ausschweifungen erschlafften Nerven jeden Widerstandsversuch gegen Ihr System aufgeben mußten! Ahrenberg, das war nicht schlau, das war ein faux pas, den ich Ihnen nicht zugetraut hätte. Woher erfuhren Sie denn, daß Ihr junger Vetter sich in dem lateinischen Viertel von Berlin, in der Mauerstraße, gegen die Verführungen der Residenz verschanzt habe?“

„Auf die originellste und spaßhafteste Weise von der Welt gelangte ich in den Besitz seiner Adresse. Das muß ich Ihnen erzählen.“

„Schießen Sie los!“ sprach der Baron und Graf Ahrenberg begann:

„Als ich mißmuthig und unschlüssig auf dem Perron des Hamburger Bahnhofes auf- und abging, welcher von den angekommenen Reisenden und dem neugierigen Berliner Publikum schon ziemlich verlassen war, gesellte sich ein Herr in mittleren Jahren zu mir und knüpfte ein Gespräch mit mir an. Ich war einsylbig und behauptete, der Redeseligkeit des Fremden gegenüber, eine vornehme, kühle Zurückhaltung.

„Der Mann wurde zudringlicher, und hatte sich unsere Unterhaltung erst um das Wetter und andere gleichgültige Gegenstände gedreht, fing er bald an, mich über den Zweck meines Hierseins, über das Ziel meiner Reise auszuforschen. Ich bemerkte ihm, daß ich gar nicht zu verreisen beabsichtigte, grüßte ihn flüchtig und wollte mich entfernen.

„Um Verzeihung, mein Herr,“ rief er da plötzlich, „beliebt es Ihnen wohl, mir Ihre Paßkarte vorzuzeigen?“

„Was berechtigt Sie zu diesem seltsamen Begehren?“ fragte ich entrüstet.

„Meine Function als Polizeibeamter,“ gab er zurück und holte jenes kleine, ominöse Schild aus seiner Tasche, welches bei den geheimen Agenten unserer Polizei den gefürchteten Stab des englischen Konstablers ersetzt. Ich wußte jetzt, wen ich vor mir hatte, brachte schwei-

gend ein Portefeuille zum Vorschein und entnahm demselben vor den Augen des Beamten mehrere an mich gerichtete Briefe und meine, mit unserem Familienwappen geschmückte Visitenkarte. Der Mann des Gesetzes warf einen Blick auf die Letztere, entfaltete hastig einen der Briefe, überflog dessen Inhalt und reichte mir die Papiere zurück. „Wollen Sie mich nach meiner Wohnung begleiten, Herr Offiziant? fügte ich dienstfertig hinzu; dort kann ich Ihnen weitere Documente zur Einsicht vorlegen, welche meine Unverdächtigkeit kennzeichnen."

„Nicht nöthig, Herr Graf," sagte der Agent höflich, „ich bedaure vielmehr unendlich, meinen unbegründeten Verdacht gerade auf Ihre werthe Persönlichkeit geworfen zu haben."

„Allerdings nicht sehr schmeichelhaft für mich," lächelte ich und fügte hinzu: „Sie fahnden wahrscheinlich auf einen Hochstapler?"

„Sie haben es errathen, gnädiger Herr," nickte der Offiziant; „auf einen unredlichen Kassirer aus der Provinz, dessen Signalement halb und halb mit Ihrem Exterieur übereinstimmt. Man hat die Spur des Flüchtigen bis Berlin verfolgt und argwohnt wohl nicht mit Unrecht, daß er von hier aus Hamburg, das Ziel der meisten Abenteurer und Glücksritter, zu erreichen suchen wird. Der Unmuth und die Bestürzung, welche sich vorhin in Ihrem Gesicht malten, als Sie von einem in meiner Nähe stehenden Schaffner erfuhren, daß der Berliner Zug angekommen und der Hamburger bereits abgelassen sei, deutete ich nun in meiner Weise — das Uebrige wissen Sie."

Ich fand Gefallen an dem Gespräch des Mannes und äußerte: „Also meine Griesgrämigkeit hat mir diesen Streich gespielt. Wissen Sie auch, mein Herr, weshalb ich eine so verdrießliche Miene zur Schau trug? Mein lieber Vetter, ein junges zwanzigjähriges Blut aus der Provinz, Baron Oskar von Wildenburg, sollte mit dem Berliner Zug hier eintreffen. Ich war beauftragt, den Anverwandten am Bahnhofe in Empfang zu nehmen, verspätete mich aber um einige Minuten und habe jetzt das Nachsehen. Mein Vetter ist stockfremd in Berlin."

„Und da möchten Sie jetzt wissen, wo er geblieben ist?" fiel mir der Beamte ins Wort. „Nun, vielleicht ist unser Zusammentreffen doch nicht bedeutungslos für Sie, Herr Graf. Oskar von Wildenburg nannten Sie den jungen Mann?"

Ich bejahte es. Der Agent aber zog eine Brieftasche hervor, in der er herumsuchte und dann ausrief:

„Ich schätze mich glücklich, Herr Graf, Ihnen als Entschädigung für den unangenehmen Auftritt, welchen ich Ihnen vorhin in meinem übertriebenen Diensteifer bereitet, eine Gefälligkeit erzeigen zu können, die das zwischen uns Vorgefallene vollständig ausgleicht. Geruhen Sie, dieses Kärtchen zu betrachten. Ihr Herr Vetter hat

darauf unter seinem Namen die Wohnung mit Bleistift vermerkt, in der er vermuthlich bereits eingetroffen ist."

Ich betrachtete den Offizianten und dann wieder die Karte wie ungefähr das Publikum den Bosco, wenn der berühmte Taschenspieler einen soeben erst von ihm geköpften Menschen ganz und heil wieder erscheinen läßt. „Aber mein Herr Commissar," stotterte ich, „so erklären Sie mir doch...."

„Wie ich in den Besitz dieser Visitenkarte gelangt bin? Mit Vergnügen!" antwortete der Agent. „Wie Ihnen bekannt ist," fuhr er fort, „gebührt dem Hamburger Bahnhof das traurige Vorrecht, bei Tag und bei Nacht von uniformirten und geheimen Vertretern der öffentlichen Sicherheit besetzt zu sein. Nicht allein nach Hamburg gehen, sondern auch von dorther kommen zahlreiche gemeingefährliche, mit der Polizei in ewigem Hader lebende Elemente. So wurde dem Polizeipräsidium vor einer Stunde die bevorstehende Ankunft eines Schwindlerpaars aus Hamburg auf telegraphischem Wege gemeldet, welches bezüchtigt ist, die Cassette eines reichen Engländers in Helgoland, während der Brite sich badete, um einige Pfund Sterling erleichtert zu haben. Bei Ankunft des Zugs hatte ich daher und einige meiner Collegen auf die verdächtig aussehenden Fremden zu vigiliren, welche den Waggons der ersten und zweiten Classe entstiegen. Unter dieselben zählte ich nun auch Ihren Herrn Vetter, weil erstens sein Alter mit dem des Verbrechers, was auf 22 Jahre taxirt war, ziemlich übereinstimmte, weil er sich ferner in Begleitung eines jungen Fräuleins befand, das, wie sich später herausstellte, gar nicht zu ihm gehörte, der er aus Galanterie nur zur Erlangung einer Droschke behülflich war. Ihr Vetter legitimirte sich als Baron Oskar von Wildenburg und händigte mir zum Ueberfluß noch diese Karte ein, nachdem er auf den Rath eines hinzutretenden Studenten seine Wohnung darauf notirt hatte."

Ich sagte dem Beamten darauf einige verbindliche Redensarten, merkte mir die betreffende Hausnummer, den Weg weiter bis zum Quartier Oskars, und fragte, während ich mich verabschiedete, den Polizeibeamten: „à propos, haben Sie nicht auch ein Kärtchen der erwähnten jungen Dame vorzuweisen?"

Der Commissär zuckte die Achseln und verneinte meine Frage, worauf wir uns trennten. — Da haben Sie die Geschichte jenes glücklichen Ungefährs, Langenfeld, was mich in den Stand setzte, schon wenige Stunden später dem Vetter meine Aufwartung zu machen. Blitz! ich habe mich dort benommen wie ein Schulknabe. Ein pedantischer Theolog, der Stubennachbar des Barons, die schäbige Wohnung Oskars und dessen Weigerung, dieselbe zu verlassen — Alles dies hat sich vereinigt, mir den Kopf warm zu machen. Aber das muß anders

werden, denn Oskar und dieser langweilige Moralprediger dürfen sich nicht mehr sehen."

Baron Langenfeld hatte im tiefen, mitunter von lautem Gähnen unterbrochenen Schweigen die lange Erzählung des Rittmeisters mit angehört; als letzterer jetzt mit einer versteckten Drohung gegen seinen Vetter seine Rede schloß, äußerte verwundert der Baron:

„Nicht mehr sehen? Da bin ich doch begierig, wer sie daran hindern wird."

„Sie selbst, lieber Langenfeld, und Ihnen die Anweisung dazu einzuschärfen, ist der eigentliche Zweck meines frühen Besuchs. Darum spitzen Sie die Ohren; ich habe von ernsten Dingen, nicht von Kindereien mit Ihnen zu reden."

„Sie spannen meine Neugierde auf die Folter, Ahrenberg! Lassen Sie mich endlich wissen, was Dero gräfliche Gnaden im Schilde führen."

Der Baron wechselte mit diesen Worten seine Lage auf dem Sopha, setzte seine ausgegangene Pfeife wieder in Brand und wetteiferte in Dampfvergeudung mit einem Fabrikschornstein.

„Was ich im Schilde führe," wiederholte der Rittmeister verwundert. „Nichts gegen Sie, noch den Vetter, noch sonst einen Christenmenschen.

„Mein Onkel aber, die Excellenz von Finkenstein, beabsichtigt, uns heute morgen mit einem Gabelfrühstück zu regaliren. Ich habe ihm versprechen müssen, meinem Vetter persönlich die Einladung zu überbringen und dem jungen Mann gleich als Begleiter zum Gastgeber zu dienen."

„Und diesen Posten möchten Sie gern mir aufbürden?" fragte Langenfeld. „Wo findet denn dieses Göttermahl statt?"

„Wo anders, als in der Ihnen bekannten Wohnung des Geheimrath von Finkenstein und wer sonst, als Sie, Langenfeld, könnte mit der delikaten Mission betraut werden, die Hauptperson der kleinen Festlichkeit durch die Gewalt Ihrer Ueberredungskunst herbeizuzaubern."

„Hat der Baron bereits seine Antrittsvisite bei Herrn von Finkenstein gemacht?"

„Das weniger, aber der alte Herr kann es sich nicht versagen, dem Vetter zuvorzukommen und den faden Austausch von gegenseitigen Höflichkeitslügen bei Visiten durch seine Einladung zu vereiteln."

„Es ist sehr möglich, daß die wohlwollende Absicht der Excellenz an kleinstädtischen Bedenklichkeiten des ländlichen Herrn Vetters scheitert. Indeß, es muß gewagt werden. Der Herr Krautjunker wird vielleicht erst etwas dickköpfig sein und mich nicht für ganz competent erachten, den Frühstücksbitter und Ceremonienmeister zu gleicher Zeit vorzustellen, da Sie aber darauf dringen ...."

„So müssen Sie mir schon den Gefallen thun, Baron. Ich kann

und mag einmal nicht, auf die Gefahr hin, mit dem Theologen in neue Händel zu gerathen, eine directe Verständigung mit Oskar in dessen jetziger Wohnung anbahnen. Einmal vergebe ich mir zu viel, zweitens ist der neutrale Boden bei meinem Oheim viel geeigneter dazu, den Vetter mit meinen Lebensansichten auszusöhnen und für meine Zwecke zu gewinnen."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen, bester Graf, zumal die Belohnung für meine kühne Intervention nicht von schlechten Eltern sein wird. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, wenn ich mich jetzt schon nach dem Preis meiner Thaten erkundige."

„Mein Oheim hat mir gestattet, einen meiner Bekannten zu diesem kleinen Morgenimbiß heranzuziehen; dieser Auserwählte werden Sie sein, Baron."

„Fahren Sie fort, Rittmeister! oder sollte dies Thema bei Ihnen schon erschöpft sein? In dem Falle bedaure ich aufrichtig . . . ."

„Welchen Wunsch hätten Sie denn sonst noch?"

„Komische Frage, Graf, soll ich etwa in dieser zerfetzten Fahne von Schlafrock die Stube Ihres Vetters, die Gemächer der Excellenz von Finkenstein betreten."

„Das würden sich freilich die Herrschaften ergebenst verbitten."

„Das ist auch meine Ansicht. Seien Sie daher vernünftig, Rittmeister; funfzig Thaler brauche ich mindestens, um meinem Cerberus von Wirthin das Mäulchen zu stopfen; strecken Sie mir also die Summe von hundert Thalern vor, damit ich die böse Sieben bezahlen, diese Wohnung verlassen und meine Sachen, die sammt und sonders verpfändet sind, aus ihrer Haft befreien kann."

„Die alte Excellenz," sagte der Rittmeister, „welche Sie sehr hochschätzt, hat mit gewohnter Klugheit dergleichen Fatalitäten vorausgesehen, und hilft Ihnen vorläufig mit dem Doppelten der von Ihnen gewünschten Summe aus der Verlegenheit. Es wird von Ihnen abhängen, ob sich dergleichen Zuschüsse in Zukunft erneuern, oder gar sich in eine ständige Rente verwandeln sollen, oder nicht."

Bei diesen Worten zählte er vor den staunenden Augen Langenfelds vierzig blanke Goldstücke auf den Tisch.

„Der Herr Geheimrath ist eine höchst verehrungswürdige Person," rief Langenfeld aus, „und ein ausgezeichneter Diplomat, das muß man gestehen. Verlassen Sie sich darauf, ich werde Ihrem Herrn Vetter mit Redensarten einheizen, daß dem Jüngling die Haare vor Verwunderung zu Berge steigen sollen; ich werde Sie in den Himmel erheben . . . ."

„Und, um die Hauptsache nicht zu vergessen," fiel ihm Graf Ahrenberg in's Wort, „Punkt 11 Uhr mit Herrn von Wildenburg bei meinem Oheim eintreffen. Machen Sie ein Ende, Langenfeld," setzte er, ab-

wehrend mit der Hand winkend, hinzu, als der Baron seinem Enthusiasmus weiter Luft machen wollte, „es wird Zeit zum Aufbruch; werfen Sie sich in Staat und thun Sie des Guten bei meinem Oheim nicht zu viel — weder im Trinken, noch im Sprechen, lieber Baron!“

„Meine sämmtliche Garderobe ist völlig neu und modern; ich werde darin einen solchen überschwenglichen Eindruck auf die alte Excellenz machen, daß ihr die Augen übergehen,“ betheuerte Langenfeld.

Der Graf nickte beifällig und stand auf. „Noch eins, Baron,“ sprach er und führte seinen Standesgenossen an's Fenster, „kennen Sie diesen Wagen da unten, Langenfeld?“

„Wie sollte ich nicht? Es ist ja der Ihrige, Rittmeister.“

„Sehr wohl, Sie werden sich desselben zur Abholung meines Vetters bedienen, Addio, Kamerad, also Punkt 11 Uhr bei meinem Oheim!“

Siebentes Kapitel.

Signora Miranda.

An einem der ruhigsten, abgelegensten Plätze von Berlin, dem Enkeplatz, wohnte seit Kurzem in dem zweiten Stockwerk eines hübschen, soliden Hauses eine Dame, deren Lebensweise selbst in diesem stillen Winkel als sehr eingezogen betrachtet wurde.

Der kleine Platz, der abgeschlossen von allem Verkehr der Stadt hart am Garten der Sternwarte liegt, ist ein traulicher gemüthlicher Ort, wie ihn die lärmende Residenz kaum noch einmal bietet. Kein Wagengerassel stört hier die Stille, auf dem Steinpflaster des Platzes schießt das Gras lustig empor, kleine Gärten vor den Häusern geben dem Fleck ein halb ländliches Ansehen, und wenn im Sommer die Bäume vom Sternwartgarten herüberwinken und der Wind den Blüthenduft in die offenen Fenster weht, so glaubt man sich weit hinaus vor die Thore versetzt, wo der Gelddurst der Menschen noch nicht jedes Fleckchen mit Häusern und Fabriken besetzt hat.

Es war im Sommer, in den längsten Tagen des Jahres gewesen, als in die kleine Wohnung in dem Eckhause am Garten eine einzelne Dame mit einer ältlichen Dienerin gezogen war. Die Möbel, welche vor ihrer Ankunft abgeladen wurden, waren neu und kostbar; sie selbst fuhr in einer eleganten offenen Chaise vor, und ihre Toilette erregte den Neid der ganzen Nachbarschaft — es mußte eine vornehme, wenigstens

eine reiche Dame sein, welche jetzt zur Bewohnerschaft des Platzes gehörte.

Am nächsten Morgen wurde das Dienstpersonal des Hauses mit der ältlichen Frau bekannt, und sofort ging die Kunde durch alle Nachbarhäuser, daß die neue Mietherin eine Italienerin sei; am Nachmittag wußte man, daß sie eine Sängerin sei, und am Abend wurde schon ihr Name bekannt gemacht, der mit zierlicher goldener Schrift auf einer kleinen Porcellanplatte neben dem Klingelgriff prangte.

„Signora Miranda Marelli!" stand da für Jeden zu lesen.

Aber mit dem Namen war auch jede weitere Kunde abgeschnitten. Die Dienerin, welche mit ihren blitzenden schwarzen Augen und braunen Gesichtsfarbe alle Kinder der Nachbarschaft in die Flucht jagte, war schweigsam und finster; sie sprach selten mit einem Hausgenossen, und wenn es ja einmal sein mußte, so geschah es in einem so harten trockenen Tone und in so fremdartigen Accent, daß die Anderen bald die Lust verloren, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. War aber die Dienerin schon verschlossen, so war es die Herrin noch viel mehr. Nie ging sie aus, nie zeigte sie sich am Fenster, welches immer dicht verhängt war, und nie sah man Gesellschaft bei ihr. Wenn sie wirklich Sängerin war, so mußte sie sehr leidend sein, denn nie vernahm man einen Ton aus ihrer Wohnung; vielleicht sang sie auch wie die Nachtigallen nur in der Nacht und wie ein Schwan nur in tiefster Einsamkeit, vielleicht aber sang sie auch gar nicht und die geschwätzige Fama hatte ihr ein Talent angedichtet, welches sie gar nicht besaß.

„Jedenfalls ist sie keine Lucca, sonst hätte sie sich schon hören lassen!" sagte die Nachbarschaft spottend, und nach einigen Wochen dachte kaum noch Jemand an die Signora.

Nach diesem Hause lenkte der Rittmeister von Ahrenberg seine Schritte. Er stieg die Treppen hinan, blieb einen Augenblick lauschend an der Thür stehen, und als er ein leichtes Geräusch im Flur hörte, klopfte er leise gegen die Außenthür, deren obere Füllung durch kleine, von innen mit seidenen Vorhängen verhüllte Glasfenster ersetzt war. Eine Hand schob von innen den einen Vorhang zurück und ein paar schwarze Augen lugten durch die Scheibe, dann öffnete sich die Thür geräuschlos und der Rittmeister trat ein.

Es war die alte Dienerin gewesen, die ihn eingelassen hatte und ihn jetzt mit kriechender Freundlichkeit empfing.

„Ah — Signore Conte — Ihre ergebenste Dienerin — ich werde der Signora melden . . . ."

„Du bleibst hier!" unterbrach sie der Rittmeister kurz. „Wo ist Deine Herrin?"

„Im Blumenzimmer, Signore Conte."

Der Graf nickte und ging den Korridor hinab, an dessen Ende er eine Thür mit leichtem Druck aufklinkte.

„Ah — haben wir heut wieder einen schwermüthigen Tag?" murmelte er, indem er mit derselben Behutsamkeit die Thür wieder schloß. „Um so besser, — ich liebe diese Stimmungen bei der wilden Signora."

Das Gemach, in dem er stand, verdiente den Namen eines Blumenzimmers mit Recht. Die Fenster waren mit breiten Blattpflanzen verstellt, ein mächtiger runder Blumentisch stand in der Ecke und bot das Bild einer blühenden Pyramide, deren Spitze ein vergoldeter Vogelbauer mit einem buntschillernden Papagei krönte; zwischen den Fenstergardinen und von der Decke des Zimmers herab hingen Ampeln mit rankenden Schlinggewächsen; Blumenvasen standen auf dem Tisch, und die eine Wand des Zimmers war von einer zierlichen Laube verdeckt, deren schlankes Geflecht von sorgsam gepflegtem Epheu dicht bewachsen war.

In dieser Laube stand ein weiter Rohrsessel, und in diesem Sessel saß die Bewohnerin des Gemachs, die Signora Miranda Marelli.

Eine herrliche, fesselnde Erscheinung. Sie trug ein weites, bequemes Hauskleid, durch dessen halb durchsichtigen Stoff ihre volle und bei aller Fülle doch schlanke, biegsame Gestalt sich kennbar abzeichnete; über dem üppigen Busen nur nachlässig geschlossen, ließ es die tadellos geformten Schultern mit dem vollen Nacken und dem stolz sich erhebenden Halse vollkommen frei; die kurzen weiten Aermel bedeckten die herrlichen Arme kaum zur Hälfte, und unter dem Saume des Kleides stahl sich ein Fuß hervor, dessen zierliche Form einen Bildhauer in Entzücken versetzt hätte.

Glänzend schwarzes Haar fiel in natürlichen Locken über Schultern und Nacken; sie schien kaum von ihrem Ruhelager sich erhoben zu haben, und noch umfing ein Traum die Wachende; denn ihr Kopf ruhte nachlässig auf der aufgestützten Hand, ihre Augen blickten starr wie in weite, endlose Ferne, und ihr Ohr vernahm nicht das Geräusch der aufgehenden und wieder zufallenden Thür.

Der dicke Teppich im Zimmer dämpfte vollkommen die Schritte des Rittmeisters, und ehe die Träumende in der Laube seine Anwesenheit ahnte, stand er bereits neben ihr an dem Tische, auf den sie den Arm gestützt hatte. Sie sah ihn noch nicht, denn sie hatte die Augen mit der Hand beschattet, und mit leichtem Lächeln beugte er sich zu ihr hinab.

„Miranda!"

Sie fuhr mit leisem Ausruf empor, sprang aus dem Sessel auf und stand in voller Höhe, mit bleichen Wangen und blitzenden Augen, vor ihm.

„Signor!" rief sie mit tiefer, klangvoller Stimme, in welcher sich Zorn und Schrecken paarten.

Der Rittmeister schien durch den Empfang nicht sehr überrascht,

das Lächeln verschwand nicht von seinen Lippen und mit nachlässiger Bewegung ergriff er ihre Hand.

„Du bist schlechter Laune, Miranda," sagte er in einem spöttisch bedauernden Tone, wie man ihn gegen verzogene Kinder anzunehmen pflegt.

Die Italienerin entzog ihm mit unwilliger Hast ihre Hand, und mit unnachahmlich stolzer, zürnender Geberde trat sie vor ihm zurück.

„Tritt man so in das Zimmer einer Dame?!" fragte sie mit flammendem Blick.

Der Rittmeister stand einen Augenblick starr wie eine Bildsäule und betrachtete mit unwillkürlicher Bewunderung die Italienerin, welche in diesem Moment wirklich schön war, dann neigte er leicht den Kopf.

„Herrlich — vorzüglich! Weißt Du, daß eine Rachel oder eine Ristori an Dir verdorben ist, Miranda? Bei Gott, wenn ich nicht Besseres mit Dir im Sinne hätte, so ließe ich Dich zum Theater ausbilden — Du würdest wunderbare Triumphe feiern. Aber ich darf hoffentlich Platz nehmen, mein schönes Kind?" fügte er mit ironischer Höflichkeit hinzu.

Er wartete die Antwort nicht erst ab, sondern warf sich nachlässig auf einen Stuhl, während er gleichzeitig mit sanftem, aber entschiedenem Druck die Italienerin wieder in den Sessel niederzog.

„Wenn Du Komödie spielen willst, Miranda, so wähle gefälligst einen besseren Zeitpunkt und einen anderen Zuhörer. Ich bin heute nicht in der Laune, viel mit Worten zu spielen."

„Aber mit mir wollen Sie spielen!" fuhr die Italienerin auf. „Ich bin nun einmal dazu bestimmt, ein Werkzeug in Ihren Händen zu sein, welches alle Ihre Launen ertragen muß!"

„Ah — wirklich?"

„Ja — ich soll keinen Willen, keine Lust und kein Leben haben, ohne Ihre Erlaubniß. Ich bin eine Sklavin in diesem Hause — der Vogel in seinem Bauer hat mehr Freiheit als ich!"

Der Rittmeister drehte gleichgültig seinen Schnurrbart und betrachtete mit einem lauernden Seitenblick die Italienerin, welche trotzend neben ihm saß.

„Man ist unzufrieden, wie es scheint," sagte er, die Signora ist des behaglichen Lebens überdrüssig."

„Behaglich? — ja, so behaglich wie das Leben eines Gefangenen, den man mit Ketten geschlossen hat. Lieber den Tod erleiden, als dieses Leben noch länger fortsetzen!"

„Phrasen," lachte der Rittmeister.

„Glaubt mir!"

„Ich glaube es nicht; ich weiß, dergleichen Drohungen fehlt die Energie der Ausführung!'

„Es giebt nicht lauter Feiglinge in der Welt."

„Und Signora Miranda wäre eine der Muthigen, welche das Leben als eine Last mit Gleichmuth von sich werfen?"

„Das wird sie beweisen, Herr Graf!"

Der Rittmeister lächelte spöttisch.

„Um Vergebung, mein Kind, warum zögertest Du bis jetzt, diesen kühnen Schritt zu thun? Du bist heute in derselben Lage wie vor Wochen, sprich, welche Fliege an der Wand hat Dich beleidigt? Sonst warst Du lustig und guter Dinge, heut bist Du launenhaft und mißgestimmt."

Miranda hatte sich voll zum Sprecher gewandt und sah ihm mit einem Blick, in dem ein düsteres Feuer glimmte, fest in die Augen.

„Sie spotten meiner, Herr Graf, und Sie haben ein Recht dazu, denn ich bin ja ihr Eigenthum. — Aber die Zeit ist bald um, und ich will wieder meine eigene Herrin sein, oder ich will gar nicht mehr leben. Sie mögen manche ähnliche Drohungen gehört und darüber gelacht haben, doch über mich sollten Sie nicht lachen!"

Der Rittmeister seufzte etwas bei dem ernsten scharfen Ton der Italienerin und eine kleine Falte des Unmuths wurde zwischen seinen Augenbrauen sichtbar.

„Es scheint, wir haben Lust, zu revoltiren," sagte er mit angenommener Gleichgiltigkeit, welche aber dennoch schlecht den aufsteigenden innern Verdruß verbarg. „Offene Empörung, Signora! — weißt Du, daß Du dadurch kriegsgemäß jeden Anspruch auf Milde verwirkt hast?"

„Ich will keine milde Behandlung verdienen, ich will mein Recht."

„Ah, also Rechte hast Du gegen mich?! Darf ich Signora Miranda vielleicht daran erinnern, unter welchen Verhältnissen und Bedingungen wir uns kennen gelernt haben?"

Es lag ein eigenthümlicher trockener Ton in der kurzen Frage des Grafen; und wie ein kalter Wasserstrahl traf dieser Hohn die zornige Gluth der Italienerin.

Sie schwieg einen Augenblick und preßte die Lippen zusammen.

Seufzend lehnte sie sich in ihren Sessel zurück.

„Sie erinnern mich an ein schwarzes Blatt meines Lebens, Herr Rittmeister. — Verzeihen Sie, daß ich vergaß, daß ich Ihre Sclavin bin."

„Meine Sclavin bist Du nicht, sondern Du hast Deinen freien Willen, zu thun und zu lassen, was Dir beliebt. Aber auch dieser freie Wille hat seine Grenzen. Wir wollen klar und offen reden, Miranda; denn es kommt doch einmal eine Stunde, in der wir uns trennen, und ich liebe es, gegen Dich mit ehrlichen Waffen zu fechten. — Habe ich Dir irgend eine der Bedingungen, unter denen Du mir gefolgt, bis jetzt nicht gehalten? Ist Dir diese Wohnung nicht bequem?"

„Vollkommen, Herr Graf. Sie ist besser, als ich es je erwartet und beansprucht habe."

„Hast Du über Deine Dienerin zu klagen?“

„Nein.“

„Fehlt Dir irgend etwas zum Lebensunterhalt, zum Putz oder dergleichen Kleinigkeiten, an welchen das Herz einer Frau einmal hängt?“

„Sie sind sehr freigebig gewesen, Herr Graf, und mir fehlt nichts.“

„Habe ich Dich jemals mit meinen Zärtlichkeiten verfolgt?“

„Sie waren kalt wie Eis gegen mich, Herr Graf, ich kann es nicht läugnen.“

„Siehst Du, mein Kind, wie Recht der Dichter hat, wenn er singt: Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. Du bist eine Grillenfängerin geworden, Miranda, weil es Dir zu wohl geht.“

„Wie schlecht verstehen Sie sich, Herr Graf, auf das Herz einer Frau, die wohl straucheln, aber nie so weit sinken konnte, die edleren Regungen ihres Gemüths ganz verstummen zu lassen. Halten Sie mich wirklich für ein so gewöhnliches sinnliches Weib, daß Sie nicht höher gehende Wünsche mir zugestehen, als Ihre Sorge, welche meine materiellen Bedürfnisse befriedigt?“

„Die Lektüre der Bücher, welche ich Dir gab, scheint unreife Früchte getragen zu haben, meine Theure,“ sagte der Graf mit spöttischem Lächeln.

„Weil Sie ein herzloser, aus kalter Berechnung zusammengesetzter Mensch sind, muß auch ich aller höheren Empfindungen baar sein, ist es nicht so, Herr Rittmeister? Aber lassen Sie sich gesagt sein! Die Einsamkeit hat Gedanken in mir hervorgerufen, vor denen ich mitunter selbst erschrecke; das leichtfertige flatterhafte Wesen, als welches Sie mich kennen lernten, hat sich in ein denkendes verwandelt, was sich täglich und stündlich die Frage vorhält: Was werde ich beginnen, wenn das Jahr meiner Knechtschaft vorüber ist.“

Die Italienerin war in ihrer Erregung aufgestanden, eine befehlende Geberde des Grafen nöthigte sie, wieder Platz zu nehmen.

„Das Schicksal der Signora Miranda liegt in ihrer Hand,“ hob er an, „es kann im Spital, es kann auf seidenem Pfühle enden, Dir ist es gegeben, zwischen Mangel und Elend, zwischen Glanz und Ueberfluß die Wahl zu treffen.“

„Bedingungslos, Herr Graf?“

„Beinahe!“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Nicht viel! und das Wenige, was Du thun sollst, ist mehr eine Belohnung als ein Opfer! Aber vorher einige Fragen, die Du in Deinem eigenen Interesse aufrichtig beantworten mußt!“

„Ich habe Sie noch nie belogen, Herr Graf,“ antwortete die Italienerin kalt.

„Wenigstens nicht mehr als andern Frauen, und auch nur dann

wenn es Dein Vortheil war. Aber es wäre Dein eigener Schaden, Miranda, wenn Du mich jetzt zu täuschen versuchtest, denn die Strafe würde Dich ganz allein treffen. Deine jetzige Wohnung erscheint Dir einsam und freudlos, aber es giebt in Berlin noch Orte, welche bedeutend einsamer und unbehaglicher sind."

„Und diese Orte?"

„Man nennt sie Stadtvogtei und Arbeitshaus, mein Kind. Es giebt dort Zellen und Säle genug für Leute, welche auf Kosten Anderer reich werden wollen."

„Ah, — Sie drohen mir mit der Polizei? Ist das der Schluß Ihrer Wohlthaten, Herr Graf?!"

„Bewahre! Ich will Dir nur die Folgen zeigen, welche eine Unwahrheit für Dich hätte, denn wenn Du auch mich betrügst, die Berliner Polizei betrügst Du nicht! Also offene und ehrliche Antwort, mein Kind, hast Du jemals ohne mein Wissen diese Wohnung verlassen?"

„Nie!"

„Hast auch Niemanden hier empfangen?"

„Ich kenne ja keinen Menschen in der ganzen Stadt."

„Eben darum hättest Du vielleicht Neigung gehabt, Bekanntschaften zu machen. Besinne Dich nur — ist wirklich Niemand außer mir bei Dir gewesen?"

„Niemand! Fragt doch die Alte, wenn Ihr mir nicht glauben wollt!"

„Nun, ich will Deinen Worten trauen. Auch die Fenster hast Du nicht geöffnet?"

„Niemals!"

„So wäre also kein Mensch hier in der Stadt, der Dich in den letzten Monaten gesehen und mit Dir gesprochen hätte?"

„Meines Wissens Keiner. Aber was sollen alle diese mißtrauischen Fragen?"

„Es ist nicht Mißtrauen, es ist nur Vorsicht, welche mich so fragen läßt!"

„Und zu welchem Zweck diese Vorsicht?"

„Als ich Dich in Hamburg traf, Miranda, warst Du in den Händen eines Weibes, dem Du mit Leib und Seele verfallen wärest. Du brauchst nicht wieder aufzufahren, mein Kind; denn ich will Dir keine Vorwürfe machen und Dich nicht an Deine Verpflichtungen erinnern, nur an unser Abkommen magst Du jetzt zurückdenken. Ich erlöste Dich aus den Händen des Weibes, gab Dir Deine persönliche Freiheit wieder und behielt mir nur die Herrschaft über Deine Willensfreiheit bis zum Ablauf eines Jahres vor."

„Das heißt, Ihr kauftet meine Seele auf ein Jahr!"

„Nenne es, wie Du willst — damals gingst Du mit Freuden auf

meinen Vorschlag ein, und ich glaube, Du hast es nicht zu bereuen. Ich gab Dir Lehrer und unterwies Dich selbst, wie Du in guter Gesellschaft Dich zu benehmen habest; Du lerntest Musik und alle jene kleinen Geschicklichkeiten, welche man von einer Dame verlangt; Du bist im Stande, einen guten Brief zu schreiben und Dich über Gegenstände der feineren Conversation zu unterhalten; Du hast nach und nach alle schlechten Gewohnheiten Deines früheren Lebens abgelegt, — das ist viel, Miranda, sehr viel! Ich bin Dir in der ganzen Zeit nur ein Lehrer und nicht mehr gewesen, — jetzt will der Lehrer auch seinen Lohn haben!"

„Das heißt, Ihr seid mit der Seele nicht mehr zufrieden und wollt mich ganz?"

„Damit sagst Du mit anderen Worten, ich wäre in Dich verliebt? Nein, Miranda, — so gern ich auch alle Deine Vorzüge anerkenne und so aufrichtig ich Deine Schönheit bewundere, so wenig ist mir jemals der Gedanke in den Sinn gekommen, daß alle diese Reize zu meiner eigenen Unterhaltung dienen sollten. Zu meinem Vortheil, nicht zu meinem Schaden habe ich Dich bis jetzt gehütet, und eine Tändelei mit Dir wäre mein Schaden; denn sie würde mir kostbare und unwiederbringliche Zeit rauben."

„Ihr sprecht sehr deutlich, Herr Graf," versetzte die Italienerin, durch den kalten Spott des Rittmeisters beleidigt. „Darf ich fragen, was Ihr nun eigentlich von mir beansprucht?"

„Es ist ein junger Mann meiner Bekanntschaft in Berlin, mit dem ich Dich zusammenführen werde, und den Du mit allen Mitteln, welche Dir Natur und Erziehung gegeben haben, an Dich fesseln wirst. Er ist jung und unerfahren, und es wird Dir also nicht schwer sein, mein Verlangen zu erfüllen. Du siehst, ich bin nicht eifersüchtig, mein Kind!"

Miranda sah ihn mit fragendem Blick an.

„Ein junger Mann?"

„Fast noch ein Knabe, — kaum zwanzig Jahre alt und unschuldig wie eine Klosternovize. Noch mehr, — er ist hübsch und liebenswürdig, reich und von altem Adel, — ein halber Gott, wie Ihr Mädchen ihn nur in Euren verliebtesten Stunden träumt."

„Und was soll ich mit ihm beginnen?"

„Was Du willst, Närrin. Du sollst ihn fangen und festhalten, weiter Nichts. Ich will dem Vetter eine hübsche Frau verschaffen, und diese Frau sollst Du sein; — ist das nicht mehr als Freundschaft von meiner Seite?"

„Ihr täuscht mich, Herr Graf; — Ihr haßt den Baron, und ich soll das Werkzeug Eurer Rache sein."

„Halb und halb errathen; aber einen Schaden will ich ihm nicht zufügen. Wenn Du es kannst, so heirathe ihn; — mit dem Tage, wo

Du seine Frau und Baronin bist, hört unser Vertrag auf und Du bist Deine eigene Herrin. Es ist mein voller Ernst, Miranda, — ich habe Dir nicht umsonst eine Erziehung geben lassen, wie sie manche Baronesse nicht genossen hat."

„Wie verlockend das klingt," sprach mit schneidendem Ausdruck in der Stimme die Signora, „einem hübschen jungen Mann den Kopf verdrehen, Frau Baronin werden, Alles auf Commando, wie es mein gnädigster Herr befiehlt. Herr Graf, Ihre Wohlthaten haben einen salzigen Beigeschmack."

„Erkläre Dich deutlicher," rief der Rittmeister

„Sie werden Thränen, viel Thränen meinen Augen entpressen, worin ich erst die Schwäche des Weibes, die Liebe, zu ertränken habe, ehe ich mich zum Werkzeug Ihrer Rache und Ihres Eigennutzes hergebe."

„Du wirst sentimental, meine Liebe," sprach Graf Ahrenberg aufstehend, „und demnach langweilig. Wozu nur die vielen Worte? Sprich ja oder nein, und unser Pact ist geschlossen."

Auch die Italienerin fuhr von ihrem Sitz in die Höhe und heftete einen Blick düsteren Grimmes auf den Rittmeister. „Und wenn ich ja sage, Ihnen zu Gefallen, mein gnädigster Gebieter, haben Sie denn auch an das heiße, wallende Blut der Südländerin gedacht?"

„Was willst Du damit sagen?"

„Ihnen nichts Neues, denn Sie müßten nicht Graf Ahrenberg sein, wenn Ihr finsterer Plan nicht auf mein leicht erregbares Temperament gebaut wäre. Wenn mein Herz sich nun des Jünglings, den mein kalter Verstand durch die Künste der Koketterie verderben soll, annimmt, wenn ich nun Liebe zu demjenigen fühle, den Sie mir als Opfer, als Spielzeug überweisen, was dann, Herr Rittmeister?"

„Ueberflüssige Frage! — Dann liebt Ihr Euch eben, — meinetwegen wie die Turteltauben," lachte der Kavalier.

„Und wenn er mir untreu wird, und er wird's, ich weiß es, wie verhalte ich mich dann? Wissen Sie auch hierauf eine Antwort?"

„Warum sollte ich gerade um die einfachste verlegen sein? So läßt Du ihn laufen oder ...."

„Vollenden Sie!" flehte Signora Miranda.

Der Graf aber schwieg.

„Tödten, wollen Sie hinzusetzen, Herr Rittmeister?" rief Signora Miranda. „Ich selbst, jawohl Herr Graf," — und ein dämonisches Frohlocken glühte in den Augen der schönen Frau — „werde diesen Stahl in sein Herz versenken, wenn es sich jemals, nachdem es das meine gewesen, von mir abwendet."

Signora Miranda hatte ein zierliches Stilet aus ihrem Busen gezogen und gab sich den Anschein, als liebkose sie die Waffe mit ihren Blicken, während sie verstohlen nach dem Gesicht des Grafen blickte,

welches, sich unbeobachtet glaubend, einen hämischen, schadenfrohen Ausdruck annahm.

Sie sah ihn plötzlich scharf an und rief dann höhnisch: „Ertappe ich Sie, Herr Graf? So zärtlich lieben Sie also den mir zugedachten Gemahl, daß meine Drohung, dies Stilet in sein treuloses Herz zu tauchen, den ersten freudigen Blick an diesem Morgen auf Ihr Antlitz zaubert? O, ich werde diesen Blick nicht vergessen, Herr Rittmeister, vielleicht entwaffnet er einst meine eifersüchtige Wuth, wenn ich an ihn zurückdenke."

Der Graf biß sich ärgerlich darüber, sein Mienenspiel nicht besser beherrscht zu haben, auf die Lippen und ergriff Hut und Reitgerte.

„Noch in dieser Woche, Signora, wirst Du die Bekanntschaft des jungen Mannes machen, den Du zu Deinem Sklaven erziehen sollst. Du wirst mit ihm ausfahren, Theater und Concerte mit ihm besuchen, aber stets, verstehst Du mich wohl, wieder in diese Wohnung zurückkehren. Vergäßest Du einmal die Wiederkehr, würdest Du wenige Stunden später hinter Schloß und Riegel sitzen. Addio mia cara!"

Die Italienerin erwiderte die Verneigung des Grafen durch ein steifes Nicken und schüttelte hinter ihrem Zwingherrn die geballte Faust, als sie sich wieder in ihrem Zimmer allein sah.

Achtes Kapitel.

Vorspiel zu einem Gabelfrühstück.

Der Geheimrath von Finkenstein befand sich wieder in dem Cabinete, in welchem die, dem Leser bereits bekannte Unterredung mit dem Grafen von Ahrenberg stattgefunden hatte.

Der Geheimrath saß in einem bequemen und eleganten Armstuhle und vor ihm stand Johann, oder wie die Excellenz ihn zu nennen liebte, Jean, sein Kammerdiener.

„Also merke Dir wohl, Jean, wenn mein Neveu, der Herr Oskar von Wildenburg kommt, muß er mit der größten Aufmerksamkeit bedient und mit einer Achtung behandelt werden, als wäre er ich selbst. Jeder Befehl, den er giebt, jeder Wunsch, den er äußert, jeder Wink, den er fallen läßt, muß auf das Sorgfältigste beachtet werden, Jean, und ist

auf das Schnellste und Pünktlichste zu vollziehen. Theile diesen Befehl auch der übrigen Dienerschaft mit."

„Sehr wohl, Excellenz," sagte der Diener mit einer Verbeugung, „soll Alles zu Euerer Zufriedenheit ausgeführt werden."

„Noch Eins, Jean," fuhr der Geheimrath fort, „es versteht sich von selbst, daß die gesammte Dienerschaft in Galalivreen erscheint."

Johann verbeugte sich abermals.

„Servirt wird im blauen Cabinet. Gleich nach Auftragen eines jeden Gerichtes verläßt, Dich ausgenommen, die gesammte Dienerschaft das Cabinet und erscheint nicht eher wieder, als bis die Klingel sie ruft."

„Zu Befehl, Excellenz."

„Ist der Koch gehörig instruirt?"

„Vollkommen, Excellenz; ich selbst habe mich dem Geschäfte unterzogen und kann dafür stehen, daß Alles den Befehlen Ew. Excellenz gemäß ausgeführt wird," entgegnete der Diener.

„Und die Weine sind in der gehörigen Menge, Ordnung und Güte besorgt?"

„Ew. Excellenz werden, so hoffe ich wenigstens, zufrieden sein und meinem Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Schön, schön," sagte der Geheimrath, lehnte sich in seinen Armstuhl zurück und blickte starr nach der Zimmerdecke, als sänne er tief über Etwas nach.

„Apropos," sagte er dann nach einer Pause in herablassend vertraulichem Tone, „es ist wohl unnöthig, Dich daran zu erinnern, daß Du von dem Allem, was Du etwa während des Zusammenseins der Gesellschaft hören, sehen oder bemerken solltest, niemals und gegen Niemanden irgend ein Wort oder eine Andeutung laut werden lassen darfst?"

„Excellenz kennen mich ja Jahre lang."

„Ja," bestätigte der Geheimrath, „und ich bin bisher immer mit Dir zufrieden gewesen."

„Nun," sagte Johann, „so darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß dies auch jetzt und in Zukunft der Fall sein werde."

„Gewiß, gewiß," entgegnete sein Herr, „wenn Du fortfährst, auch ferner wie bisher zu handeln."

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft und ein Diener trat mit einem silbernen Präsentirteller herein, auf welchem eine Visitenkarte lag, die er dem Geheimrath hinreichte.

Der Geheimrath nahm die Karte, las, wie es schien mit einiger Ueberraschung, den auf derselben befindlichen Namen und sagte dann:

„Soll herein kommen!"

Der Diener entfernte sich und wenige Augenblicke später trat der

Rittmeister von Ahrenberg in das Zimmer. Der Geheimrath wendete sich an Johann.

„Du kannst jetzt gehen, Jean," sagte er, „bleib' aber in der Nähe, so daß Du auf den ersten Ruf der Glocke erscheinen kannst."

Der Kammerdiener verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Kaum waren sie allein, so sagte der Geheimrath mit leicht gerunzelter Stirn zu dem Rittmeister:

„Was heißt das, daß Du hier bist, Constantin? Ich glaubte Dich schon auf dem Wege zu Oskar, den Dir ertheilten Instructionen gemäß. Hast Du Dich etwa in chevaleresker Gewissenhaftigkeit oder aus ritterlichem Zartgefühl über Nacht eines Anderen besonnen?"

„Nein, Excellenz," entgegnete der Angeredete lächelnd, „aber es ist mir ein Gegenstand von Wichtigkeit eingefallen, den ich mit Ihnen besprechen und der in Ordnung gebracht sein muß, bevor unser zukünftiger Don Juan die geheiligten Räume dieses Tempels betritt und die ersten leichten Weihen empfängt."

Der Geheimrath lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Uebrigens," fuhr Ahrenberg fort, „habe ich die Einladung sicheren und gewandten Händen anvertraut, die diesen Auftrag ohne Zweifel correct vollziehen werden."

„Und wer ist dieser Beauftragte?" fragte der Geheimrath.

„Unser Langenfeld," war die Antwort.

„Ah," sagte der Geheimrath mit einem schlauen, vielsagenden Lächeln, „das ist gut, der ist der rechte Mann, ich bin zufrieden."

„Aber unser Freund bedarf der Unterstützung, Excellenz, Sie wissen ja," bemerkte Ahrenberg mit Achselzucken.

„Gut, gut," erwiderte Finkenstein, „soll ihm nicht fehlen, muß aber eifrig und zuverlässig sein und nicht wie gewöhnlich die Sache hinwerfen, wenn sie ihm keinen Spaß mehr macht oder seiner Bequemlichkeit Abbruch thut."

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Excellenz," sagte der Rittmeister, „ich will ihn schon in Trab bringen und darin erhalten; Sie sollen ganz zufrieden sein, vorausgesetzt, daß seinen etwaigen Wünschen und Bedürfnissen, so lange sie sich in den Grenzen des Erlaubten oder Nothwendigen bewegen, Rechnung getragen wird."

„Er soll sich gewiß nicht zu beklagen haben," entgegnete der Geheimrath; „aber nun sage mir, was führt Dich zu mir, mon cher neveu?"

„Eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit, Excellenz, die ich Ihnen zur Prüfung vorlegen möchte," sagte der Rittmeister in ernstem Tone.

„Und die ist? Heraus mit der Sprache und ohne lange Vorrede, Du weißt, die Umwege kann ich nicht gut leiden, also?"

„Ganz ohne Vorrede dürfte es nicht abgehen können," erwiderte

Ahrenberg, „doch werde ich mich möglichst kurz fassen, Excellenz. Es ist, wie auf der Hand liegt, für uns und unsere Pläne von der größten Wichtigkeit, stets auf das Genaueste von Allem und Jedem unterrichtet zu sein, was unser vortrefflicher junger Vetter vornimmt, oder was bei und mit ihm vorgeht.“

„Hm,“ sagte der Geheimrath und strich sich das Kinn, „darin hast Du Recht, mein Junge. Der Punkt ist wichtig und bedarf einer reiflichen Ueberlegung.“

„Und das muß auf eine ebenso sichere, als durchaus unverdächtige Weise geschehen,“ fuhr der Rittmeister fort.

„Ja freilich,“ sagte der Geheimrath, „aber wie? Das ist der Casus, mein Sohn.“

„Erlauben mir Excellenz meine Gedanken zu entwickeln, so glaube ich wohl das richtige Mittel und die beste Weise gefunden zu haben.“

Der Geheimrath nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Der neue Don Juan muß seinen Leporello bekommen und zwar, ohne daß er eine Ahnung davon hat, aus unserer Hand. Dieser Mensch muß so geartet sein, daß er Talent genug hat, seinen Herrn nicht nur in allen Tollheiten und Ausschweifungen, in die er etwa verfallen sollte, auf das Beste zu unterstützen, sondern ihn auch zu neuen anzureizen, wenn er vielleicht erschlaffen oder gar von Reue oder Gewissensbissen ergriffen werden sollte.

„Auf der anderen Seite muß dieser Mensch aber zugleich so völlig in unseren Händen, so ganz unser Werkzeug sein, daß seine Treue niemals verdächtig werden kann und er uns stets auf das Genaueste vom Thun und Treiben, vom Denken, Fühlen und Handeln seines Herrn unterrichten muß.“

„Charmant ausgesonnen, ganz charmant,“ lächelte der Geheimrath, „nur Schade, daß der Mensch fehlt.“

„Auch diesen glaube ich gefunden zu haben,“ entgegnete der Rittmeister mit stillem Triumph, „in Ihrem Diener Fritz, Excellenz.“

Der Geheimrath sah den Rittmeister, wie überrascht, einige Augenblicke an; dann rief er plötzlich aus:

„Wahrhaftig, Constantin, Du hast Recht!“

Bei diesen Worten griff er nach der Klingel und wollte sie in Bewegung setzen; allein Ahrenberg hielt seinen Arm zurück und sagte:

„Noch einen Augenblick, Excellenz! Wenn Sie Fritz rufen lassen und ihm den verabredeten Vorschlag machen, so müssen Sie ihm die tieferen Absichten zu demselben vorerst verschweigen und es mir gnädigst überlassen, den Burschen je nach Maaßgabe der Ereignisse einzuweihen; zweitens, ihm Ihrerseits den Gehalt auch ferner zusichern, welchen er bisher in Ew. Excellenz Dienst bezogen und drittens, ihm auf das Schärfste einprägen, an Oscar niemals zu verrathen, daß er je in Dienst bei Ew. Excellenz gestanden hat und respective noch steht.“

„Sehr richtig und wohl bedacht,“ sagte der Geheimrath und klingelte.

Der Kammerdiener erschien augenblicklich in der Thür und der Geheimrath rief ihm zu:

„Jean, der Fritz soll augenblicklich zu mir kommen.“

Johann verschwand und kurze Zeit darauf trat Fritz ein. Als er im Zimmer erschien, warf der Rittmeister ihm einen raschen, bedeutungsvollen Blick zu, der zu sagen schien: „Nun ist die Stunde der Prüfung da.“

Fritz verbeugte sich und sagte:

„Was befehlen Ew. Excellenz gnädigst?“

„Höre mal, Fritz,“ sagte der Geheimrath mit herablassender Freundlichkeit und gnädigem Lächeln, „ich kenne Dich als einen treuen und klugen Diener. Ich bin daher gesonnen, Dir einen wichtigen Auftrag zu ertheilen, der Deine ganze Klugheit herausfordert und zugleich eine Prüfung Deiner Treue gegen mich sein wird.

„Mein Neffe, der junge Baron von Wildenburg, ist aus der Provinz hier eingetroffen, um hier seinen Studien obzuliegen und seine Bildung zu vollenden. Da ich nun die Gefahren kenne, denen in der hiesigen Residenz ein junger, unerfahrener Mensch ausgesetzt ist und eine väterliche Liebe zu dem jungen Manne habe, so ist eine meiner größten Sorgen, demselben einen treuen Diener zu verschaffen der ihm redlich zur Seite steht und zugleich mir die Bürgschaft giebt, daß ich mich auf ihn verlassen kann. Da habe ich denn mein Auge auf Dich geworfen und beschlossen, daß Du in seine Dienste treten sollst.“

Fritz verbeugte sich und warf dem Rittmeister dabei einen bedeutungsvollen, fragenden Blick zu. Dieser nickte fast unmerklich mit dem Kopfe, zum Zeichen seines Einverständnisses mit dem Vorschlage des Geheimraths.

„Du wirst mich,“ fuhr der Geheimrath fort, der die Bewegung Constantins nicht bemerkt hatte oder nicht beachtete, „beständig vom Thun und Treiben des jungen Herrn unterrichten, damit ich über ihn wachen und ihn nöthigenfalls warnen kann. Es versteht sich von selbst, daß Du trotzdem in meinen Diensten bleibst und Dein Gehalt Dir nach wie vor gezahlt wird. Ebenso von selbst versteht es sich aber auch, daß mein Neffe durchaus keine Ahnung davon haben darf, daß Du in meinen Diensten stehst oder jemals standest; Du mußt Dich daher bei ihm unter irgend einem passenden Vorwande als Diener melden und darfst natürlich weder meinen Namen, noch meine Wohnung oder meine Person kennen. Verstanden?“

„Vollkommen, Excellenz,“ erwiderte der Diener mit einem zweiten heimlichen Blicke auf den Rittmeister, „und werde bemüht sein, das Vertrauen Ew. Excellenz zu rechtfertigen und zu verdienen. Aber

erlauben mir Ew. Excellenz eine unterthänige Bemerkung. Wer steht mir für die Gewißheit, daß der junge Herr Baron meine Dienste annimmt, wenn ich mich bei ihm als Bedienter melde? Er kann ja überhaupt keinen Diener wollen, oder, im Falle er einen bedarf, einen Andern vorziehen."

„Das laß meine Sorge sein, Fritz," nahm jetzt der Rittmeister das Wort, „ich werde schon Mittel finden, die Sache dergestalt einzurichten, daß kein Anderer in den Dienst des jungen Barons kommen soll, als Du. Darauf kannst Du Dich verlassen."

„O," sagte Fritz mit einer Verbeugung, „dann giebt es weiter kein Hinderniß; denn diese Versicherung verbürgt mir meine neue Stellung und Ew. Excellenz sehen mich bereit, dieselbe sofort anzutreten, sobald Sie befehlen."

„Gut, gut," erwiderte der Geheimrath, „wir werden ja sehen, wie Du Dich benimmst und ob Deine vielgerühmte Klugheit in der That so groß ist, als die Fama sie macht. Da Dich aber Baron Oskar durchaus hier nicht sehen darf, so dispensire ich Dich schon heute vom Dienste und gebe Dir auf, es so einzurichten, daß Dich Niemand gewahr wird. Nun kannst Du gehen; sage aber dem Jean, daß er zu mir kommen soll. Geh!"

Fritz entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung und Johann trat kurz darauf in das Zimmer.

„Ich habe vergessen, Jean," redete der Geheimrath den Kammerdiener an, „Dir zu sagen, daß heute das Diner um Punkt fünf Uhr angerichtet sein muß und daß das Frühstück gleich nach Ankunft des jungen Barons zu serviren ist."

„Sehr wohl, Excellenz," erwiderte der Kammerdiener und entfernte sich dann auf einen Wink des Geheimraths.

Als die beiden Edelleute wieder allein waren, rieb sich der Geheimrath vergnügt die Hände und sagte:

„So, nun kann die Comödie beginnen, die Rollen sind vertheilt, die Intrigue ist angelegt, der Knoten wird sich schürzen und die Katastrophe erfolgen. Wir, die wir Schauspieler und Publikum zugleich sind, werden uns vortrefflich amüsiren, den Vortheil ziehen, der aus den Ereignissen entspringt und noch das besondere Vergnügen haben, uns selbst Beifall zu klatschen und uns zur Belohnung unserer Verdienste im Verlaufe der Darstellung, am Schlusse des Stückes herausrufen zu können."

„Ja," setzte lachend Ahrenberg hinzu, „und wenn wir einen Comödienzettel hätten, so müßte man auf demselben lesen: „arrangirt und in Scene gesetzt von Sr. Excellenz dem Herren Geheimrath von Finkenstein."

„Du thust mir zu viel Ehre an, mon cher neveu und Schwiegersohn in spe," entgegnete der Geheimrath und drohte lächelnd mit

dem Finger. Euch, Dir und Deinen Mitgenossen, die Ihr die Tragi-Comödie aufführt, wird der Lorbeerkranz gebühren und gereicht werden, wenn Ihr Eure Sachen gut macht. Ich bleibe bescheiden hinter den Coulissen, wenn Ihr hervorgerufen werdet. Aber aus unserer ganzen projectirten Comödie wird ohne Damen nichts, sie sind das Hauptingredienz der Handlung; denn nichts ist von so nachhaltiger Einwirkung auf einen jungen Mann, als die Liebe und der Liebesgenuß. Hast Du also dafür nicht im Voraus Sorge getragen, daß es nicht an reizenden Schönen fehlt, so machen wir fiasco, mon cher neveu und dies Fiasco würde um so schmäliger und verhängnißvoller sein, als es sich dabei nicht um den Verlust eingebildeter, sondern höchst reeller Güter, um den Verlust der schönen Herrschaft Finkenstein handelt.

„Seien Sie in diesem Puncte ganz unbesorgt, lieber Oheim", entgegnete Ahrenberg lachend, „es wird an Actricen, tragischen und komischen Genr's nicht fehlen. Einmal laufen sie ja zu Hunderten in der schönen großen Welt umher, und zweitens habe ich außerdem für eine Prima donna exquisitester Art schon im Voraus gesorgt, die bald genug ihr Debut machen wird."

„Ah, das ist etwas Anderes, mon cher, dann kann die Sache süperb werden; denn auf die Hunderte von Actricen, von denen Du sprichst, ist kein Verlaß, bei denen hat der Zufall zu großen Spielraum. Etwas Anderes ist es, wenn Du eine passende Individualität in petto hast; die kann man regieren, nach Absichten verwenden und so einen gewissen Erfolg mit Sicherheit erzielen. Ist Deine Donna hübsch?"

„Mehr, mein lieber Onkel, mehr, sie ist schön, hinreißend schön," entgegnete der Rittmeister. „Sie sollen sie sehen, Excellenz, und mit Ihrem geübten Kennerauge prüfen und Sie werden gestehen müssen, daß die Dame zu den seltenen und hervorragenden Erscheinungen der Frauenwelt gehört."

„Nun," erwiderte der Geheimrath, „dann gratulire ich zu der Acquisition und zu den Erfolgen derselben im Voraus. Jetzt aber muß ich Dich verlassen, mein Schatz; ich habe mehr als einen wichtigen Brief zu schreiben, unter Anderen an Deine Tante Aurelie."

„Melden Sie ihr meinen unterthänigsten Respect, Excellenz," fiel ihm Ahrenberg in die Rede, „und sagen Sie ihr grädigst, daß ich allen ihren Weisungen, Winken und Andeutungen auf das Pünctlichste und Gewissenhafteste nachkommen werde."

„Schön," sagte der Geheimerath, „das werde ich thun. Soll ich ihr auch Deine ritterlich tugendhaften, etwas mittelaltrigen Gefühlsaufwallungen in Betreff Oskar's mittheilen?" fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu. „Was meinst Du?"

Ahrenberg zuckte die Achseln und sagte halb ernst, halb ironisch:

„Nach Gefallen, Excellenz, aber mein Thun wird die Scharte auswetzen, die mein Ruf durch diese Anwandlung von Schwäche erhalten hat."

„Diese Erkenntniß der Wahrheit und dies offene Bekenntniß," entgegnete der Geheimrath, „verlöschen jede Erinnerung an jene augenblickliche, des Mannes und namentlich des Weltmannes aus der höheren Gesellschaft unwürdige Inconsequenz und Tante Aurelie erfährt nichts von ihr. Ihr bitterster Spott, und Du weißt, wie scharf dieser ist, würde Dich unerbittlich verfolgen, wenn sie Deine Aeußerungen von gestern erführe. Doch nun Adieu, cher ami, es ist wirklich die höchste Zeit, daß ich die fatale Briefschreiberei abmache, damit ich freien und ruhigen Gemüthes unser Gabelfrühstück verzehren und unseren Oskar mit Seelenruhe sondiren kann. Adieu, amüsire Dich so gut es gehen will, bis wir uns am Frühstückstische wiedersehen."

Bei diesen Worten machte der Geheimrath mit der Hand eine verbindliche Abschiedsbewegung und entfernte sich aus dem Zimmer.

Als Ahrenberg allein war, überließ er sich seinen Gedanken, während er im Zimmer auf- und niederschritt.

„Geh nur hin, armer Thor," murmelte er für sich, „und bilde Dir ein, mich zu lenken und zu regieren! Die Zukunft wird Dir zeigen, daß Du mein Werkzeug bist und meinen Plänen dienst, und ob Dein tugendhaftes Püppchen von Tochter meine Gattin werden wird, wie Du so zuversichtlich träumst, mein würdiger Onkel und Schwiegerpapa in spe, das wird sich noch erst finden." —

Hier wurde er durch den Eintritt des Bedienten Fritz in seinen Betrachtungen unterbrochen.

„Gnädiger Herr," sagte der Diener, „da ich jetzt gerade mich, ohne aufzufallen, von der übrigen Dienerschaft entfernen kann, so erlaube ich mir vor Ihnen, Herr Graf, zu erscheinen und unterthänigst anzufragen, ob ich so glücklich bin, mir Ihre gnädige Zufriedenheit erworben zu haben."

„Vollkommen, Fritz, vollkommen," erwiderte der Rittmeister, „und merke Dir: Du rapportirst mir Alles, sowohl, was das Thun und Lassen Oscars betrifft, als auch die Befehle, Urtheile und Handlungen Sr. Excellenz des Herren Geheimraths."

„Sehr wohl, Herr Graf," sagte Fritz, „ganz wie bisher."

„Ja," antwortete der Rittmeister, „ganz wie bisher, nur mit dem Zusatze, daß Du Alles, was auf den Baron Oskar von Wildenburg Bezug hat, mir zuerst und dann dem Geheimrath berichtest, nicht umgekehrt! Und nun geh, es könnte uns irgend Jemand überraschen und das möchte schlimm für Dich ausfallen."

Fritz entfernte sich mit einer Verbeugung und ließ den Grafen allein. Dieser warf sich in einen Armsessel und versank in tiefes Nachdenken.

Neuntes Kapitel.

Das Gabelfrühstück.

Während im Hause des Geheimraths die im vorigen Kapitel erzählten Verabredungen und Vorbereitungen getroffen wurden, ereignete sich in einem andern Hause nicht weniger Merkwürdiges.

Der Herr Baron von Langenfeld stand in seiner neuen Wohnung vor einem großen Trumeaux und war damit beschäftigt, seine Toilette zu ordnen. Es war mit ihm eine große Umwandlung vorgegangen.

Wir haben nicht mehr den schäbigen, erbärmlich gekleideten Menschen vor uns, der in einem Hause zweideutiger Art wohnt und mit der geldgierigen Harpye, seiner Wirthin, einen Kampf besteht, der in Thätlichkeiten auszuarten droht: sondern vor uns steht ein Mann, auf das Eleganteste und Feinste gekleidet, der sich in einer, man könnte fast sagen, luxuriös möblirten Wohnung befindet und eben im Begriffe ist, die letzte Hand an die moderne Toilette zu legen, in welcher er erscheint.

Diese Umwandlung wirft auch ein sehr vortheilhaftes Licht auf die ganze äußere Erscheinung des Barons. Die straffe militärische Haltung, die nun unverhüllt und durch nichts behindert hervortreten konnte, gab im Verein mit dem gutmüthigen Ausdrucke der Gesichtszüge und der ungezwungenen, leichten Art, sich zu bewegen, dem ganzen Wesen des Barons einen Anstrich, der eben so einnehmend, als bei seiner hochgewachsenen, starkgliederigen Figur, imposant war.

Als er so vor dem Spiegel stand, aus welchem ihm seine ganze Figur in Lebensgröße entgegentrat, konnte er nicht umhin, in ein lautes, fröhliches Gelächter auszubrechen.

Er machte vor seinem eigenen Spiegelbilde eine tiefe Verbeugung und sagte in humoristischem Tone zu sich selbst:

„Es freut mich, Herr Baron, Sie so ganz Ihrer würdig wieder hergestellt und aus den Klauen der Frau Fleischer glücklich befreit zu sehen. Es ist mir äußerst erfreulich, zu wissen, daß in Ihrem Portmonnaie, das Sie, beiläufig gesagt, neu gekauft haben, nicht mehr etwa unglückliche, falsche, werthlose Thaler, sondern glänzendes Gold, vollwichtige Louisd'or stecken und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu, daß Sie sich wieder in der fashionablen Welt zeigen können und die Aussicht haben, in derselben sich lange Zeit zu bewegen. Thun

Sie mir nur den Gefallen, mein Bester, und halten Sie das Glück, welches sich so unerwartet Ihnen in die Arme geworfen hat, recht tüchtig fest; groß und stark genug sind Sie ja dazu, und führen auch eine ganz kräftige Faust."

Hier unterbrach er sich abermals durch ein lautes, frohes Lachen und rief aus:

„Armer Ahrenberg, wie viel Mühe, Sorge und Beredsamkeit mag es Dich gekostet haben, das Geld aufzutreiben, um Deinen alten Kriegskameraden und Genossen bei Spiel — und Liebesabentheuern wieder in eine standesmäßige Enveloppe zu stecken. Aber ich werde dankbar sein, Herr Rittmeister, ich werde Ihnen Ehre machen und Ihre Intentionen in Betreff des jungen, mir noch völlig unbekannten Herrn Baron von Wildenburg, den Sie meiner Obhut und Fürsorge sorgsam empfohlen haben, auf das Pünktlichste und Genaueste ausführen."

Er zog seine goldene Uhr hervor, warf einen prüfenden Blick auf dieselbe und fuhr dann in seinem Selbstgespräche fort:

„Nun, nun, beruhige Dich nur, mein lieber Magen, auch du wirst bald beim Gabelfrühstück im Hause Sr. Excellenz des Herrn Geheimraths von Finkenstein Befriedigung in Hülle und Fülle finden. Alles nur hübsch in der Ordnung und mit der gehörigen Ruhe."

Die Thür öffnete sich und machte seinem übermüthigen Selbstgespräch ein Ende. Ein ganz allerliebstes Dienstmädchen trat in das Zimmer und meldete dem Herrn Baron, daß der Wagen vor der Thür halte.

Charmant, charmant, mein liebenswürdiges Kind, rief der Baron neckend aus und knipp das Mädchen in die frischen Wangen. „Bin gleich zum Abfahren fertig. Du hast doch dem Kutscher gesagt, wohin er mich fahren soll?"

„Zu dienen, gnädiger Herr," antwortete das Mädchen mit einem Knixe.

„Gut, dann habe ich weiter nichts, was ich Dir aufzutragen wüßte und Du kannst gehen, mein Schätzchen. Apropos, wie heißt Du denn? Da ich erst hier eingezogen bin, so weiß ich das noch nicht."

„Friederike," antwortete das hübsche Kind.

„Ich entlasse Dich nunmehr in Gnaden und danke Dir," sagte Langenfeld pathetisch, setzte seinen Hut von neuester Modefacon auf, zog braune Glacehandschuh an, hing eine Lorgnette um, trällerte ein Liedchen, während er die Treppe hinabstieg und begab sich in den Wagen.

Der Weg, den er zurückzulegen hatte, war nicht lang und der Wagen hielt bald in der Mauerstraße vor dem Hause, in welchem Baron von Wildenburg wohnte.

Da Ahrenberg ihn unterrichtet hatte, stieg der Baron ohne Aufenthalt die drei Treppen in die Höhe und klopfte an des Barons Thür.

Dieser lag in seinem Zimmer auf dem Sopha und las Göthes Faust. Als er klopfen hörte und auf diese Weise in seiner Lecture unterbrochen wurde, warf er geschwind das Buch auf den Tisch, sprang vom Sopha auf und rief verdrießlich „herein.“

Die Thür öffnete sich und zu Oskar's nicht geringer Verwunderung trat ein eleganter, ihm völlig unbekannter Herr in das Zimmer.

„Zu wem wünschen Sie mein Herr?“ fragte Oskar verbindlich, in der Meinung, daß der Fremde sich in der Thür geirrt habe.

Langenfeld verbeugte sich ceremoniös und sagte:

„Zu Ihnen, Herr Baron von Wildenburg.“

„Zu mir?“ entgegnete er überrascht, „mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Ich bin der Baron von Langenfeld, und komme im Namen Ihres Herrn Vetters, des Grafen von Ahrenberg, um die Ehre zu haben, Sie zu Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimrath von Finkenstein zu führen, welcher Sie, seinen Neffen, mit Sehnsucht erwartet.“

„So,“ sagte Oskar etwas gedehnt und betroffen, „ich erinnere mich sehr wohl, daß mein Vetter Ahrenberg davon sprach und habe ihn auch erwartet. Aber es überrascht mich, so angenehm es mir auch ist, diesem Umstande Ihre Bekanntschaft zu verdanken, es überrascht mich, wollte ich sagen, daß mein Vetter nicht selbst gekommen ist.“

„Das wird unstreitig Niemand mehr bedauern,“ entgegnete Langenfeld höflich, „als er selbst. Allein es giebt Umstände, welche die Erfüllung auch der angenehmsten Pflicht unmöglich machen, und ein solcher hat den Herrn Grafen verhindert, selbst hier zu erscheinen, um Sie Ihrem Oheim und der kleinen Gesellschaft der intimsten Freunde desselben zuzuführen. Se. Excellenz der Herr Geheimrath betraute den Herrn Rittmeister mit einigen dringenden Aufträgen, welche unter allen Umständen auf das Schleunigste vollzogen werden mußten. In dieser Verlegenheit wendete er sich denn an mich, der ich die Ehre habe, schon seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren zu seinen näheren Freunden zu gehören, und legte mir die angenehme Pflicht auf, anstatt seiner mich hier vorzustellen.“

„Die Pflicht gegen den Oheim geht allerdings allen übrigen vor,“ sagte Oskar, „und entschuldigt sein Ausbleiben vollkommen. Ueberdies habe ich Ursache, dem Geschicke in diesem Falle außerordentlich dankbar zu sein; denn ohne den Zufall, welcher meinen Vetter am Hierherkommen verhinderte, würde ich nicht das Glück gehabt haben, Sie, der Sie die Stelle des Grafen in so gewandter und ausgezeichneter Weise vertreten, heute kennen zu lernen.“

Der Baron von Langenfeld verbeugte sich lächelnd und sah dann nach der Uhr.

„Aber,“ sagte er, „es ist die höchste Zeit, daß wir zu Sr. Excellenz,

Ihren Herren Oheim kommen; denn der Herr Geheimrath ist ein Mann von der allergrößten Pünktlichkeit und wir stehen in der größten Gefahr, unseren Antheil an dem vortrefflichen Gabelfrühstück zu verieren, wenn wir uns nicht ein wenig beeilen."

„Ich stehe sogleich zu Ihren Diensten, Herr Baron," entgegnete Oskar und nahm das Buch vom Tische, um es an seinen Ort, im Bücherschranke zu stellen.

Langenfeld bemerkte dies und sagte:

„Ich bedauere, Herr Baron, daß ich Sie wahrscheinlich in einer interessanten Lectüre gestört habe. Darf ich fragen, was dies für ein Buch ist?"

„Der Faust von Goethe," erwiderte Oskar und ergriff seinen Hut. „Wenn es Ihnen nun gefällig wäre, ich bin bereit."

„Mit vielem Vergnügen," sagte Langenfeld und schritt auf die Thür zu.

Während sie die Treppen hinunterstiegen, bemerkte Langenfeld mit feinem Lächeln:

„Sie wohnen in der That etwas hoch, lieber Baron und Ihr Zimmer scheint mir für einen Cavalier Ihrer Herkunft und Ihres Ranges doch gar zu beschränkt und bescheiden. Ich kann nur glauben, daß die drängende, augenblickliche Nothwendigkeit rasch ein vorläufiges Unterkommen zu finden und die Unbekanntschaft in hiesiger Stadt, Sie veranlaßt haben, dies, meiner Ansicht nach, für Sie nicht passende Quartier zu nehmen.

„Sie sind, wie mein Vetter Ahrenberg, der ungefähr dasselbe gesagt hat, im Irrthume über die Motive, welche mich bewogen haben, gerade dieses Quartier zum Aufenthalte zu wählen," entgegnete Oskar. „Ich bin hierher gekommen, den Studien obzuliegen, die Lücken meines Wissens auszufüllen und mich auf meine zukünftige Laufbahn vorzubereiten. Zur Erreichung dieses Zweckes ist Sammlung und ungestörte Ruhe nöthig; ich darf mich nicht durch Vergnügungen irgend welcher Art von meinem Ziele abwendig machen lassen und muß mehr mit mir selbst als mit Anderen umgehen. Die Stille jenes Zimmers, die Abgeschiedenheit, in welcher ich mich daselbst befinde, die Behaglichkeit der allerdings kleinen Wohnung, übten einen solchen Reiz auf mich aus und ich fand sie meinen Absichten so vollkommen entsprechend, daß ich keinen Augenblick zögerte, sie zu nehmen."

„Ueberdies bestimmte mich bei der Wahl noch der Umstand, daß ein alter Bekannter, ein Gespiele meiner Kindheit, Heinrich Fahrenhorst, ein Theologe, mein Nachbar ist. Ich freue mich außerordentlich darüber, daß mir das Glück so wohl wollte und mich in die Nähe dieses jungen Mannes führte, mit dem ich den größten Theil meiner Kindheit verlebt habe. Sein Vater, der Schullehrer auf unserem Gute Wildenburg war, unterrichtete mich in den allerersten Anfangsgründen des Wissens und

getreten, hatte den Schlag geöffnet und war den Angekommenen beim Aussteigen behülflich.

Die beiden Ankömmlinge betraten den Flur des Hauses, in welchem der Portier, gleichfalls in reicher Gala-Livree, mit seinem Stocke, den ein großer silberner Knopf zierte, zu ihrem Empfange bereit stand, und als sie vorübergingen, ehrerbietig den großen mit Silber betreßten dreieckigen Hut abnahm, während ein Diener rasch vor ihnen her die Treppe hinaufsprang, um ihnen den Weg zu zeigen und sie anzumelden.

An der Thür des Vorzimmers stand der Kammerdiener des Geheimraths, der ihre Hüte und Oberröcke in Empfang nahm und sie sodann bis zur Thür des blauen Cabinets führte, welche er öffnete.

Sie traten ein und fanden den Geheimrath und den Grafen von Ahrenberg in demselben.

Baron Oskar von Wildenburg ging auf den Ersteren zu und sagte nach einer ceremoniösen, etwas befangenen Verbeugung:

„Ich habe die Ehre, Excellenz, mich Ihnen ganz gehorsamst als Ihr Neffe, Oskar von Wildenburg, zu präsentiren und schätze mich glücklich, Ew. Excellenz zugleich die ergebensten und herzlichsten Grüße von Seiten meiner Mutter und meiner Schwester Anna überbringen zu dürfen. Auch muß ich ergebenst um Verzeihung bitten, daß ich nicht bereits meine pflichtmäßige Antrittsvisite abgestattet habe, allein — —“

„Schon gut, mon cher neveu,“ unterbrach der Geheimrath die Rede Oskars mit einem feinen Lächeln, „laß die steifen Ceremonien bei Seite, die wohl bei Euch draußen auf dem Lande noch an der Tagesordnung sein mögen, die aber hier, in der Residenz, längst als unbrauchbarer Ballast bei Seite geworfen und aus der feinen Gesellschaft verbannt sind. Komm in meine Arme, lieber Oskar, ich freue mich herzlich, Dich so wohl und munter zu sehen.“

Er umarmte den Neffen mit vieler Herzlichkeit und musterte ihn sodann vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Du bist ein hübscher, schlankgewachsener Jüngling,“ sagte er dann nach einer Pause. „Du müßtest einen stattlichen Garde-Cürassir abgeben, die Uniform würde Dich magnifique kleiden. Meinst Du nicht auch, Ahrenberg?“ fügte er, zu diesem gewendet, hinzu.

„Unstreitig, Excellenz, ganz unstreitig,“ sagte der Graf und lächelte. Dann trat er auch seinerseits zu Oskar heran und begrüßte ihn.

In diesem Momente traten Johann und ein Diener in das Zimmer und trugen das Frühstück auf. Bei diesem Anblicke rief der Geheimrath aus:

„Nun, meine Herren, keine weiteren Umstände und Ceremonien. Setzen Sie sich und genießen Sie, was die Küche bietet, sans gène, denn wir sind unter uns. Freilich fehlen uns die Damen, und man sagt, eine Gesellschaft ohne Damen gleicht einer Suppe ohne Salz; aber

dafür werden wir auch keine Suppe essen, sondern uns an solidere Kost halten und die Damen durch den Wein ersetzen, dem sie am ähnlichsten sind, durch den Champagner.

„Mon cher neveu Oskar nimm dort, mir gegenüber, Platz, damit ich Dich beständig vor Augen habe; denn Du gleichst Deinem verstorbenen Vater ganz außerordentlich und es ist mir angenehm, mich auf diese Weise gleichsam in meine Jugendzeit zurück versetzen zu können und mich aller der fröhlichen Stunden zu erinnern, die wir Beide, Dein Vater und ich, mit einander verlebt haben.

„Und Ihr Beide setzt Euch rechts und links an meine Seite und thut, als wenn Ihr in Eurer eigenen Behausung wäret. Laßt es Euch gut schmecken und zeigt dadurch, daß Ihr freundlich aufnehmt, was Euch freundlich gegeben wird.“

Die Gäste folgten den Anordnungen des Wirthes und nahmen die ihnen angewiesenen Plätze ein. Die Diener reichten die ziemlich gewürzten Pasteten, mit denen das Frühstück eröffnet wurde, herum, stellten vor jeden Theilnehmer eine Flasche des vortrefflichsten Rheinweins und entfernten sich sodann auf einen Wink des Geheimraths.

„Ich mag die Dienerschaft nicht zu Zeugen bei einer vertraulichen kleinen Mahlzeit haben,“ sagte er, nachdem dieselbe das Zimmer verlassen hatte.

„Die Schlingel haben die Augen und Ohren überall, schnappen hier und da ein in heiterer Laune und lebhaftem Gespräch fallen gelassenes vertrauliches Wort auf und machen hinter unserem Rücken ihre unverschämten Bemerkungen und Glossen darüber.

„Die Zeiten sind hin, und leider auf immer verschwunden, in denen der Diener sich als einen Theil des herrschaftlichen Hauses, gleichsam als ein Glied der Familie betrachtete, in deren Diensten er stand, und für welche er lebte und starb. Dies schöne Verhältniß hat fast gänzlich aufgehört und nur noch auf dem Lande, in den Schlössern des Adels von altem Schrot und Korn findet es sich noch hier und da, aber auch nur vereinzelt, vor. Schade, schade!“

„Sie haben Recht, Excellenz, das Verschwinden dieser freundlichen Erscheinung zu bedauern,“ sagte Ahrenberg; „denn mit ihr ist auch zugleich jene hingebende Treue, jene unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit verschwunden, welche die Dienerschaft früherer Zeiten so glücklich unterscheidet. Wie selten ist es jetzt, im Verhältnisse zu früher, daß man Diener antrifft, die auf dem Herrensitze ergraut sind und mehr als einer Generation gedient haben.“

„Doch lassen wir dies Thema ruhen,“ fuhr der Geheimrath fort und wendete sich an Oskar, „erzähle mir lieber, mon cher neveu, welch' einen Eindruck der erste Anblick unserer Residenz auf Dich gemacht hat; denn es interessirt mich Alles ungemein, was Dich betrifft.“

„Als ich zum Oranienburger Thore hereinfuhr,“ erwiderte der junge Baron, „war der Eindruck kein eben außerordentlicher. Zwar hatte die unabsehbare Länge der großen Friedrichstraße etwas die Aufmerksamkeit Erweckendes; und das Menschengewühl, die zahllosen hin- und herfahrenden Wagen, das bunte Gemisch von glänzenden Equipagen, Postwagen, Droschken und Omnibus war mir ein ganz neuer und überraschender Anblick, der mich fesselte. Wenn ich aber behaupten wollte, daß meine erste Einfahrt in die Hauptstadt Norddeutschlands einen imponirenden Eindruck auf mich gemacht hätte, müßte ich gegen die Wahrheit sprechen. Es war vielmehr ein Gefühl von Nüchternheit, was sich meiner bemächtigte, und das mich gewissermaßen niederdrückte.“

„Diese Empfindung ist nicht ganz unberechtigt,“ sagte Ahrenberg, „die endlose Masse der großen fast durchaus gleich hohen Häuser, die unzähligen, dicht aneinander gereihten Läden zeigen auf den ersten Anblick eine Einförmigkeit, die leicht geeignet ist, eine Empfindung hervorzurufen, wie sie der Vetter beschreibt.

„Wenn man dann aber langsam durch die Straßen hingeht, so verschwindet dieser erste Eindruck sehr bald; man entdeckt eine Mannigfaltigkeit und Fülle des individuellsten Lebens, dessen Reichthum uns in Erstaunen setzt und uns im höchsten Grade imponirt.“

„Oh,“ entgegnete Oskar, „dieses Gefühl sollte mir sich schon einige Minuten später unwiderstehlich aufdrängen, als ich an die Linden kam. Hier erkannte ich augenblicklich, daß ich mich an einem großartigen Mittelpunkte des Völkerlebens, in der Hauptstadt eines großen, mächtigen Staats, an einem Sitze der Wissenschaften und Künste befand, wie es, in Deutschland mindestens, wohl kaum einen zweiten giebt.

„Diese Masse aneinander gereihter Paläste, diese großartigen Denkmale der Kunst, dieser wahrhaft königliche Sitz, der hier den Wissenschaften eingeräumt ist, diese herrliche Straße mit ihren prächtigen Bäumen und der imposante Abschluß derselben auf der einen Seite durch das großartige, einfache königliche Schloß, dessen wuchtige Masse dem Auge einen würdigen Ruhepunkt darbietet, und auf der anderen Seite durch das wahrhaft schöne Brandenburger Thor, machen ohne Widerrede einen höchst imposanten Eindruck, der sich dem Gemüthe unauslöschlich einprägt.

„Ich muß auch gestehen, daß dieser Theil Berlins, als ich ihn in Wirklichkeit sah, dem Bilde, welches sich meine Phantasie nach den Erzählungen Anderer von ihm gemacht hatte, nicht nur gleich war, sondern dasselbe noch um Vieles übertraf, was sonst nicht der Fall zu sein pflegt, denn in der Regel steht die Wirklichkeit gegen die Gebilde der Phantasie zurück.“

„Es ist nur Schade,“ nahm Ahrenberg das Wort, „daß dieser allerdings höchst imposante Anblick, bei näherer Betrachtung, durch

einige Gebäude gestört und gemindert wird, die man gern entfernt sehen möchte, wenn es anginge.

„Es sind freilich nur zwei Gebäude, welche offenbar, ihrer Form nach, nicht zu ihrer großartigen Umgebung passen; die katholische Kirche, welche ungemein schwerfällig ist, und die königliche Bibliothek, die genau wie eine altfränkische Commode aussieht."

„Deine Bemerkungen, mon cher neveu," fiel der Geheimrath dem Rittmeister lächelnd in's Wort, „mögen sehr scharfsinnig und richtig sein, allein sie vereinigen die Fehler in sich, welche Du an den beiden Bauwerken tadelst, sie sind schwerfällig wie die Sanct Hedwigskirche und altfränkisch wie die Bibliothek. Du bist offenbar nicht in Deinem Fahrwasser, mon ami, und ich werde Dir wohl auf meine Weise erst hinein verhelfen müssen."

Bei diesen Worten ergriff er die Weinflasche und schenkte Ahrenbergs Glas voll.

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen, faßte sich aber schnell wieder und sagte mit einer Verbeugung lächelnd:

„Ew. Excellenz wissen, wie immer, das rechte Mittel für jeden vorkommenden Fall."

„Ich denke es wenigstens diesmal getroffen zu haben," entgegnete der Geheimrath und wendete sich sodann zu Oskar.

„Was macht denn Deine Schwester, die kleine Anna?" sagte er, „es ist ziemlich lange her, seitdem ich sie gesehen habe."

„Jawohl, Excellenz," bemerkte Ahrenberg, „es sind gerade zehn Jahr. Ich hatte damals die Ehre, sie auf das Gut des seligen Herrn Barons hinauszubegleiten. Damals war Cousine Anna ungefähr 6 Jahr alt und seitdem wird sie sich unstreitig außerordentlich zu ihrem Vortheile verändert haben, gerade wie Vetter Oskar, welcher damals ein wilder Springinsfeld von 10 Jahren war."

„Ja, wohl ist meine liebe Schwester zu einer lieblichen Blume emporgeblüht," sagte Oskar mit Feuer, „und ich schätze mich glücklich, Ew. Excellenz die Photographie derselben überreichen zu können."

Er griff in die Seitentasche seines Rockes, nahm ein Portefeuille aus derselben, holte ein zierlich in Papier gewickeltes Portrait, in Form einer Visitenkarte, hervor und überreichte es dem Geheimrath.

Dieser nahm es, brachte dann sein in Gold gefaßtes Lorgnon an das Auge und betrachtete das Bild eine lange Zeit sehr aufmerksam.

„Das ist in der That ein reizendes Mädchen," sagte er, während er das Bild anblickte, „ganz geschaffen, den Männern den Kopf zu verrücken. Sieh Dir es einmal an, Ahrenberg."

Bei diesen Worten reichte er Ahrenberg das Bild hin und dieser rief aus:

„Wahrhaftig reizend, ganz reizend, süperb! Cousine Anna scheint, nach dieser Photographie zu urtheilen, eine Blondine zu sein.“

„Ja,“ sagte Oskar, „sie hat die herrlichsten goldenen Locken, die ich jemals gesehen habe, und die schönsten blauen Augen, die es giebt.“

„Bei dergleichen Gelegenheiten,“ seufzte der Geheimrath, „fühlt man recht, daß man alt geworden ist.“

„Ah, Ew. Excellenz belieben zu scherzen,“ sagte Langenfeld, „und Ihr Aeußeres widerlegt diese melancholischen Worte vollständig.“

„Sie sind doch leider nur allzuwahr,“ entgegnete der Geheimrath „ich fühle es nur zu deutlich. Aber was helfen die unnützen Klagen, schweigen wir lieber davon und sprechen wir von anderen Dingen. Wie geht es Deiner lieben Mutter, Oskar?“

„Gott sei Dank, Excellenz, sie befindet sich ausnehmend wohl und ist recht rüstig und munter.“

„Ah, natürlich,“ entgegnete der Geheimrath, „die Landluft, die unausgesetzte regelmäßige Beschäftigung erhält den Körper kräftig und den Geist gesund. Ist Deine Mutter immer noch so rasch, entschlossen und energisch, wie ich sie kannte?“

„Vollkommen, Excellenz,“ antwortete Oskar, „sie regiert noch immer mit derselben ruhigen Festigkeit Haus und Hof wie bei Lebzeiten meines lieben, dahingeschiedenen Vaters.“

„Ja, Dein Vater mußte diese Welt noch in seinen kräftigsten Jahren verlassen, er war kaum 52 Jahr alt. Es war ein harter Schlag für Deine Mutter, den sie mit bewundernswerther Stärke der Seele ertrug.“

„Ah, sie hat viel gelitten, Excellenz,“ nahm Oskar das Wort. „Erst die ziemlich lange Krankheit des Vaters, in welcher sie ihn mit heroischer Ausdauer und wahrhaft engelsgleicher Geduld pflegte, und dann der Todesfall, der ihr eine Last von Sorgen und Geschäften aufwälzte, die nur ein so starker Geist, wie meine Mutter, tragen konnte, ohne zu erliegen.“

„Deine Tante Aurelie,“ sagte der Geheimrath, „hat es mir oft geschildert, mit welchem hingebenden Heldenmuthe Deine Mutter die Leiden ertragen hat, welche über sie verhängt wurden. Die Krankheit machte Deinen verstorbenen Vater höchst reizbar und es war keine leichte Aufgabe, mit ihm umzugehen. Er, der sonst ein so ruhiger, mildgesinnter Mann war, wurde in seiner Krankheit höchst heftig bei der geringsten Gelegenheit und in hohem Grade launenhaft. Tante Aurelie klagte in ihren Briefen von damals oft darüber und konnte nicht Worte genug finden, Deine Mutter zu preisen.“

„Mein armer Vater litt sehr,“ erwiderte Oskar mit Rührung, „seine Krankheit spottete den eifrigsten Bemühungen der geschicktesten

Aerzte und wie sehr seine kräftige Natur sich auch wehren mochte, sie mußte endlich den unablässigen Angriffen des Uebels unterliegen."

„Ja," sagte der Geheimrath mit einem tiefen Seufzer, „der Mensch ist ein gebrechliches Ding!" — und versank in ein tiefes Nachdenken.

Es entstand eine peinliche Pause. Keiner der Anwesenden wagte das Schweigen zu unterbrechen und auf den Gesichtern Aller hatte sich ein feierlicher Ernst gelagert.

Endlich raffte sich der Geheimrath, wie es schien, mit großer Anstrengung, aus seinem trüben Nachsinnen auf, zwang sich zum Lächeln und sagte:

„Wohin sind wir gerathen! Ist das eine Unterhaltung, wie sie zu einem heiteren Frühstücke und gutem Weine paßt? — Lassen wir daher dies traurige Thema fallen und wenden uns zu einem anderen, das sich besser für unser augenblickliches Zusammensein schickt.

„Erzähle uns lieber einige von Deinen allerliebsten, reizenden, pikanten Anecdötchen," fuhr er zu Ahrenberg gewendet fort, „an denen Du so reich zu sein pflegst, die so amüsant sind und sich so vortrefflich zum Champagner schicken, dem wir uns nun zuwenden müssen, da diejenigen Gerichte, zu welchen der Rheinwein und ernsthafte Gespräche paßten, vorüber sind. Eine solche Unterhaltung wird auch dazu dienen, unseren charmanten Novizen in Berlin etwas mehr in das Leben der großen Residenz einzuweihen, obwohl ich nicht zweifle, daß er unter der Leitung zweier so vollendeter Cavaliere, wie der Herr Baron Langenfeld und Du sind, bald praktisch in dasselbe eingeführt werden und Geschmack an demselben finden wird. Aber heraus mit Deinen Pikanterien."

„Leider, Excellenz," erwiderte Ahrenberg lächelnd, „bin ich für den Augenblick sehr schlecht mit Vorrath versehen; denn es hat sich gerade gegenwärtig eben nichts zugetragen, das der Mühe werth wäre, erzählt zu werden. Es ist nur ein einziges kleines Witzwort, das ich heute hier mittheilen könnte."

„So gieb es zum Besten, mon neveu," sagte der Geheimrath, sah nach der Uhr und setzte dann hinzu: „ich habe ohnedies nicht mehr viel Zeit, denn ich muß bald eines nothwendigen Geschäfts halber aufbrechen."

„Nun, so mag es sein," entgegnete Ahrenberg. „Sie kennen doch den Lieutenant von Rapperswyl und die kleine, hübsche, lebenslustige Tänzerin Flora."

„Wie sollt ich nicht?" sagte der Geheimrath. „Rapperswyl ist ein ausgemachter Geck, der sich auf seine Schönheit, obwohl er nur ein leidlich hübscher Mann ist, erstaunlich viel einbildet und glaubt, er dürfe nur erscheinen, um alle Damen zu besiegen, und die Flora ist ein frisches, nettes Ding zum Anbeißen, von großer Geistesgegenwart."

„Ebenso richtig als scharf charakterisirt, Excellenz," sagte Ahrenberg mit einer Verbeugung und fuhr dann fort:

„Dieser kleinen Flora macht Rapperswyl nun den Hof und träumt, daß sie so von ihm eingenommen sei, daß sie ihm nichts versagen könne, was ein schönes Mädchen dem Manne zu gestatten vermag. Um sie aber noch mehr zu reizen und seinen Wünschen willfähriger zu machen, ja sie dahin zu bringen, daß sie ihm entgegenkommen möge, glaubt er sich gleichgültig gegen sie und ihre Reize stellen zu müssen.

„Keinem von uns, der die Tactik des Lebensgenusses und Liebesspiels kennt, wird es entgehen, wie thöricht und kurzsichtig eine solche Methode ist; denn das Mädchen nimmt dergleichen für Schwäche und unmännliche Blödigkeit. Unser Held aber, der von seiner Weisheit fest überzeugt ist, glaubt mit diesem Mittel Wunder was zu erreichen.

„So befand er sich denn vor ein paar Tagen wieder einmal auf der Probe und spazierte mit seiner Donna, während einer langen Scene, in welcher diese nicht beschäftigt war, hinter den Coulissen auf dem dunklen Theater umher.

„Er schwatzte viel unzusammenhängendes Zeug, das witzig sein sollte und kam endlich in einen der entlegensten und verstecktesten Winkel des großen Podiums.

„Wissen Sie, mein Fräulein," sagte er hier plötzlich zu der Tänzerin, „hier wäre ein herrliches Plätzchen zu einem Schäferstündchen, wenn Sie eine Andere wären."

„Jawohl," entgegnete Flora rasch, „das würde es sein, wären Sie ein Anderer."

Langenfeld und der Geheimrath brachen in ein helles Gelächter aus und riefen abwechselnd: „Bravo" und „der Dummkopf, den Wink nicht auf der Stelle zu benutzen"; aber Oskar, welchen der reichlich genossene Champagner aufgeregt hatte, ließ seinem Unwillen freien Lauf und rief aus:

„Solche freche Antwort kann eben nur eine schamlose Comödiantin geben!"

Das Gelächter der Uebrigen verdoppelte sich und der Geheimrath nahm lächelnd das Wort und sagte:

„Beruhige Dich, mon cher neveu! Wenn Du das Leben und seine wahrhaften Annehmlichkeiten erst besser kennen wirst, und Deine Freunde Ahrenberg und Langenfeld werden Dir Gelegenheit genug dazu bieten, wirst Du anders urtheilen und finden, daß die Antwort äußerst treffend und aufrichtig ist.

„Apropos!" unterbrach er sich, „sage mir doch, wo Du wohnst; denn da ich demnächst ein großes Fest zu arrangiren und Dich dazu einzuladen gedenke, so muß ich wissen, wo ich Dich zu suchen habe."

Oskar nannte die Nummer des Hauses in der Mauerstraße und fügte hinzu, daß er in demselben drei Treppen hoch wohne.

Der Geheimrath nahm eine Miene unwilliger Ueberraschung an und sagte:

„Fi donc, mon cher ami! Wie kann man als Edelmann so mesquin wohnen? Das mußt Du durchaus ändern; denn es schickt sich für Dich nicht im Mindesten bei Deinem Range und Vermögen. Wende Dich an Deinen Cousin Ahrenberg, der wird besser für Dich sorgen."

Diese mit Würde und Autorität gesprochenen Worte verwirrten Oskar; er erröthete und schlug die Augen nieder. Er hatte nicht erwartet, daß seine Wohnung auch bei dem Geheimrath solche scharfe Mißbilligung finden würde. Oskar antwortete also verlegen:

„Ich werde den Befehlen Ew. Excellenz gehorchen."

„Nun dann ziehst Du gleich morgen aus," erwiderte der Geheimrath, „und Du, Ahrenberg, sorgst dafür, daß Dein Vetter in ein standesgemäßes Quartier kommt."

Ahrenberg verbeugte sich schweigend und Oskar sagte mit ziemlich leiser Stimme:

„Ich hätte aber noch eine kleine Bitte."

„Welche?" fragte der Geheimrath.

„Meinen Freund mit in die neue Wohnung hinüber nehmen zu dürfen."

„Wer ist das?" sagte die Excellenz.

„Ein Theologe, Namens Fahrenhorst, der Sohn des verstorbenen Schullehrers, dem ich meinen ersten Unterricht verdanke."

Der Geheimrath machte ein halb verdrießliches, halb spöttisches Gesicht, indem er die Achseln zuckte und sagte:

„Ein Bürgerlicher! Die Zuneigung, mon cher neveu, ist nicht eben nobel, aber meinethalben."

Hierauf erhob er sein Glas und sagte:

„Messieurs! Zum Abschiede bringe ich noch einen Toast auf die würdige Mutter unseres Oskars aus, sie lebe hoch!"

Alle Anwesenden stießen an und Ahrenberg erhob sein Glas und rief aus:

„Auf das Wohlsein und die Gesundheit der lieben Tante Aurelie!"

Abermals erklangen die Gläser und Alle stimmten in das ausgebrachte Hoch ein.

Hierauf nahm Oskar das Wort und sagte:

„Erlauben Ew. Excellenz gnädigst, daß ich auch eine Gesundheit ausbringe, bevor wir uns trennen?"

Der Geheimrath nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Oskar stand auf, hob das Glas hoch in die Höhe und rief enthusiastisch aus:

„So möge dies Glas dem Wohle meiner theueren, innig geliebten, schönen Schwester Anna gelten! Hoch!"

Ein scharfer Beobachter würde bemerkt haben, daß bei Oskars Worten ein leichter Zug der Enttäuschung über die Züge des Geheimraths glitt; aber er faßte sich augenblicklich wieder und sagte freundlich:

„Brav, mon neveu, daß Du in so warmen Worten, die Zeugniß von Deiner Bruderliebe ablegen, meiner theuern Nichte gedenkst; ich danke Dir in ihrem Namen."

Oskar verbeugte sich und Langenfeld erhob sich mit den Worten:

„Lassen Sie uns, meine Herren, nicht vergessen, was wir Sr. Excellenz dem Herren Geheimrath zu verdanken haben und die Gesundheit unseres liebenswürdigen, geistvollen und mächtigen Beschützers und Wirthes, der uns ein so fröhliches Beisammensein ermöglicht hat, mit donnerndem Hoch trinken!"

Ein lauter beifälliger Zuruf und wiederholtes Anklingen mit den Gläsern beantwortete die Anrede.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," entgegnete der Geheimrath zufrieden lächelnd, „und drücke meine Gefühle in dem Toast aus, welchen ich bringe: Es leben meine lieben Gäste!"

Man stieß nochmals an und trennte sich dann.

Oskar, der nicht gewöhnt war, viel Wein zu trinken, und welchen namentlich die letzten rasch auf einander folgenden Trinksprüche, bei denen die Gläser jedesmal geleert und wieder gefüllt wurden, etwas aus dem Gleichgewichte gebracht hatten, nahm Abschied und fuhr in Begleitung Langenfeld's nach seiner Wohnung zurück.

Als der Geheimrath mit Ahrenberg allein war, sagte er zu diesem:

„Viel bürgerliches Element in dem Burschen; das kommt von der Mutter her und muß ausgetrieben werden. Wird aber schwer halten und viel Mühe kosten."

Ahrenberg zuckte die Achseln und sagte:

„Excellenz haben Recht; es ist leider so. Aber lassen Sie mich nur sorgen," fügte er lachend hinzu, „ich werde ihn schon dressiren."

Nach diesen Worten entfernte sich der Rittmeister und der Geheimrath begab sich in sein Cabinet.

Zehntes Kapitel.

Don Juan's Selbstgespräch.

Nur widerwillig hatte Oskar von Wildenburg sein früheres Logis in der Mauerstraße aufgegeben und ein anderes unter den Linden bezogen, welches Ahrenberg nach seinem Geschmacke ausgesucht hatte.

Die neue Wohnung war freilich im Vergleiche zu der früheren ein Pallast; sie lag im ersten Stockwerk und bestand aus zwei höchst elegant meublirten Zimmern und einem bequemen Schlafcabinette, das einen besonderen Ausgang nach dem Flur der Etage hatte. Ebenso hatte auch jedes der Zimmer eine Thür, die aus demselben unmittelbar auf den Flur führte.

Allein, wie augenfällig die Vorzüge seines jetzigen Aufenthalts im Vergleiche zu dem früheren auch sein mochten, so war Oskar doch über die Veränderung mißgestimmt.

Schon der Umstand erweckte seine üble Laune, daß er, aufgeregt durch den Genuß des ungewohnten Weins und durch die Autorität des Geheimraths geblendet, so rasch in den Wohnungswechsel gewilligt und ihn sogleich in's Werk zu setzen versprochen hatte.

Allein mehr noch als durch dies, war er durch die unbeugsame Weigerung seines Freundes Fahrenhorst verstimmt worden, der es entschieden abgelehnt hatte, dem jungen Baron in die neue Wohnung zu folgen. Fahrenhorst war allen Bitten und Vorstellungen Oskars gegenüber unerschütterlich geblieben und hatte, so äußerst beschränkt auch seine äußeren Lebensverhältnisse sein mochten, standhaft alle Anerbietungen seines vornehmen jungen Freundes zurückgewiesen und es vorgezogen, lieber unter Entbehrungen unabhängig, als bei allen äußeren Annehmlichkeiten behindert und gebunden zu sein.

Oskar von Wildenburg saß am Fenster und blickte verdrießlich auf die prächtige Straße hinab. Es war ein trüber Novembertag; ein kalter Wind wirbelte die Linden entlang und fegte die vergilbten dürren Blätter der Bäume mit Staub vermischt, die Straße hinunter oder warf die noch auf den Bäumen befindlichen zur Erde und gab den schon kahl gewordenen Aesten derselben ein noch traurigeres, schmuckloseres Ansehen. Die sonst so belebte Promenade war leer und nur wenige Leute bewegten sich auf derselben, die, wie es schien, mehr von der Nothwendigkeit als vom Vergnügen bewogen worden waren, auszugehen.

Als Oskar eine ziemlich geraume Zeit hindurch so dagesessen und träumerisch hinunter gesehen hatte, schien ihn plötzlich ein Gedanke lebhaft zu erfassen; denn er sprang hastig auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Es war der ihm angeborne und von seinen Eltern sorgsam gepflegte Sinn für eine edle Einfachheit im äußeren Leben, der sich geltend machte und seine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage erweckte.

„Wozu soll all der Ueberfluß, den man mir mit Gewalt aufdrängt," murmelte er für sich, während seines Hin- und Hergehens. „Was bedarf ich, ein einfacher Student, zweier prächtig meublirter Zimmer? Mein trauliches Stübchen in der Mauerstraße entsprach allen meinen Bedürfnissen vollkommen und gewährte mir überdies den Vortheil, eine

treue Seele, wie Fahrenhorst, beständig in der Nähe zu haben. Wozu soll ich, wie Langenfeld mir einreden will, einen eigenen Bedienten in Livree halten? Der Mensch wird bei mir vor langer Weile umkommen oder dergestalt in Müßiggang versinken, daß er späterhin zu allen Diensten untauglich ist; denn ich habe keine Beschäftigung für ihn.

„Ich wollte, ich wäre wieder im elterlichen Hause und könnte, wie sonst, mit der Flinte im Arm durch Wald und Feld hinstreifen, anstatt hier in der Stadt entweder einen alten ceremonieusen Oheim zu besuchen oder die Gesellschaft von Leuten, wie Vetter Ahrenberg und der Baron von Langenfeld, ertragen zu müssen, die weder zu meiner Stimmung, noch zu meinem Wesen passen.

„Ich verstehe nicht, wie Leute von Geist das Leben in der staubigen, geräuschvollen Residenz dem schönen, ruhigen Aufenthalt auf dem Lande vorziehen und sich hier in dem unaufhörlichen Troubel glücklich fühlen können!

„Ich bin bis jetzt wenigstens noch nicht im Stande gewesen, irgend welche Annehmlichkeiten hier aufzufinden! Ach wären doch erst diese drei Studienjahre vorüber, die mir wie eine Ewigkeit vorkommen, damit ich zu meiner ehrwürdigen Mutter und in meinen lieben Wald zurückkehren könnte."

Hier wurde sein mißmuthiges Selbstgespräch durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen; das Dienstmädchen trat ein und meldete, daß ein Mann auf dem Corridor stehe, der ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?" fragte Oskar von Wildenburg.

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort, „aber er sieht mir nicht wie ein vornehmer Herr aus."

„Laß ihn herein," sagte Oskar, „ich weiß schon."

Als er wieder allein war, sagte er für sich hin: „es wird der Diener sein, von dem Langenfeld gesprochen hat."

Die Thür öffnete sich abermals und Fritz, der unseren Lesern bereits bekannte Diener des alten Geheimraths, trat mit einer tiefen Verbeugung herein.

„Was wünschen Sie?" redete ihn Oskar von Wildenburg an.

„Ich habe die Ehre, einen Brief vom Herrn Baron von Langenfeld zu überbringen," entgegnete der Gefragte und reichte zugleich das Schreiben hin.

Oskar von Wildenburg nahm und erbrach dasselbe. Nachdem er es schnell durchflogen hatte, sagte er:

„Der Baron empfiehlt Sie mir als Diener."

Fritz verbeugte sich und erwiderte:

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich die Ehre haben könnte, es zu sein, Herr Baron."

„Gut, wie viel Lohn verlangen Sie?"

„Es kommt darauf an, Herr Baron, ob ich für Wohnung und Beköstigung selbst sorgen soll, oder ob ich Beides vorfinde," entgegnete der Diener. „Bei der Herrschaft, wo ich zuletzt war, dem Grafen Waldfels, hatte ich Beides und jährlich hundert Thaler."

„Sie sollen dasselbe bei mir erhalten," sagte Oskar, „obwohl der Dienst unstreitig leichter sein wird. Wann können Sie denselben antreten?"

„Sogleich, wenn Sie befehlen," antwortete Fritz mit einer Verbeugung und lächelte.

„Gut, so kommen Sie heut gegen Abend zu mir. Das Mädchen wird Ihnen Ihre Stube anweisen."

Fritz verbeugte sich schweigend.

„Für jetzt können Sie sich entfernen. Ich habe nichts für Sie zu thun."

Mit einer abermaligen Verbeugung verließ Fritz das Zimmer.

Als Oskar allein war, nahm er nochmals das Billet Langenfeld's und las dasselbe aufmerksamer als vorher.

„An dem Menschen, welcher Ihnen, lieber Baron, diese Zeilen überbringt," schrieb Langenfeld, „habe ich durch einen glücklichen Zufall eine ganz unschätzbare Aquisition für Sie gemacht. Dieser Fritz, so heißt er, ist nicht nur ein gewandter, zuverlässiger, aufmerksamer Diener im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern zeichnet sich vor den Leuten seines Schlages noch ganz besonders dadurch aus, daß er mit hingebender Treue an seiner Herrschaft hängt, alle Befehle mit der größten Pünktlichkeit, ohne jeden Scrupel oder Aufenhalt, vollzieht, in allen Lagen eine ungemeine Geistesgegenwart besitzt und in allen erdenklichen Fällen unerschöpflich an Hülfsquellen ist. Für einen jungen Mann, wie Sie, ist ein solcher Mensch, in einer Stadt, wie Berlin, ein wahrer Schatz und Sie können ihm, da er verschwiegen wie das Grab ist, unbedingt vertrauen. Darf ich also diesen Zeilen zum Schlusse einen Rath hinzufügen, so nehmen Sie den Menschen in Ihren Dienst, wenn seine Gageforderung auch etwas hoch sein sollte. Er wird Ihnen das auf ihn verwendete Geld durch seine mannigfaltigen Dienste, die er zu leisten befähigt ist, hundertfach wieder einbringen."

„Nun, den Wünschen des Herrn Barons wäre ja Genüge geleistet und seinem Rathe entsprochen worden," sagte Oskar von Wildenburg nach Beendigung der Lectüre, „obgleich ich nicht weiß, wie ich die gerühmten Eigenschaften des Herrn Fritz in Thätigkeit setzen sollte."

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als es klopfte und Ahrenberg in das Zimmer trat.

„Guten Tag, lieber Vetter," rief der Rittmeister beim Eintritte aus. „Wie geht es? Wie gefällt Dir die neue Wohnung? Habe ich nicht gut gewählt? Bist Du zufrieden?"

„Du fragst in einem Athem mehr, als ich beantworten kann,“ sagte Oskar und lächelte. „Auf Deine erste Frage erwidere ich, daß ich mich ganz wohl befinde und auf Deine zweite, daß mir die Wohnung ganz gut gefällt und Deinem Geschmacke alle mögliche Ehre macht. Wenn ich Dir aber sagen soll, ob ich zufrieden bin, so muß ich zu meinem Bedauern die Frage verneinen.“

„So,“ entgegnete Ahrenberg überrascht, „und weshalb nicht?“

„Hauptsächlich, weil ich meinen Jugendgespielen Fahrenhorst nicht habe bewegen können, sein Quartier zu verlassen und das meinige zu theilen. Ich fühle mich dadurch vereinsamt, es fehlt mir überall Etwas und diese Empfindung raubt der Wohnung all den Reiz, den sie sonst vielleicht hätte.“

„Und welche Gründe führt der gelehrte Theologe für seine Weigerung an?“ fragte Ahrenberg in etwas ironischem Tone.

„Er meinte, ich würde bei meiner vornehmen Verwandtschaft eine große Menge von Besuchen aus den höheren Gesellschaftskreisen erhalten, ich würde viel in Gesellschaften sein und genöthigt werden, eine Lebensweise zu führen, die mich doch oft aus seiner Nähe entfernen würde. Bei so bewandten Umständen und da er überdies in die Kreise nicht passe, in denen ich mich zu bewegen hätte, würde unser Zusammenleben doch nur ein scheinbares sein und es wäre daher besser, uns auch äußerlich zu trennen. Wir könnten ja deshalb dennoch zusammenkommen, so oft es uns gefiele und uns gegenseitig aussprechen, wenn wir das Bedürfniß dazu empfänden. Ich habe vergebens Alles aufgeboten, ihn von diesen Ansichten abzubringen, er blieb fest auf seinem Entschlusse stehen und ich gestehe, daß mich dies recht verstimmt.“

„Der Mensch hat mehr Verstand, als ich ihm zugetraut habe,“ sagte Ahrenberg, „und eine Bescheidenheit, die seiner Einsicht Ehre macht. Er hat Recht; Du wirst in Verbindungen kommen, in die er nicht paßt und er fühlt mit richtigem Tacte heraus, daß Dein Lebenskreis und Deine Zukunft ganz andere sind, als die seinigen. Anstatt also mißmuthig über seinen Entschluß und über die Festigkeit zu sein, mit welcher er auf demselben beharrt, solltest Du ihm es vielmehr Dank wissen, daß er Dir eine Reihe von Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten erspart, in welche Du mit der Zeit durch seine Anwesenheit unstreitig gerathen sein würdest.

„Aber aus Deinen Worten scheint mir hervorzugehen, daß der von Dir angeführte Grund zur Unzufriedenheit, die Du empfindest, nicht der einzige ist.“

„Darin hast Du ganz Recht,“ entgegnete Oskar, „es ist nicht der einzige. Ein zweiter, in seiner Weise höchst trifftiger Grund, ist ökonomischer Art.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Ahrenberg lächelnd.

„Meine Mutter,“ sagte Oskar, „hat mir für meine Ausgaben während meines Aufenthalts in der Residenz einen Etat von jährlich 1200 Thalern ausgesetzt und mir bedeutet, daß ich mit dieser Summe auskommen müsse. Wie ich nun meine Mutter kenne, würde sie durch nichts zu bewegen sein, die einmal bestimmte Summe zu erhöhen, sondern energisch verlangen, ich solle mich derartig einrichten, daß ich nicht mehr gebrauche, als das festgesetzte Fixum beträgt.

„Wenn ich aber mein ganzes Leben in der Art einrichten soll, wie es im Verhältnisse zu dieser Wohnung passen würde, so muß ich befürchten, daß meine Ausgaben mein Einkommen bald dermaßen übersteigen werden, daß ich den größten Verlegenheiten ausgesetzt wäre.“

Bei diesen Worten lachte Ahrenberg hell auf.

„Lieber Vetter,“ sagte er dann, „aus diesen Aeußerungen sieht man recht deutlich, daß Du geraden Weges vom Lande in die Stadt kommst. Wofür hast Du denn einen so reichen Onkel, wie die alte Excellenz, den Geheimrath, als dazu, daß er Dir aus der Verlegenheit hilft, wenn Du in eine solche gerathen solltest? Und wenn Du das nicht willst, glaubst Du, daß ein junger Mann, von dem bekannt ist, daß er der einzige Erbe der Wildenburg'schen, ihrer Vortrefflichkeit wegen überall bekannten Güter ist, nicht soviel Credit in der Stadt Berlin hat, wie er sich nur wünschen kann? Darüber also laß Dir keine grauen Haare wachsen, mein Schatz.

„Deine gute Mutter kennt die hiesigen Verhältnisse nicht und beurtheilt sie daher auch nicht vom richtigen Standpunkte. In einer kleinen Stadt freilich wäre man mit einem Einkommen von 1200 Thalern ein angesehener Mann und würde zu den ersten Größen des Ortes gerechnet werden, aber in Berlin kann man als anständiger Cavalier mit einer so äußerst mäßigen Summe unter keiner Bedingung auskommen, wenn man reputirlich, das heißt standesgemäß, leben will. Früher oder später wird also nothwendiger Weise der Versuch gemacht werden müssen, Deine Mutter zu einer Aenderung ihrer Ansichten und demzufolge zu einer Verdreifachung Deines Einkommens zu bewegen.

„Bei dem trefflichen Zustande Deiner Güter, die schuldenfrei sind und eine höchst bedeutende Summe an Einkünften abwerfen, wäre eine solche Erhöhung auch gar keine so besondere Sache und Du kannst bei einem derartigen Gesuche auf die kräftigste Unterstützung von Seiten der alten Excellenz und der Tante Aurelie rechnen.

„Uebrigens ist es noch nicht so weit, wozu also die vorzeitigen Sorgen! — Apropos, hat Dir Langenfeld einen Bedienten geschickt? Ich bat ihn darum, da er mehr Bekanntschaften hat als ich, und er hat es mir versprochen.“

„Ja wohl“, erwiderte Oskar, „und auf seine Empfehlung habe ich

den Menschen in Dienst genommen, obwohl ich in der That nicht absehe, welchen Gebrauch ich von ihm machen kann."

Bei diesen Worten reichte er dem Rittmeister Langenfelds Brief hin. Dieser nahm denselben, las ihn und sagte dann:

„Wenn dieser Fritz der Schilderung entspricht, welche der Baron von ihm macht, hast Du in der That einen Schatz an ihm, den Du warm halten mußt.

„Ein junger Mann wie Du, in der ersten Blüthe des Lebens, muß dasselbe genießen und nicht in der Stube oder hinter den Büchern versauern. So viel wie Du brauchst, wirst Du immer erlernen, ohne Dich ängstlich abzuschließen und das Beste, was Du aus allen Studien ziehen könntest, lehrt Dich das Leben selbst auf weit anmuthigere und verständlichere Weise als die todten Bücher oder die vertrockneten Pedanten auf ihren Cathedern. Folge also meinem Rathe und laß solche Grillen, wie die eben geäußerten, fahren.

„Vor allen Dingen mußt Du Berlin kennen lernen, Dich in seinen Gesellschaftskreisen umsehen und seine Vergnügungen kosten; dann werden auch Deine Ansichten andere, freiere werden und Du wirst verstehen lernen, was eigentlich leben und genießen heißt und bedeutet.

„Bisher hast Du, nimm mir es nicht übel, ohne Bewußtsein gelebt oder vielmehr vegetirt und Deine Zeit in einem stets wiederkehrenden, einförmigen Kreislauf verbracht. So darf es nicht fortgehen, wenn Dein Geist nicht ganz versumpfen soll. Es ist ein Glück für Dich, daß Du nach Berlin gekommen bist, und ein Glück, das sich darbietet, muß man benutzen. Willst Du mich zum Führer annehmen, so bin ich bereit, es so lange zu sein, bis Du genugsam Kenntniß vom Thun und Treiben unserer Residenz erlangt hast, um selbstständig in diesem Ocean umherschwimmen zu können; denn zu schwimmen muß man hier gründlich verstehen, wenn man nicht unmittelbar zu Grunde gehen will."

„Welch' einen besseren Führer könnte ich mir wohl wünschen, als Dich, lieber Vetter," entgegnete Oskar und reichte ihm die Hand. „Du bist mir so freundlich entgegengekommen, Du hast mit so vieler Aufmerksamkeit für mich gesorgt und so manchen Zweifel in mir, vor der Hand wenigstens beschwichtigt, daß ich Dir zu großem Danke verpflichtet bin. Kann ich diesen Dank besser bethätigen als dadurch, daß ich Dir mein Vertrauen schenke und folge, soweit ich vermag?"

„Wohlan denn," sagte Ahrenberg, „so will ich mein Amt als Cicerone sogleich antreten. Ich werde Dich heute Nachmittag abholen und in eine heitere Gesellschaft junger Männer von Stand führen, wo Du angemessene Bekanntschaften machen und Dich gewiß vortrefflich amüsiren wirst. Am Abende begeben wir uns dann Alle auf einen Ball, wo Du schöne junge Damen in Hülle und Fülle sehen und das Vergnügen in seiner anmuthigsten Blüthe genießen kannst. Nur hüte

Dich, Dein Herz dabei zu verlieren; denn schöne Frauen sind für dasselbe gefährliche Feindinnen. Du kennst doch den alten Spruch:

„Hüte Dich den schönen Frauen,
All zu tief ins Aug' zu schauen;
Bella donna ist ein Gift,
Das den Keim des Lebens trifft."

Er lachte schelmisch, als er diese Worte rezitirte und drohte Oskar mit dem Finger."

„O," sagte dieser, „darüber sei unbesorgt Vetter! Ich bin gegen dergleichen Angriffe gewappnet!"

„In Betreff der ländlichen Schönen, Deiner bisherigen Nachbarschaft, mag das wohl der Fall gewesen sein," erwiderte Ahrenberg, „das will ich Dir gerne glauben; denn das ist eben kein Kunststück. Aber Berlin, ja das ist eine andere Sache. — Uebrigens da fällt mir ein, daß Du doch wohl nicht ganz so unbekannt mit den Schönheiten unserer Residenz bist, als ich voraussetzte und wie Du vorgiebst. Ich erinnere mich, daß ich bei unserer ersten Zusammenkunft allerliebste Damen auf Deinem Zimmer fand, welche ich gern etwas näher in Augenschein genommen hätte, um Deinen Geschmack in dem Puncte gleich von vorn herein beurtheilen zu können. Am Ende bist Du ein feiner Schelm, der es faustdick hinter den Ohren hat, und sich so unschuldig stellt, als könnte er kein Wässerchen trüben."

Oskar erröthete, während sein Vetter so sprach, seine Miene wurde ernst und er sagte fast feierlich:

„Schon damals habe ich mich gegen Dich über diesen Punkt erklärt und ich wiederhole Dir nochmals feierlich auf mein Wort, daß Du völlig im Irrthume bist. Ein seltsamer Zufall hatte jene Dame an dem Abende auf mein Zimmer geführt, und ich schwöre Dir, daß nicht einmal ein Wort gewechselt wurde, das demjenigen, der es gehört hätte, Anlaß zu einem Verdachte irgend einer Art hätte geben können."

„Schon gut, schon gut!" lachte Ahrenberg, „wozu so feierlich? Ich glaube Dir ja gern! Und selbst, wenn es so wäre, wie ich im ersten Augenblicke voraussetzen zu müssen glaubte, was hätte das zu bedeuten? Giebt es etwas Natürlicheres und Einfacheres, als daß ein kräftiger junger Mann an hübschen Damen Gefallen findet und ist es etwas so Wunderbares, daß das Gefühl ein gegenseitiges wird und eine Zusammenkunft stattfindet? Im Gegentheile, ich könnte nur Demjenigen zürnen, oder vielmehr ihn verspotten, der im Gefühle seiner Schwäche und Jämmerlichkeit die Gesellschaft der Damen flieht und es nicht wagt, sich ihnen zu nähern; denn das ist unmännlich, ja widernatürlich. Du brauchtest aber nicht zu erröthen und verlegen zu werden, wenn man Dich im traulichen oder zärtlichen Zwiegespräche mit einer Schönen überraschte.



Don Juan in heiterer Tischgesellschaft.

Hier wurde Ahrenbergs Rede durch den unerwarteten Eintritt des neugeworbenen Dieners, Fritz, gestört. Als dieser den Rittmeister erblickte, erschrak er sichtbar und wollte sich wieder entfernen; allein ein

Blick, den Ahr[illegible]n heimlich zuwarf, ließ ihn den Vorsatz aufgeben.

Er trat [illegible]aron von Wildenburg zu und sagte:

„Verzeih[illegible]nädiger Herr, wenn ich störe; aber auf meinem Wege bege[illegible] der Herr Baron von Langenfeld und trug mir auf, Ihne[illegible] schnell dies Billet zu überbringen.“

Bei [illegible]rten überreichte er dem Angeredeten einen kleinen, zierlich [illegible]falteten Brief. Oskar erbrach das Schreiben und las:

„[illegible]en Ihren Diener sandte, vergaß ich in dem Begleitschrei[illegible]erken, daß der Herr Rittmeister von Ahrenberg mir aufg[illegible], Ihnen mitzutheilen, daß Sie die Freundlichkeit haben mö[illegible] Vormittag seinen Besuch zu erwarten.“

[illegible]enberg diese Worte vernahm, lachte er hell auf und sagte:

„Lan[illegible]feld kommt mir vor, wie die dem Verbrechen nachhinkende Strafe, die es schließlich doch erreicht, und man könnte ihn mit den Worten Schillers empfangen: „Ihr kommt zwar spät, Graf Isolan, allein Ihr kommt.“

Nach einer kleinen Pause setzte er dann hinzu:

„Ist das Dein neuer Diener, Oskar?“

Dieser bejahte die Frage und Ahrenberg fuhr fort:

„Es ist gut, daß er gekommen ist, er kann gleich seinen Dienst antreten und einen Wagen bestellen; denn der Weg, welchen wir zu machen haben, ist etwas weit. Wo wirst Du zu Mittag speisen?“

„Ich weiß es selbst noch nicht,“ erwiderte Oskar.

„Darf ich einen unmaßgeblichen Vorschlag machen, so nehmen wir unser Mittagsmahl im Hôtel de Rome ein, das ich Dir überhaupt auf das Eindringlichste empfehlen möchte. Ein liebenswürdiger Wirth, gewählte Tischgesellschaft, ausgezeichnete Küche und vortrefflicher Wein sind Vorzüge, welche Du nicht leicht anderswo in demselben Grade vereinigt finden wirst.“

„Mir ist Alles recht, was Du für gut findest,“ erwiderte Oskar; „denn ich bin ja hier völlig unbekannt.“

„Gut denn,“ sagte Ahrenberg, „so mag Dein Diener den Wagen vor das Hôtel de Rome bestellen, und wir fahren unmittelbar nach Tische nach dem Orte unserer Bestimmung.“

Fritz wollte sich mit einer Verbeugung entfernen und hatte schon die Hand auf die Thürklinke gelegt, als Ahrenberg plötzlich ausrief:

„Halt! Es wird besser sein, wir lassen meinen Wagen kommen; denn man kann nicht wissen, welche Karosse uns so ein Fuhrherr aufhängt. Kennst Du mich, Bursche?“ fuhr er dann zu Fritz gewendet fort und weißt Du, wo ich wohne?“

„Nein, gnädiger Herr,“ erwiderte Fritz, „ich habe nicht die Ehre.“

„Ich bin Graf von Ahrenberg und wohne am Wilhelmsplatz Nr. 4 eine Treppe hoch. Geh hin und bestelle meinem Diener, daß mein Wagen um Punkt 4 Uhr vor dem Hôtel de Rome halten soll.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr,“ entgegnete Fritz.

„Und Du findest Dich gleichfalls zur angegebenen Zeit dort ein,“ fuhr Ahrenberg fort. „Nun kannst Du gehen.“

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte der Rittmeister:

„Nachdem nun die Geschäfte abgemacht sind, mein lieber Oskar, dächt' ich, wir suchten bei einem solennen Frühstück Erholung, und ich schlage vor, uns in den rothen Prachtbau an der Schleusenbrücke zu begeben und in der dort befindlichen exquisiten Restauration uns von unseren bisherigen Anstrengungen zu erholen.“

„Nach Deinem Gefallen,“ sagte Oskar lachend und griff nach dem Hute.

„Halt!“ rief der Rittmeister aus, „laß Dich einmal betrachten, mein Junge.“

Nach diesen Worten musterte er dann den jungen Mann mit Kennerblicken vom Kopfe bis zum Fuße und sagte hierauf:

„Dein Anzug, lieber Freund, ist zwar anständig und von gutem Stoff, aber nicht modern und vortheilhaft genug für Deine Figur, die vortrefflich ist und mehr hervorgehoben werden muß. Will man in unseren Kreisen Etwas gelten, so muß unser Aeußeres uns gleich beim ersten Anblicke empfehlen. Darauf kommt Alles an, vorzüglich bei den Damen; sie wollen durch die Augen bestochen sein. Davon hat auch jeder Verliebte eine dunkle Ahnung und so putzt er sich denn nach besten Kräften, sobald sein Herz gefesselt ist. Den Damen geht es nicht besser, nur ist der Grund ein anderer.

„Sie fühlen, daß die Grundlage ihrer Herrschaft lediglich in ihren Reizen liegt und verloren geht, sobald diese verschwunden sind; darum geht ihr Hauptstreben von Jugend auf bis tief ins Alter hinein beständig dahin, ihre Figur im reizendsten Lichte erscheinen zu lassen, und darum ist es ihre wichtigste Lebensaufgabe, sich zu putzen und beständig etwas Neues, wäre es auch noch so abgeschmackt und albern, zu ersinnen, um nur in die Augen zu fallen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Da hast Du die wahre Mutter der Moden; es ist dieselbe, von der Göthe im Faust sagt:

„Besonders lernt die Weiber führen,
„Es ist ihr ewig O und Ach,
„So tausendfach
„Aus einem Punkte zu kuriren.“

„Uud nun komm, mein Freund; denn es ist die höchste Zeit, daß wir gehen, sonst können wir das Frühstück nur ganz aufgeben und bis zur Mittagstafel fasten. Ich werde Dir übrigens meinen Schneider, einen wahrhaften Kleiderkünstler, zuschicken, der soll Dich modernisiren."

Nach diesen Worten verließen Beide das Zimmer und gingen die Linden hinab, nach dem Schloßplatze zu.

Elftes Kapitel.

Don Juan's goldene Acht.

War das Frühstück schon splendid gewesen und der Wein bei demselben nicht geschont worden, so war dies an der Mittagstafel im Hôtel de Rome in noch weit höherem Grade der Fall. Unter den heitersten Gesprächen floß der Champagner in Strömen und steigerte den ungebundenen Frohsinn zum höchsten Gipfel. Oskar fühlte eine Aufregung, wie er sie niemals empfunden hatte.

Das Blut rollte leicht und bewegt durch seine Adern, die Nerven befanden sich in einer angenehmen Spannung, den Geist erfüllten heitere Bilder und die Welt war ihm noch niemals so reizend, das Leben noch niemals so rosig erschienen, als an diesem Tage.

Die Tafel war zu Ende, die bei derselben anwesenden Damen hatten sich entfernt und die Gäste waren im Begriff auseinander zu gehen, als ein junger Officier, der weiter oben am Tische seinen Platz gehabt hatte, zu Ahrenberg herantrat und ihn begrüßte.

„Was werden Sie nach Tische beginnen, Ahrenberg?" fragte der Officier den Rittmeister.

„Ich will mit meinem Vetter, den Herrn Baron Oskar von Wildenburg, den ich die Ehre habe, Ihnen hiermit zu präsentiren, lieber Rapperswyl, nach Treptow hinaus, wo sich heute unser Club versammelt."

„Ah charmant," sagte der Lieutenant, „dort werden wir uns also wiedersehen, denn ich denke gleichfalls dorthin zu kommen."

„Darf ich Ihnen einen Platz in unserem Wagen anbieten?" sagte Ahrenberg verbindlich.

„Sie sind sehr freundlich," entgegnete Rapperswyl, „und ich stehe keinen Augenblick an, die Einladung anzunehmen."

„So lassen Sie uns aufbrechen," sagte Ahrenberg, „denn mich dünkt, wir haben eben nicht viel Zeit mehr zu verlieren."

„Nein," erwiderte der Lieutenant, „es ist bereits 5 Uhr, und wenn wir im Club noch Vergnügen finden wollen, so müssen wir uns beeilen."

„Also, meine Herren, kommen Sie!" sagte Ahrenberg und schritt voran auf die Thür zu. Oskar eilte ihm nach und flüsterte ihm in etwas ängstlicher Weise zu:

„Laß mir nur erst Zeit meine Rechnung in Richtigkeit zu bringen."

Lächelnd erwiderte ihm der Rittmeister leise:

„Beruhige Dich darüber, Vetter, es ist schon Alles in Ordnung. Komm!"

Sie traten auf den Flur und stiegen die Steinstufen zur Straße hinunter. Der Wagen stand vor dem Hôtel bereit und am geöffneten Schlage Fritz, den Hut in der Hand.

Sie stiegen ein und Fritz rief dem Kutscher die Worte: „Treptow, Mauseda" zu. Die Pferde zogen an und der Wagen flog im raschen Trabe durch die Straßen.

Nachdem es sich ein Jeder im Wagen so bequem als möglich gemacht hatte, begann Ahrenberg:

„Nun, so sagen Sie mir, lieber Rappeswyl, wie geht es Ihnen? Was macht die reizende Flora?"

„Von meinem Befinden wüßte ich nicht sonderlich viel zu melden," erwiderte der Lieutenant, „außer, daß mein alter Oheim, der Marquis von Rothenbaum, nicht allzugut auf mich zu sprechen ist. Er hat mir in letzter Zeit ein paar Mal mehr Geld schicken müssen als sonst, und darüber brummt er nun gewaltig.

„Es thut mir sehr leid, aber auf Ehre, ich konnte nicht anders; denn ich hatte in Wetten und im Club mehr als gewöhnlich verloren und mußte meinen Gläubigern gerecht werden, das verlangten mein Stand und meine Ehre durchaus."

„Darin haben Sie vollkommen recht, dergleichen darf ein ächter Cavalier nicht auf sich haften lassen. Das wird Ihr braver Oheim auch wohl bald einsehen und seinen Zorn fahren lassen," erwiderte Ahrenberg.

„Ich will es hoffen," sagte der Officier. Ich begreife überhaupt nicht, wie er sich darüber ärgern oder auch nur wundern kann. Was ich fordere, ist ja mein Vermögen und nicht das seinige; er verliert nichts und in einem Jahre hört seine Funktion als Verwalter und

Vormund ohnedies auf; denn dann bin ich mündig und die Vermögensverwaltung kommt sebstverständlich in meine Hände.

„Er hat auch während meiner Kindheit und früheren Jugendjahre soviel von den Zinsen zurückgelegt und zusammengespart, daß ein sehr, ansehnlicher Ueberschuß sich angesammelt haben muß, und ich sehe nicht ein, weshalb diese Summe zum Grundkapital, welches an sich schon groß genug ist, noch hinzu geschlagen werden soll.

Ahrenberg warf einen bedeutenden Blick auf Oskar und sagte dann:

„Sie haben in diesem Puncte vollkommen Recht; aber seien Sie nicht so egoistisch, uns vorzuenthalten, wie es der reizenden Flora geht und ob sie immer noch so spröde thut, wie früher?"

„Das Verhältniß zu meiner Kleinen," entgegnete Rapperswyl, „ist freilich im Grunde noch so ziemlich dasselbe, wie ehedem; indessen habe ich doch einige Fortschritte gemacht und darf auf weitere hoffen."

„Da gratulire ich!" sagte Ahrenberg mit zweideutigem Lächeln.

„Danke, danke, lieber Graf," erwiderte der Lieutenant mit sichtbarem Wohlgefallen; „ich habe aber auch Etwas daran gewendet."

„Ja freilich," sagte Ahrenberg, „ohne Kosten geht es in dergleichen Fällen nicht ab! Was haben Sie Ihrer Schönen denn geopfert?"

„Einen Kaschmirshawl erster Qualität," entgegnete Rapperswyl. „Flora hatte ihn gesehen und träumte nun nur von diesem Shawl."

„Ich hatte keine Ruhe, als bis ich ihn endlich gekauft hatte."

„Ja, ja, so machen es die Damen, ich kenne das," sagte Ahrenberg.

„Aber da sind wir ja!" unterbrach Rapperswyl plötzlich das Gespräch, als der Wagen vor einem einfachen, aber elegant gebauten Hause stillhielt.

„Der Wagen soll im Gasthofe warten," sagte Ahrenberg während des Aussteigens zu dem Diener. Hierauf durchschritt die Gesellschaft den Flur und betrat ein kleines Zimmer, in welchem die überflüssigen Garderobestücke abgelegt wurden, und dann öffnete sich die Thür, durch welche man in den Clubsaal gelangte.

Unsere Ankömmlinge fanden den Saal bereits sehr gefüllt; Militair und Civil war auf das Zahlreichste vertreten und bewegte sich bunt durch einander, oder saß in gemischten Gruppen an kleinen Tischen.

„Es ist merkwürdig," sagte Ahrenberg beim Eintreten zu Oskar, „wie sich die deutsche Eigenthümlichkeit auch in den kleinsten, scheinbar unbedeutenden Dingen auf das Schärffste ausprägt.

„Zu diesen Eigenthümlichkeiten gehört unter Anderem auch unsere Vorliebe für Absonderung und Beschränkung auf einen kleinen Kreis, der nur für sich lebt und sich um die Uebrigen gar nicht kümmert. Dieser Zug, der uns politisch soviel geschadet hat und noch schaden wird, der seit länger als einem Jahrtausend von unseren feindlichen

Nachbarn zu unserem Nachtheil ausgebeutet wurde, findet sich im ganzen Leben der Deutschen wieder.

„Sieh nur die Menge einzelner kleiner Tische, an denen die Clubmitglieder zu je zweien oder dreien sitzen und sich unterhalten, ohne die geringste Notiz von den sonst noch Anwesenden und Kommenden zu nehmen.

„Wir haben eigentlich noch keine wahre Gesellschaft, sondern im Grunde ist das, was wir Gesellschaft nennen, nur ein Collectivname für eine Masse kleinerer isolirter Clubs, von denen keiner sich um den andern kümmert, jeder aber nichts desto weniger bekennt, der größeren Gesellschaft als Mitglied anzugehören.

„So spiegelt sich unser staatliches Leben selbst in den geringfügigsten Erscheinungen des Privatlebens wieder!“

Bei diesen Worten waren sie bis ungefähr zur Mitte des Saales vorgeschritten, woselbst auf einer Art von Catheder, von dessen Höhe herab man den ganzen Saal übersehen konnte, ein kleiner ältlicher Mann saß.

Es war dies der Präsident der Gesellschaft, Herr von Mauseda, eine etwas sonderbare, auffällige Persönlichkeit. Er trug die neapolitanische Armeeuniform und im Knopfloche derselben das Kreuz des Ferdinandordens dritter Klasse. Es war eine kleine, hagere Gestalt mit scharfen, lauernden Gesichtszügen und grauen stechenden Augen, die in beständiger, unruhiger Bewegung waren.

Als Ahrenberg sich mit Oskar nahte, erhob er sich von seinem Sitze und der Rittmeister sagte:

„Ich habe die Ehre, Herr Präsident, Ihnen meinen Vetter, den jungen Baron von Wildenburg, vorzustellen, den ich für heute als Gast in unseren Club gebracht habe, welcher aber, wie ich hoffe, binnen Kurzem als Mitglied in denselben treten wird.“

Der Präsident reichte dem jungen Manne von seinem Catheder herab die zwar weiße, aber magere und runzelige Hand und sagte mit einer heiser klingenden Stimme:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, junger Mann; ich hoffe und wünsche, daß Sie sich in unserer Mitte recht wohl befinden und gut unterhalten werden. Derjenige, welchen ein Mann, wie der Herr Rittmeister Graf Ahrenberg, empfiehlt, hat die gegründetsten Ansprüche auf unsere größte Aufmerksamkeit. Es macht mir daher viel Freude, Sie sogleich zu dem Balle einzuladen, welchen heute unser Club in den dazu gemietheten Räumen bei Kroll giebt.“

Oskar machte eine dankende Verbeugung gegen den Präsidenten und zog sich dann in Begleitung Ahrenbergs zurück.

„Eine seltsame Erscheinung, dieser Herr Präsident," sagte Oskar, während er mit seinem Vetter zur Gesellschaft zurückging. „Was ist er denn eigentlich?"

„Herr von Mauseda stammt aus einer altadligen Familie im südlichen Frankreich," entgegnete Ahrenberg, „und ist ein allerdings etwas seltsamer, aber, wenn man ihn näher kennt, ein höchst interessanter Mann. Er ist schon sehr früh in neapolitanische Dienste getreten und hat sich, wie der Orden bezeugt, den er trägt, auf das Vortheilhafteste ausgezeichnet und erhielt namentlich von König Ferdinand II. viele und große Gunstbezeugungen. Die Ereignisse der Jahre 1860 und 1861 bewogen ihn, seinen Abschied nachzusuchen, welchen ihm Franz II. mit Verleihung des Titels als Oberst in den gnädigsten Ausdrücken ertheilte.

„Seitdem lebte er an verschiedenen Orten Deutschlands, bis er sich etwa vor zwei Jahren entschloß, seinen dauernden Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Er kaufte sich dort an und auch dies Haus gehört ihm."

„Er ist also vermögend?" fragte Oskar.

„O ja," erwiderte Ahrenberg; „wenigstens besitzt er soviel, daß er mit Bequemlichkeit davon leben kann."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Langenfeld trat zu den Angekommenen heran und begrüßte sie.

„Kommen Sie, meine Herren," sagte er, „und lassen Sie uns das gute Beispiel der übrigen hier Versammelten befolgen. Dort ist noch ein unbesetzter Tisch; wir wollen ihn in Beschlag nehmen und uns bei einer Flasche Champagner vorläufig unterhalten. Wir drei und Rapperswyl machen dann gerade die für einen Tisch bestimmte Anzahl aus und bleiben ungestört."

Die Anwesenden gingen bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, man setzte sich an den bezeichneten Platz und bald war bei schäumendem Champagner die Unterhaltung im lebhaftesten Gange.

Der reichliche Genuß des Weines verfehlte seine Wirkung auf Oskar nicht. Von Natur schon lebhaft und feurig, fühlte er das Blut heiß durch seine Adern rollen und empfand ein Wohlbehagen, wie er es bis dahin noch niemals gekannt hatte. In seinem Geiste lebte eine Heiterkeit, die sich fast bis zum Uebermuthe steigerte und es schien ihm sogar, als seien auch seine körperlichen Kräfte stärker geworden. Er betheiligte sich an der Unterhaltung in so erregter Weise, daß Ahrenberg ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Es wird ein recht angenehmer schöner Abend sein, den wir heute verleben," bemerkte im Laufe des Gesprächs Rapperswyl.

„Unstreitig, denn Spiel und Tanz sind die beiden reizendsten Unterhaltungsmittel, besonders, wenn sie so vortrefflich durch Gott

Bachus unterstützt werden, wie hier," sagte Langenfeld und stürzte ein Glas Champagner hinunter.

„Spiel?" fragte Oskar, „doch nicht etwa Whist oder L'hombre?"

„O nein," lachte Rapperswyl, „mit dergleichen philisterhaften Dingen geben wir uns nicht ab. Das sind keine wahrhaft geselligen Spiele, sondern dienen lediglich dazu, die Gesellschaften, deren Grundlage sie bilden, oder deren Zweck sie sind, noch langweiliger zu machen, als sie es schon von Natur sind. Welch' ein Interesse kann Derjenige an ihnen nehmen, der dazu verdammt ist, den Zuschauer bei dergleichen machen zu müssen?"

„Es ist richtig," sagte Ahrenberg, „daß diese Spiele die Gesellschaft, so zu sagen, zersetzen und den großen Kreis derselben in eine Anzahl kleiner in sich hermetisch abgeschlossener Kreise auflösen, deren einziges, sie zusammenhaltende Band, der Eßtisch und die Weinflasche ausmachen."

„Es giebt nur zwei Spiele," nahm Langenfeld das Wort, „die ihren Zweck vollkommen erfüllen und der Natur der wahrhaften Gesellschaft entsprechen, Pharo und Roulette."

„Das ist ganz richtig," fiel Rapperswyl ein, „und unter diesen Beiden ziehe ich das Roulette vor; denn es ist weit lebensvoller, ich möchte sagen, dramatischer als Pharo. Wenn die Kugel dahin rollt und endlich an irgend einer Stelle Ruhe findet, so macht das auf mich immer den Eindruck, als sei sie von einem ganz besonderen Geiste belebt, als habe sie einen eigenen Willen, der sie bestimmt, so und so lange ihren Lauf fortzusetzen und an dieser oder jener Stelle endlich Halt zu machen. Ich kenne kein anderes Spiel, welches im Stande wäre, mich in so angenehmer und zugleich so lebhafter Aufregung zu erhalten, als gerade Roulette."

„Ich habe noch nie gespielt," sagte Oskar lebhaft, „und bin daher mit den Gesetzen der von Ihnen genannten Spiele durchaus unbekannt."

„Ah," entgegnete Langenfeld, „die Gesetze sind bald begriffen; denn sie sind ungemein leicht und einfach. Sie kennen dieselben, sobald Sie an den Tisch treten und Ihr Glück versuchen."

„Das werde ich nicht unterlassen," erwiderte Oskar; „denn ein altes Sprüchwort sagt, man muß dem Glücke die Hand reichen, und überdies, glaub' ich, hat mir das Schicksal selbst einen Wink gegeben, den ich nicht leicht außer Acht lassen will."

„Einen Wink des Schicksals hättest Du erhalten?" fragte Ahrenberg. „Davon hast Du mir ja noch gar nichts gesagt, worin bestand denn dieser Wink?"

„Ich habe in vergangener Nacht geträumt, ich sähe eine große goldene Acht vor mir," antwortete Oskar.

„O, die müssen Sie am Roulette besetzen," nahm Langenfeld das Wort, „die bringt Ihnen sicherlich Glück."

„Darauf möchte doch nicht so unbedingt zu bauen sein," sagte Ahrenberg mit etwas spöttischem Lächeln, „mir scheint dieser Orakelspruch etwas zu unbestimmt und dunkel."

„Das werden wir ja sehen," warf Oskar ein, „denn ich bin entschlossen, die Probe zu machen."

„Meinetwegen, Vetter," sagte Ahrenberg gelassen; „denn auf ein Paar Louisd'or mehr oder weniger kann es Dir nicht ankommen, nur vergiß über das Spiel den Ball nicht."

„Ich den Ball vergessen?" rief Oskar aus, „eher vergesse ich, wie ich heiße! Der Tanz ist das herrlichste Vergnügen auf der Welt."

„Ja, ja," lachte Rapperswyl, „es ist eine wonnige Empfindung, ein hübsches Mädchen im Arme zu wiegen und zu sehen, wie der Blick in der Aufregung des Tanzes immer schmachtender und schwimmender wird, wie sich der Busen höher und höher hebt, wie sich die Wangen röther und röther färben und das Köpfchen endlich sich hingebend an unsere Schulter lehnt, während die dunklen schönen Locken um das reizende Gesicht spielen."

„Ja wohl," sagte Oskar, „der Tanz ist eine göttliche Erfindung, die über alles Andere geht."

Er hob sein volles Glas in die Höhe und rief aus:

„Es lebe der Erfinder des Tanzes!"

„Und die reizenden Damen, die ihn erst zu dem machen, was er ist!" setzte Rapperswyl lebhaft hinzu.

„Wird Flora denn auch erscheinen?" fragte Langenfeld den Officier.

„Ganz unstreitig," entgegnete Rapperswyl, „sie hat es versprochen und wird Wort halten."

In diesem Augenblicke erschollen drei Hammerschläge vom Catheder des Präsidenten und dieser rief mit seiner heiseren Stimme:

„Au jeu, meine Herren, wenn es gefällig ist, zum Spiel!"

„Nun werden wir ja sehen, Vetter, ob Dein Traum Wahrheit oder Lüge war," spöttelte Ahrenberg.

„Du wirst erfahren, daß er nicht gelogen hat," antwortete Oskar aufgeregt.

„Ich will es Dir herzlich wünschen," entgegnete Ahrenberg, „also komm."

„Aber unseren Champagner wollen wir nicht im Stiche lassen,"

sagte Langenfeld und ergriff die Flasche. „Ein Jeder nehme sein Glas mit und nun vorwärts, Marsch, zum Tempel Fortuna's!"

Sie betraten einen Nebensaal, in welchem alle Vorrichtungen zum Hazardspiel getroffen waren. Um den einen der grünbehangenen Tische versammelten sich alle diejenigen, welche ihr Glück im Pharo zu versuchen gedachten; um den zweiten, die dem Roulette Huldigenden.

Oskar und seine Gesellschafter gehörten zu den Letzteren und der junge Baron setzte sich zwischen Ahrenberg und Langenfeld, während Rapperswyl ihnen gegenüber stand.

Vorsichtig hatte Langenfeld ein kleines Tischchen herbeigeholt, auf welchem die Champagnerflaschen und die Gläser gestellt waren.

Die Pointeurs besetzten die Tafel nach ihrem Ermessen oder warfen ein Goldstück auf gut Glück hin und ließen es rollen, wohin es wollte. Oskar nahm einen Louisd'or und warf ihn auf Nr. 8.

„Messieurs, le jeu est fait," krächzte Herr von Mauseda, welcher den Croupier machte und setzte das Roulette in Bewegung.

Die Kugel rollte und aller Augen waren gespannt auf dieselbe gerichtet. Sie blieb auf Nr. 8 liegen und Oskar hatte gewonnen.

„Mein Traum lebe hoch," rief er in jugendlichem Uebermuthe und trank ein Glas Champagner. Dann zog er seinen Gewinn ein und setzte wiederum auf die Acht, aber 2 Louisd'or.

Ahrenberg, der ihn scharf beobachtete, lächelte spöttisch und sagte: „Vetter, jetzt ist Dein Traum ausgegangen; diesmal verlierst Du."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als Herr von Marseda auch schon hervor krächzte: „Acht" und Oskar zum zweiten Male seinen Gewinn einstrich.

„Das ist wirklich seltsam!" murmelte Langenfeld halb für sich.

„Aller guten Dinge sind drei," rief Oskar in großer Aufregung und schob 4 Louisd'or auf die Acht.

„Das heißt muthwillig sein Glück versuchen," sagte Rapperswyl zu Oskar, „und das wird sich bestrafen."

„Wollen einmal sehen," lachte Oskar, und rief dann aus: „da seht hin."

Die Kugel lag zum dritten Male auf Nr. 8 und der junge Baron strich zum dritten Male seinen Gewinn ein.

„Die Acht hat ihre Schuldigkeit gethan," lächelte er," und sie mag nun vor mir Ruhe haben. Du siehst, Vetter, nicht alle Träume sind Schäume," setzte er, zu Ahrenberg gewendet, hinzu.

„Wenigstens hast Du jetzt vor der Hand nicht nöthig zu befürchten, daß Geldmangel bei Dir eintreten werde," antwortete der Rittmeister;

denn es ist ein ganz nettes Sümmchen, was Du da in ein Paar Minuten zusammen gebracht hast.

„Da hast Du Recht, Vetter," rief Oskar aufgeregt aus und warf ein Goldstück auf die 24. Er verlor und doublirte die Nummer, allein mit eben so schlechtem Erfolge.

„Dame Fortuna scheint mir andeuten zu wollen, daß es mit meinem Glücke hier zu Ende sei," sagte Oskar und erhob sich von seinem Sitze. „Nun wohl, wir wollen dem Winke folgen und sehen, ob es anderwärts besser gehen wird."

Bei diesen Worten trat er an den Pharotisch. Ahrenberg, der mit Vergnügen bemerkte, welche Wirkung das Glück, das er in Roulette gehabt hatte, auf Oskar machte, trat zu ihm und sagte:

„Höre Vetter, ich dächte das Glück hätte Dir genug für heute gespendet und es wäre klug, aufzuhören."

„Warum sollte ich aufhören, da ich einmal im Zuge bin? Es ist zu angenehm, nein, nein, ich muß die Sache weiter verfolgen."

„Nun," entgegnete der Rittmeister, „mir kann es schon recht sein, aber vergiß nur nicht, daß wir heute noch den Ball vor uns haben."

„Das werd' ich sicherlich nicht; denn darauf freue ich mich jetzt schon," erwiderte Oskar, nahm ein Buch Karten und zog die Dame heraus.

„Die Frauen sollen ja Glück bringen, wie man sagt," fuhr er fort; „laß sehen, obs denn wahr ist," und setzte einen Louisd'or auf die Dame. Die Dame gewann und er bog L'abée; die Karte gewann abermals. Er bog Paroli und hatte wieder Glück und auch das six leva fiel zu seinem Vortheil aus.

Er warf sein Buch hin und sagte:

„Nachdem mir die Damen in allen Farben ihre Gunst gezeigt haben, will ich nichts weiter."

„Daß Dich die Damen so begünstigt haben, ist ein gutes Vorzeichen, Vetter," bemerkte Ahrenberg, „und ich prophezeie Dir auf dem Ball heute noch größeres Glück, als hier am Spieltisch."

„Ich danke Dir für den guten Wunsch," entgegnete Oskar, „aber sollte es nicht an der Zeit sein, nach Hause zu fahren?"

„Nach Hause? Und weshalb?"

„Nun in dieser Toilette kann man doch unmöglich zum Balle gehen," war Oskars Antwort.

„Ah so! Du denkst an die Eroberungen, welche Du zu machen hoffst."

„Nicht im Mindesten; denn man kann unmöglich an Eroberungen denken, wenn man nicht weiß, ob es überhaupt Etwas zu erobern giebt.

Aber ich halte es für anstandswidrig, so zum Balle zu gehen, wie ich hier gebe und stehe."

„Das ist die Frage," entgegnete Ahrenberg kalt, „und ich getraue mich, weder sie zu bejahen, noch zu verneinen. Du wirst ja sehen, wie die Anderen es halten. Indessen, wenn Du willst, ich bin zur Rückfahrt bereit."

„Wenige Minuten später saßen sie im Wagen und fuhren nach Oskars Wohnung zurück, wo dieser sich umkleidete.

Zwölftes Kapitel.

Don Juan's erste Liebe.

Die prachtvollen Räume bei Kroll strahlten in vollem Glanze der zahllosen Gasflammen, von welchen sie erleuchtet wurden, und zeigten sich den Augen des Eintretenden gleich in ihrer ganzen Schönheit. Der große Ballsaal war höchst geschmackvoll verziert und alle Nebensalons prangten, jeder in eigenthümlicher Art, im schönsten Schmucke. Auf dem Orchester befand sich eine vortreffliche Kapelle und harrte nur des Zeichens, um die geschmackvollste Musik ertönen zu lassen, und die Gesellschaft zum Tanze zu reizen. Die gewöhnlichen Kellner waren sämmtlich verschwunden, und eine große Schaar von Dienern, in glänzenden Galalivreen von jeder Farbe, stand auf jeden Wink bereit, die Gäste zu bedienen. Ueber die Stufen der Einfahrt hin, den ganzen Hausflur entlang, bis zur Thür des Ballsaales lagen Teppiche, und im Hause stand ein Portier in reichgallonirtem Kleide, mit einem mächtigen Stabe und betreßtem Hute, um die ankommenden Gäste zu empfangen.

Equipagen auf Equipagen rollten heran und hielten an der Thür des Hauses, an welcher zwei reichgekleidete Livreediener standen, deren einer den Kommenden beim Aussteigen behülflich war, während der andere die Thür des Wagens öffnete.

Reizende Gestalten schöner Frauen und Mädchen entstiegen, theils allein, theils in Gesellschaft eleganter Männer den heranrollenden Wagen.

Endlich erschien denn auch Ahrenberg in Begleitung des jungen Wildenburg und begab sich in den schon reichlich gefüllten Saal.

Oskar war beim Eintritte wie geblendet, so überraschte ihn einerseits die reiche Eleganz der Räume und andererseits die Fülle schöner reizender Gestalten, welche ihm entgegentrat. Er hatte noch niemals einen solchen Blüthenflor weiblicher Schönheit beisammen gesehen.

Sein reizbares Gefühl, durch die bisher gehabten Genüsse noch erhöht, ließ ihm Alles in einem noch weit zaubervolleren Lichte erscheinen, und sein jugendliches Herz war entzückt. Eine dunkle Ahnung der süßen Zukunft, welcher er entgegenging, durchflog seine Seele und es erfaßte ihn ein Gefühl, dessen Regungen er bis dahin nicht gekannt hatte. Zum ersten Male regte sich, ihm unbewußt, das Feuer der Sinnlichkeit, und die Empfindung, welche sich seiner bemächtigte, hatte eine große Aehnlichkeit mit jener edlen Trunkenheit, die aus einem nicht übermäßigen Genusse edlen Weines entspringt und mehr eine höhere Aufregung unseres ganzen Wesens, als eigentlich ein Rausch ist.

Mit staunenden Blicken folgte er den an ihm vorüberrauschenden, reizenden Gestalten. Hier erschien eine gedrungene üppige Gestalt, deren brennende schwarze Augen herausforderten; neben ihr zeigte sich eine hoch gewachsene, schlanke Figur, deren braunes sanftes Auge von einem schmachtenden Feuer strahlte; dann traf sein Blick auf zwei dunkelblaue Sterne, die ihm mit süßem Verlangen entgegen leuchteten, und dicht daneben tauchte ein frisches keckes Gesichtchen voll jugendlichen Uebermuths und ungetrübter Lebenslust auf, das mit der kleinen, schlanken, zierlich gebauten Figur, zu der es gehörte, vortrefflich harmonirte und zu einem Wettkampfe des Witzes und Scherzes heraus zu fordern schien.

Wohin er seine Blicke auch wenden mochte, überall traten ihm neue Schönheiten der mannigfaltigsten Art entgegen und er versank nach und nach dergestalt in Träumereien, daß die Wirklichkeit ihm gleichsam verschwand und er nur noch in einem zauberischen Reiche lebte, welches seine aufgeregte Phantasie geschaffen hatte.

Zu seinem höchsten Verdrusse ward er plötzlich aus diesem behaglichen, träumerischen Zustande durch eine Stimme erweckt, deren Ton ihm hart und rauh schien, und deren Worte er nicht verstand.

Er fuhr aus seiner Zerstreuung auf und sah, daß sein Vetter, Graf Ahrenberg vor ihm stand, und, wie es ihm vorkam, höchst sarkastisch lächelte.

„Was sagtest Du zu mir, lieber Freund?“ redete Oskar den vor ihm Stehenden an, „ich habe Dich in der That nicht verstanden.“

„Das glaube ich Dir gern,“ erwiderte der Rittmeister, „denn ich

habe Dich bereits dreimal angeredet, ohne eine Antwort erhalten zu können. Natürlich, der Anblick der hier versammelten Schönheiten hat Dich so ganz hingerissen, daß Du förmlich betäubt und ganz außer Dir bist. Was würdest Du erst sagen, wenn Du Dich mit diesen Grazien, Feen oder Göttinnen, wie Du sie sämmtlich unstreitig nennst, unterhalten, oder noch besser im harmonischen Tanze durch den Saal bewegen könntest."

„Aber was willst Du von mir?" fragte Oskar mit Spannung und offenbar ein wenig verdrießlich.

„Eine Kleinigkeit, liebster Oskar," antwortete der Rittmeister. „Da Du so ganz in Wonne aufgelöst und daher unfähig bist, an Irdisches, Vergängliches und Allgemeines zu denken, so muß ich wohl, der ich nüchterner bin, die Sorgen für unsere leibliche Bequemlichkeit und irdischen Genüsse tragen. Ich bitte Dich also, auf dem Flecke, wo Du Dich jetzt befindest, ruhig stehen zu bleiben, damit ich Dich wieder finden und Deinen Cicerone in dieser Zauberwelt machen kann, nachdem ich mit dem Oberkellner des Etablissements gesprochen und unsere Plätze an der Abendtafel gesichert, so wie die nothwendige Verabredung hinsichtlich der Weine für unseren Bedarf mit ihm getroffen habe. Willst Du das thun?"

„Gern, sehr gern", erwiderte Oskar zerstreut, dessen Blicke unverwandt auf den Gruppen reizender Frauengestalten weilten, die unfern von ihm standen.

„Nun so will ich Dich verlassen," sagte Ahrenberg, „auf Wiedersehen."

Nach diesen Worten verschwand er unter der wogenden Menge. Während er hinging, um den Oberkellner aufzufinden, murmelte er für sich:

„Das geht ja über alle Erwartung vortrefflich! Er ist ganz in den Anblick der neuen Welt verloren, die sich vor ihm aufthut, und der Zauber wirkt. Es fehlt nur noch, das Siegel der Vollendung darauf zu drücken und das Spiel ist gewonnen. Miranda wird das Wesen sein, welches den Rausch vollendet, welcher meinen theueren Vetter jetzt umfängt. Das wird ihn zu dem Bewußtsein bringen, welches ich in ihm erwecken will. Der Tugendnebel," fügte er mit boshaftem Blicke und sarkastischem Lächeln hinzu, „der jetzt noch seinem Auge die wahrhafte Gestalt der Dinge verbirgt, wird verschwinden und er wird das Leben ansehen lernen, wie er soll: dann ist, bei seinem Temperamente, das, ohne sein Wissen, durch und durch sinnlich ist, vorauszusehen, daß er sich in das wildeste Gewoge der Lust stürzen, sie allein als die einzig wahrhafte Göttin des Daseins anbeten und ihr Alles, sogar sein eigenes Selbst zum Opfer bringen wird.

„Ist er so weit, dann ist der erste Theil des Dramas zu Ende und der zweite beginnt, in dem ich die Hauptrolle übernehme und meinen stürmischen Herrn Vetter sowohl, als den alten Narren Finkenstein, sein tugendsames Töchterlein und die treffliche Tante Aurelie, dahin spedire, wohin sie gehören, damit ich im dritten und letzten dann als der alleinige Herr dastehe und die Früchte meiner Arbeit ernte.

„Aber halt! damit es mir nicht geht, wie dem Milchmädchen in der Fabel. Keine Träumereien von der Zukunft, sondern hübsch gehandelt in der Gegenwart. Erst zum Oberkellner und dann zu Miranda, der ich meinen Tugendhelden zuführen muß. Wenn sie ihn selbst auch nicht ermordet," schloß er lächelnd seinen Monolog, „seine Tugend soll sie mir auf jeden Fall ermorden!"

Nach diesen Worten beeilte er sich, den Oberkellner zu sprechen und ihm seine Anordnungen mitzutheilen.

Sobald dies Geschäft abgemacht war, ging er hastig in den Ballsaal zurück und spähte überall nach Miranda umher, ohne ihrer jedoch ansichtig werden zu können.

Er verwünschte sein Mißgeschick, die zahlreiche sich hin und her drängende Gesellschaft und Miranda, die er in Verdacht hatte, wortbrüchig geworden zu sein.

„Verdammt!" murmelte er zwischen den Zähnen, „sollte mein Plan noch Angesichts des Hafens scheitern? Der Bursche ist in der empfänglichsten Stimmung von der Welt, der Champagner und das Spiel haben ihre Schuldigkeit vollkommen gethan, und nun ich fast am Ziele stehe, macht mir das verteufelte, eigensinnige, unberechenbare Weib den Querstrich und kommt, der Kuckuk weiß aus welcher Laune, nicht.

„Aber Du sollst es empfinden, das schwöre ich, daß ich Dein Herr bin und Du mein Eigenthum bist! Du sollst es mir schwer entgelten, daß Du mich im entscheidenden Augenblicke so hintergangen hast!"

Unter diesen Gedanken begab er sich abermals in das Gewühl der hin und her promenirenden Damen und blickte eifrig nach allen Richtungen umher, allein mit nicht besserem Erfolge, als zuvor.

Während er jedoch seinen Zorn über Miranda kaum zu bemeistern vermochte, hatte das Geschick mehr für ihn gethan, als er ahnte.

Oskar stand, wie verabredet war, noch auf demselben Flecke wie zuvor und betrachtete die hin und her wogenden Schönheiten mit unverminderter Theilnahme, indem seine Blicke bald auf dieser, bald auf jener Erscheinung weilten, je nachdem ihm die eine oder die andere in die Augen fiel.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und ein Wesen schwebte in den Saal, dessen Erscheinung alle bereits anwesenden Damen verdunkelte.

Oskar hatte bei ihrem Anblicke das Gefühl, als habe er bis dahin nur die vom Wiederscheine der unsichtbaren Sonne gerötheten Morgenwolken gesehen und erblicke jetzt die leuchtende Sonne selbst, vor deren Glanz alle anderen Gestirne erbleichen.

Er stand regungslos, wie eine Statue da, und blickte nur auf die wunderbare Schönheit der eben Eingetretenen, vor der alle übrigen verschwanden.

Aber freilich war es auch eine Erscheinung, wie sie selten auf dieser armen Erde gefunden wird. Eine schlanke, biegsame und doch hochgewachsene und imposante Figur. Ein Antlitz, in welchem sich Hoheit und Milde wunderbar vereinigten; Wangen, in denen Rosen und Lilien sich hinreißend mischten; Augen, aus denen südliches Feuer in ganz eigenthümlicher Weise mit Sanftmuth gepaart hervorstrahlte; Lippen, in deren Granatröthe eine süße Sinnlichkeit und in deren leichtem, anmuthigen Schnitt reizende Unschuld lag; eine Nase, die zierlich gebaut und doch imposant war; eine Stirn, auf deren Schein, Klugheit und Liebreiz thronten; eine Masse glänzender, dunkler Locken, die das edel geschnittene Gesicht wie ein Ebenholzrahmen umgaben, und die unaussprechliche Schönheit desselben noch stärker hervorhoben; ein Busen, dessen reizende Fülle Grazien und Amoretten zu umschweben schienen und dessen Umrisse doch den Stempel der Keuschheit trugen; eine Mischung von Anmuth und Würde in Gang und Bewegung, die keine Beschreibung zu veranschaulichen im Stande ist, und eine feste Rundung und edle Fülle der Körperformen, die zwar Sinnlichkeit und feuriges Temperament verriethen, zugleich aber aussprachen, daß keine niedrige, gemeine Leidenschaft in diesem Wesen wohne. Das war Miranda.

„Bei Gott!" rief der hingerissene, junge Mann aus, als sie ohne seiner zu achten, an ihm vorüber schwebte, „bei Gott, Venus und Juno in einer Person! Das ist die Königin der Schönheitsköniginnen, die Krone des Festes!"

Miranda hörte den unwillkürlichen Ausruf der Bewunderung, wendete den edel geformten Kopf rückwärts, warf ihm einen langen Blick zu, in welchem sich Erstaunen und leiser Unwille über die Kühnheit mit freundlicher Milde und Verzeihung der begangenen Unschicklichkeit wunderbar mischten und schritt dann schweigend weiter.

In der Mitte des Saales traf sie auf Ahrenberg, der bei ihrem Anblicke all seinen Unwillen vergaß und auf sie zu eilte.

„Unsere Bekanntschaft darf in den Augen der ganzen Gesellschaft nur eine höchst entfernte sein," flüsterte er ihr zu, indem er ein ceremonieuses Kompliment machte und Miranda's Hand mit ehrerbietiger

Galanterie küßte, „ganz besonders dem jungen Manne gegenüber, von welchem ich Dir gesprochen habe. Komm, ich werde ihn Dir vorstellen."

Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand von Neuem und drängte sich nach dem Orte durch, woselbst sich, wie er wußte, Oskar befand.

Dieser stand immer noch regungslos, wie angewurzelt auf der Stelle, wo der Rittmeister ihn verlassen hatte und blickte starr nach der Richtung hin, in welcher Miranda seinen Blickeu entschwunden war.

Er schrak heftig zusammen, als ihn Ahrenberg anredete:

„Ah sieh da, Vetter Oskar!" sagte dieser, „bist Du auch hier? das ist charmant. Erlauben Sie, mein Fräulein," fuhr er zu Miranda gewendet fort, „Ihnen in diesem Herren hier den jungen Baron Oskar v. Wildenburg, meinen Vetter vorzustellen und Dir mein Freund," sagte er zu Oskar, „präsentire ich hiermit Fräulein Miranda von Merelli, deren Bekanntschaft ich so glücklich war, vor Kurzem zu machen."

Als der Rittmeister den jungen Baron angeredet hatte, blickte dieser auf und sah, daß die Dame, von der sein ganzes Wesen erfüllt war, vor ihm stand und ihn anlächelte. Er gerieth in eine namenlose Verwirrung und wußte zum ersten Male in seinem Leben nicht, wie er sich benehmen und was er sagen sollte. Er wurde feuerroth, als Ahrenberg ihn vorstellte, verbeugte sich tief und stammelte einige unverständliche Worte her.

Auch die Dame schien eigenthümlich ergriffen, als Oskar ihr vorgestellt wurde und sie in ihm den jungen Mann wieder erkannte, dessen Ausruf der Bewunderung sie bewogen hatte, sich umzuwenden.

Auch sie erröthete und die Verlegenheit, welche sich in ihrem Wesen malte, ließ ihre Schönheit in einem noch schöneren und höheren Lichte erscheinen.

Ahrenberg, der die beiden jungen Leute auf das Schärffste beobachtete und sich an dem befangenen Wesen Beider ergötzte, schob der Verlegenheit Oskars und Mirandas andere Gründe unter und sagte:

„Mein lieber Vetter, ich übergebe diese Dame Deinem ritterlichen Schutze, da ich leider genöthigt bin, Dich abermals zu verlassen. Ich habe den Burschen, den Oberkellner vorher, alles Suchens ungeachtet nicht ausfindig machen können und muß ihn doch sprechen, da wir sonst bei der Tafel höchst ungünstig placirt werden könnten. Nimm Dich also des Fräuleins als echter deutscher Cavalier an und unterhalte Dich bis zu meiner Rückkehr. Adieu!"

Nach diesen Worten verschwand er im Gewühl und ließ Oskar und Miranda allein.

Es war ein Glück für Oskar, der sich von seiner Bestürzung und Verwirrung noch gar nicht erholen konnte, daß in demselben Augen-

blicke, in welchem ihn sein Vetter verließ, ein Herr in Escarpins und mit dem Klak unter dem Arme in die Mitte des Saales trat und dreimal in die, mit weißen Glaceehandschuhen bedeckten Hände schlug.

Auf dieses Zeichen erscholl vom Orchester herab eine rauschende, vortrefflich ausgeführte Polonaise, die Paare ordneten sich und der Ball begann.

„Darf ich mir erlauben," sagte Oskar in bewegtem Tone, „Sie, mein Fräulein, für die Polonaise und den nächsten Tanz aufzufordern?"

„Mit Vergnügen, Herr von Wildenburg," entgegnete Miranda mit einem Wohllaute der Stimme, vor dem das innerste Herz Oskars in Entzücken erbebte.

Er führte seine Tänzerin am Arm zu den geordneten Paaren und schloß sich ihnen an. Miranda fühlte, wie seine Hand zitterte, als er die ihrige erfaßte.

Er versuchte zu sprechen, während die Klänge der Polonaise bald stolz und herausfordernd, bald klagend und schmeichelnd an seinem Ohr vorüber flogen, aber er vermochte es lange nicht.

Es schien ihm, als habe die Musik heute einen ganz anderen, sympathischeren Ton als sonst, der seine Seele von einer sonderbaren, nie gekannten Mischung von Freude und Wehmuth erfüllte, er glaubte jetzt erst ihr eigentliches Wesen zu verstehen und fühlte sich zu einer unbestimmten süßen Träumerei geneigt. Die ganze Umgebung, in der er sich befand, kam ihm märchenhaft und seltsam vor, und Alles, was er sah und hörte, weckte ein Chaos von Empfindungen in seiner Seele, die tumultuarisch vorüberflogen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, eine derselben festzuhalten.

Endlich raffte er sich gewaltsam zusammen; denn er fühlte, daß er sich unangenehm und lächerlich zugleich machen würde, wenn er die Befangenheit, welche ihn fesselte, nicht zu beherrschen vermöchte.

„Lieben Sie den Tanz, mein Fräulein?" brachte er endlich mit Mühe hervor und ärgerte sich gleich darauf über die Trivialität der Frage.

„O ja," entgegnete Miranda mit feinem Lächeln, „und zwar besonders alle Tänze, die eine nationale Färbung tragen, wie die Polonaise, den Boleros, die Tarantella, die Menuette und der ruhige Walzer, der echt deutsch und characteristisch für die Nation ist."

„Wie so?" fragte Oskar, „ich habe am Walzer bisher nichts finden können, was ihn besonders auszeichnete."

„Mir ist er," erwiderte Miranda, „immer als das schönste Symbol eines stillen, ganz in sich abgeschlossenen, durch nichts gestörten oder getrübten Glückes zweier harmonisch verbundenen Wesen erschienen.

„Alle anderen nationalen Tänze stellen, mehr oder minder lebendig und sinnvoll, die leidenschaftliche Liebesgeschichte eines Paares dar, voll Heftigkeit und Sinnlichkeit. Der deutsche Walzer dagegen malt das geräuschlose, aber innige Glück einer zufriedenen Ehe. Mann und Weib gehören ausschließlich nur einander an. Er umfaßt sie mit Kraft und Sicherheit; sie ruht mit Hingebung und in der süßen Gewißheit, daß er ihr allein in unwandelbarer Treue gehöre, in seinen starken Armen. So leitet er sie mit fester Hand durch die Wirren und Wirbel des Lebens, unbekümmert um die anderen ihn umschwebenden Gestalten, bis endlich der Schluß des Tanzes die Verbindung zerreißt, wie der Tod im Leben eine langjährige, beglückte Ehe.

„Allerdings hat der Walzer in seiner äußeren Erscheinung, eben auch wie die Ehe, eine ausgeprägte Einförmigkeit, aber er birgt in sich ein stilles, häusliches Glück, wie es kein anderer Tanz so glücklich symbolisirt. Diese schöne Eigenthümlichkeit, die ein jeder unbewußt herausfühlt, hat den sinnvollen Tanz auch in England und Frankreich eingeführt und verbreitet.

„Es versteht sich, daß ich hier nur von dem Walzer in seiner echten Gestalt spreche und nicht in seiner ebenso abgeschmackten und unsinnigen Entartung, in welchem er zu einem bedeutungslosen Umherrasen wird.“

„Ihre Apologie des Walzers ist reizend, mein Fräulein,“ erwiderte Oskar, „und ich werde mich glücklich schätzen, ihn mit Ihnen tanzen zu können.“

Miranda lächelte und sagte freundlich:

„Aus ähnlichen Gründen liebe ich die Polonaise und die Menuette, obwohl ich die letztere der ersteren vorziehe und die Menuette für den Walzer ebenbürtig halte. Kein nationaler Tanz stellt die Geschichte einer Liebe so rein, edel und keusch dar, als die Menuette und darum habe ich sie auch lieber als die Polonaise, in welcher schon ein Zug von Unbeständigkeit liegt, der meiner innersten Natur widerspricht.

„Ebenso geht es mir mit dem Boleros, dem Fandango und dem Tarantella, wie reizend und graziös sie auch die edle Sinnlichkeit Liebender präsentiren.“

In diesem Augenblicke klatschte der Tanzordner in die Hand, die Damen und Herren defilirten an einander in entgegengesetzter Richtung vorüber und jeder Herr gab jeder Dame einen Kuß auf die Stirn.

Oskar beugte sich zu Miranda herab und küßte mit zitternder Lippe ihre Stirn. Als er dann die Damenkolonne hinunter ging, blickte er sich öfter um, und sah mit großer innerlicher Freude, daß Miranda es, ohne aufzufallen oder anzustoßen, mit großer Geschicklichkeit zu

vermeiden verstand, daß irgend Einer der vorbeipassirenden Herren ihre Stirn mit seinen Lippen berührte.

Er selbst drückte auf die Stirnen der vorüber passirenden Damen nur sehr flüchtig bedeutungslose Küsse und kam in der Reihenfolge auch zu Flora, welche mit dem Lieutenant von Rapperswyl tanzte. Als er ihre Stirn mit seinen Lippen flüchtig berührte, fühlte er, daß sie ihren Kopf denselben entgegen drückte nnd so seinen Kuß gleichsam erwiederte.

Er mußte unwillkürlich lächeln und sie sah ihn mit schelmischen Augen freundlich an.

Flora war eine reizende Blondine, von zierlichem Wuchse und verhältnißmäßig üppigen Körperformen, die ihm sehr wohl gefallen haben würde, wenn er sie erblickt hätte, bevor er Miranda kennen gelernt hatte. Jetzt erregte sie nur ein ganz flüchtiges Wohlgefallen, das verschwand, sobald er an ihr vorüber war.

Endlich war diese Tour vollendet, er befand sich wieder mit Miranda zusammen und die Paare defilirten von Neuem in gemessenem Schritt durch den Saal.

Bei seinem Umgange an der Seite Miranda's erblickte er Ahrenberg, welcher mit Langenfeld zusammen stand und dem Tanze zusah.

Als er mit seiner Tänzerin bei ihnen vorüberschwebte, lächelten Beide und nickten ihm Beifall zu. Bald darauf ging die Polonaise in einen langsamen Walzer über, Oskar legte seinen Arm um Miranda's schlanke Taille und durchflog mit ihr den Saal.

Er bemerkte gar nicht, daß die übrigen Paare sämmtlich zu tanzen aufhörten und zur Seite traten, um ihn und seine Tänzerin mit bewundernden Blicken zu verfolgen.

Erst als die Musik schwieg, der Walzer zu Ende war und von allen Seiten ihm entgegen scholl, wurde er gewahr, daß er ganz allein getanzt und die übrige Ballgesellschaft das zusehende Publikum gemacht hatte.

Er führte sie zu einem Sitze und nahm neben ihr Platz. Beide saßen kaum, als Ahrenberg und Langenfeld heran traten und eine Unterhaltung eröffneten, der sich bald Herr von Rapperswyl und Flora anschlossen.

Es wurde beschlossen, daß man bei Tafel zusammen bleiben wollte und Miranda zwischen Oskar und Ahrenberg, Flora zwischen Langenfeld und Rappeswyl sitzen sollte.

Man hatte kaum Zeit gehabt, diese Verabredung zu treffen, als die Musik wieder ertönte und Tänzer und Tänzerinnen von allen Seiten herbei eilten, um sich an dem Vergnügen zu betheiligen.

Auch Oskar und Miranda, Rapperswyl und Flora erhoben sich, um sich zur rechten Zeit der Colonne anzuschließen und Ahrenberg blieb mit Langenfeld allein.

„Es geht süperb," sagte Ahrenberg und rieb sich die Hände, „Alles fügt sich ganz nach Wunsch und die alte Excellenz wird vollkommen zufrieden gestellt sein."

„Ja," erwiderte Langenfeld, „die Sache macht sich ganz hübsch und wird uns, hoffe ich, erkleckliche Vortheile bringen."

„Dir wenigstens gewiß," entgegnete Ahrenberg, „wenn Du den Intentionen des Geheimraths behülflich bist. Er wird Alles freigebig unterstützen, was als Mittel dazu dienen kann.

„Du wirst also immer mit Sicherheit auf seinen Beistand in jeder Art rechnen können, wenn Du etwas für diese Absicht Zweckmäßiges unternimmst und ausführst, und je nachhaltiger die Folgen eines von Dir in's Werk gesetzten Planes sind, um so höher wird die Generösität der alten Excellenz steigen. Da hast Du die einfache Richtschnur für Dein Benehmen in Bezug auf Oskar. Für jetzt ist nichts Anderes und Besseres zu thun, als die Liebesflammen zu schüren, welche ihn offenbar, wenn auch ohne daß er es bis jetzt weiß, bereits auf das Heftigste ergriffen haben."

„Laß nur gut sein," entgegnete Langenfeld, „wir wollen die Sache so machen, daß der Geheimrath vollkommen zufrieden sein soll."

„Soll mich von Herzen freuen," sagte Ahrenberg und lächelte. „Uebrigens habe ich für Oskar noch eine hübsche Reserve."

„Wie meinst Du das, ich verstehe Dich nicht," erwiderte Langenfeld.

„I nun," lächelte Ahrenberg, „die kleine Flora ist sterblich in Oskar verliebt."

„Was Du sagst! Ist das auch in der That wahr?"

„Ich bin meiner Sache gewiß," entgegnete Ahrenberg, „und Flora ist ganz dazu geschaffen, Oskar auf andere Gedanken zu bringen, falls die Sache mit Miranda einen allzu ernsten Verlauf nehmen sollte. Es kann nicht im Plane und im Interesse Sr. Excellenz des Geheimraths liegen, daß Oskar sich allzu frühzeitig bindet, sollte also Etwas der Art auf das Tapet kommen, so muß dem mit dem größten Nachdrucke entgegen gearbeitet werden und Flora ist ein ganz vortreffliches Werkzeug für eine solche Absicht. Sie besitzt alle Eigenschaften, unseren jungen Mann in einen Strudel zu stürzen, in welchem er sich selbst und die ganze übrige Welt vergißt."

„Ha! ha! ha!" lachte Langenfeld, „und der arme Rapperswyl, der sich so große Mühe um das Mädchen giebt?"

„Rapperswyl ist ein Thor!“ entgegnete Ahrenberg, „auf der einen Seite ist er voll begehrlicher Wünsche und auf der anderen fehlt ihm zur Verwirklichung derselben die nothwendige Energie. Du hast ja gehört, was ihm Flora geantwortet hat, als er auf der Probe mit ihr hinter den Coulissen promenirte. Er wird nun und nimmermehr zum Ziele gelangen und es ist vielleicht gut, wenn er einmal eine practische Lehre bekommt; vielleicht verhilft ihm das zu demjenigen, was ihm fehlt und es ihm unmöglich macht, zu siegen. Aber still, der Tanz ist aus und die Paare kommen zurück. Kein Mensch darf jetzt ahnen, was im Schooße der Zukunft liegt und von uns für sie vorbereitet wird. Also die höchste Vorsicht Langenfeld, kein Blick, keine Miene, geschweige denn ein Wort darf verrathen, was Du weißt oder vermuthest. Du würdest nur Dir selbst Schaden thun, wenn Du das jemals vergäßest und Du kennst die Macht der Excellenz, also nochmals Vorsicht! Ich würde Dir übrigens nicht ein Wort von dem Allen mitgetheilt haben, was Du jetzt weißt, wenn es nicht des gemeinsamen Zusammenhandelns halber durchaus nothwendig wäre.“

„Sei unbesorgt, Ahrenberg,“ sagte Langenfeld, „ich habe mich selbst viel zu lieb, als daß ich dumme Streiche dieser Art begehen sollte.“

„Ich glaube und vertraue Dir,“ erwiderte Ahrenberg, „doch still, denn da kommen sie. Sieh nur, wie Oskar von Glück gleichsam strahlt, er ist ganz umgewandelt.“

„Freilich,“ sagte Langenfeld, „und Miranda ist auch eine ganz Andere geworden. Sie schwebt mehr, als sie geht, und über ihrem ganzen Wesen ist ein ganz eigenthümlicher Schimmer verbreitet, von dem keine der übrigen hier versammelten Damen umleuchtet wird.“

„Es scheint Vetter,“ rief der Rittmeister dem herankommenden Oskar zu, „daß Du Dich ganz gut amüsirst!“

Diese Worte verletzten offenbar Oskars aufgereiztes Gefühl. Er antwortete mit einem kühlen „O ja, der Ball ist sehr schön“ und setzte sich dann schweigend neben Miranda, die eben Platz genommen hatte.

Dies Schweigen Oskars belehrte Ahrenberg, daß er einen Fehler gemacht habe, so klug und vorsichtig er bisher zu Werke gegangen war.

„Der junge Herr sind ja ungemein empfindlich!“ dachte er. „Nun, nun, das wird sich geben, es ist die Empfindlichkeit seraphischen Gefühls der ersten Liebe und das will vorläufig geschont sein. Ich muß meine Uebereilung wieder gut machen.

„Es tanzt sich in diesem Saale sehr gut,“ nahm Langenfeld das Wort und wendete sich mit dieser Bemerkung an Miranda.

„Außerordentlich," entgegnete sie, „man glaubt förmlich der Boden unter den Füßen sei elastisch."

„Es dürfte nicht Jedem so vorkommen," nahm Ahrenberg das Wort.

„Und weshalb nicht?" fragte Oskar.

„Weil nicht jedes Paar die hohe Virtuosität im Tanzen besitzt, welche Ihr Beide, Deine Dame und Du, zum freudigen Erstaunen der gesammten Ballgesellschaft entwickelt habt."

„Es ist wahr," sagte Langenfeld, „alle Mittänzer traten zur Seite und überließen dem Fräulein und Ihnen, Herr Baron, das Feld allein, nur um sich an der Künstlerschaft zu ergötzen, mit welcher Sie Beide tanzten."

Hier wurde das beginnende Gespräch durch die Musik unterbrochen, welche die Tanzlustigen zu neuen Vergnügungen aufrief, eine Aufforderung, welcher Oskar und Miranda augenblicklich Folge leisteten und sich entfernten.

Ahrenberg blickte den davon Eilenden mit spöttischem Lächeln nach und sagte zu Langenfeld:

„Das geht im sausenden Galopp vorwärts und wir werden sie an's Ziel bringen, ehe sie sich dessen versehen. Mir ist's ganz recht! Was der Tanz begonnen, soll die Abendtafel vollenden."

Er zog seine Uhr und sah nach der Zeit; dann fügte er hinzu:

„Noch ein Paar Tänze und die große Pause tritt ein, in welcher es zur Tafel geht. Laß uns dafür sorgen, daß das Feuer der Seele durch das des Weines im gehörigen Grade unterstützt wird und der Sieg ist unser."

„Daß der Wein nicht geschont werden soll," sagte Langenfeld mit Lachen, „laß meine Sorge sein. Wozu wären denn die Gesundheiten und die Toaste da! Wir wollen deren eine hübsche Menge ausbringen und alle müssen von der Art sein, daß ein volles Glas getrunken werden muß. Das wird schon einheizen, und das Blut unseres jungen Löwen in die gehörige Stellung bringen. Ich bin nur neugierig, wie er sich morgen benehmen wird, wenn der heutige Rausch vorüber ist. Ha! ha! ha! —"

„Was dann kommen wird," erwiderte Ahrenberg, „glaube ich vorher zu wissen. Du darfst aber nicht etwa denken, daß Oskars Rausch schon morgen vorüber sein wird! Bewahre, steigern wird er sich so lange bis —"

„Nun? bis?" fragte Langenfeld neugierig, da Ahrenberg schwieg.

„Nun bis das letzte Ziel erreicht ist und die himmlische Empfindung in der irdischen untertaucht. Dann erst kommt die Ernüchterung,

aber dann," setzte er mit sarkastischem Lächeln und spöttischem Tone hinzu, „dann Freund Oskar, ist es zu spät — — ja, ja, leider zu spät! — Hat er nur erst die Quintessenz der Liebe einmal gekostet, so wird er immer weiter und weiter getrieben werden und unser Plan wird ganz von selbst gelingen."

„Du sprichst immer von unserem Plan, der ausgeführt werden soll," sagte Langenfeld, „und ich weiß von keinem Plane. Worin besteht er denn?"

„Dein Gedächtniß muß sehr schwacher Natur sein," erwiderte Ahrenberg, „oder der Wein macht Dich vergeßlich, daß Du diese Frage an mich richtest.

„Habe ich Dir nicht gleich anfangs die Intentionen der alten Excellenz mitgetheilt?

„Der junge Mensch soll für die diplomatische Carriere vorbereitet und ausgebildet werden. Die Ansichten des Lebens aber und die Grundsätze, von denen Oskar bis jetzt erfüllt war oder ist und geleitet wird, passen durchaus nicht in die Sphäre, für welche er bestimmt ist. Sie müssen also auf das Gründlichste und Vollständigste ausgerottet werden; denn mit solchen kleinbürgerlichen, philisterhaften Grundsätzen, wie sie Oskar bis jetzt hat, wird er nicht weit kommen. Und weit bringen soll er es, das ist die Absicht seines Oheims und seiner Tante.

„Seine Mutter freilich wird bei ihrer armselig spießbürgerlichen Gesinnung die Hände über den Kopf zusammenschlagen und in ungeheuren Zorn gerathen, ihn einen entarteten Sohn nennen und aus ihrem Herzen verbannen; aber das schadet nichts. Denn erstens kommt auf das Gebahren einer so beschränkten Frau, deren Begriffe nicht über ihre Hausschwelle hinausgehen, wenig oder gar nichts an, und zweitens wird sich ihre Trauer und ihr Zorn bald legen, wenn sie die Folgen der Erziehung, welche seines Oheims Weisheit ihm geben will, sehen und ihren Sohn in einer hohen Staatsbedienung, geehrt und geachtet vor aller Welt, erblicken wird.

„Bis dahin wird es freilich noch manchen harten Sturm geben und mancher verzweifelte Kampf durchgefochten werden müssen. Aber ich verlasse mich auf die Tante Aurelie und den Oheim Excellenz und denke mit deren Hülfe wird Alles zu überstehen sein. Also nur muthig vorwärts! Dem Kühnen hilft das Glück.

„Thu Du nur das Deinige, Freund Langenfeld, dann wird auch die alte Excellenz das Ihrige für Dich thun, darauf kannst Du rechnen."

In diesem Augenblicke verkündete ein rauschender Tusch des Or-

chesters den Schluß des Tanzes nnd gleich darauf riefen Trompetenfanfaren zur Tafel.

„Komm,“ sagte Ahrenberg und declamirte mit humoristischem Pathos: „Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen.“

Mit diesen Worten erhob er sich und begab sich, von Langenfeld begleitet, aus dem Tanzsaal in das Speisezimmer.

Dreizehntes Kapitel.

Don Juan in heiterer Gesellschaft.

Der Saal, in welchen nun die heitere Gesellschaft zusammenströmte, bot einen überaus glänzenden Anblick dar und man mußte zugeben, daß der Eigenthümer des Locals alles Mögliche gethan hatte, um seinen reichen und zum Theil vornehmen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Hunderte von Gasflammen erleuchteten den Raum und verbreiteten eine Helligkeit, die dem schönsten Sonnenscheine gleich war. Ein Wald blühender Orangenbäume, von denen die Tafel in einem weiten Kreise umgeben war, sandte seinen berauschenden Duft durch den Saal und Moosguirlanden, zwischen denen hohe Spiegel in reich vergoldeten Rahmen hervorleuchteten, schmückten die Wände ringsum. Ein dichter Vorhang von Epheu und anderen Schlingpflanzen verdeckte das Orchester, auf welchem die Musiker Platz genommen hatten, und die Tafel selbst war mit den seltensten und duftigsten Topfgewächsen geschmückt. Im tiefsten Hintergrunde des Locales, und zwischen den Orangenbäumen, standen, in ihren verschiedenen reich galonnirten Livreen, die Diener der an dem Feste theilnehmenden Herrschaften und warteten des Augenblickes, in welchem ihre Thätigkeit beginnen sollte.

Während das unsichtbare Orchester die prächtige Ouvertüre zu Webers Euryanthe spielte, ordnete sich die Gesellschaft auf ihren Plätzen, je nachdem die Verabredungen in dieser Beziehung vorher getroffen waren, und so bildete sich ganz von selbst und natürlich eine Anzahl kleinerer, harmonisch zusammengehöriger Kreise.

Wie Ahrenberg es angeordnet hatte, so war es auch ausgeführt

worden. Miranda saß zwischen ihm und Oskar, und ihnen gegenüber Flora zwischen Rapperswyl und Langenfeld.

Im Anfange ging es, wie bei allen Tischgesellschaften, etwas still her; denn ein jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und die Musik, die nach kurzen Zwischenpausen immer wieder zu spielen begann, bildete die einzige Unterhaltung.

Das Schweigen verlor sich indessen bald, und machte, nachdem die ersten Bedürfnisse des Magens befriedigt waren, einer lebhaften, allseitigen und heiteren Unterhaltung Platz.

Auch in dem kleineren Kreise, zu welchem Ahrenberg und Oskar gehörten, ward die Unterhaltung lebhafter und diese Lebhaftigkeit steigerte sich in demselben Maße, als der Wein seine Wirkungen zu äußern begann und das Blut feuriger in den Adern rollte.

„Es geht doch nichts über den Tanz!“ rief die kleine, bewegliche Flora aus. „Wenn ich tanze, habe ich immer die Empfindung, als flöge ich, und sei gänzlich von der Nothwendigkeit befreit, die Füße auf die Erde zu setzen, um mich von einem Orte zum andern zu bewegen.“

„Ich kann mir wohl denken, daß Sie etwas der Art fühlen,“ sagte Langenfeld lachend, „wenn Sie auf dem Theater tanzen. Die künstlichen Wendungen, Schwingungen und Sprünge, welche dort ausgeführt werden, haben öfter mit dem Fluge eines Vogels, der bald in die Höhe steigt und bald sich aus dieser herabsenkt, eine Art Aehnlichkeit. Ich muß aber offen gestehen, daß mich häufig ein anderer Gedanke erfaßt, den ich nur mit Mühe wieder verscheuchen kann, und welcher mir den Tanz, während Alles in lauten Beifallsjubel ausbricht, so komisch erscheinen läßt, daß es mich Anstrengung kostet, das Lachen zu unterdrücken.“

„Da wäre ich doch begierig,“ erwiederte Flora, „was das für eine Vorstellung sein könnte.“

„Daß die Tänzer und Tänzerinnen lebendig gewordene Gummibälle sind, die man angeputzt hat, und die, nun einmal geworfen, rastlos hin und herspringen. Dieser Gedanke ergreift mich stets dann besonders, wenn ein Tänzer immer höher und höher springt und jedesmal genau wieder auf demselben Puncte den Boden berührt, um ihn sogleich wieder mit einem noch höheren Sprunge zu verlassen. Dann ist der Gummiball in optima forma da.“

„Das ist aber doch eine etwas eigenthümliche und jedenfalls sehr einseitige und höchst prosaische Anschauung der Kunst,“ sagte Rapperswyl, der zu bemerken glaubte, daß Flora über Langenfeld's Aeußerung etwas pikirt sei. „Sie könnte höchstens bei dem sogenannten Grotesk-

tänzer den Schein einer Art von Berechtigung haben und auch da nicht einmal; denn mich dünkt, daß es viel näher liegt, die Schnellkraft der Muskeln, die bei aller Anstrengung bewahrte Grazie und die Präcision, mit welcher das Ganze ausgeführt wird, zu bewundern, als auf solche Gedanken zu verfallen."

„Sie mögen darin wohl Recht haben, Herr Lieutenant," erwiderte Langenfeld, „aber ich kann mir nicht helfen, der Gedanke kehrt unabweislich wieder, so oft ich dergleichen Leistungen sehe. Und das ist nicht bloß bei Grotesktänzern der Fall, sondern auch wenn zum Beispiel eine Tänzerin vom Hintergrunde des Theaters her mit großen Sprüngen bis an die Lampen fliegt.

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Vorstellung, wie Sie sagen, eine äußerst prosaische ist; allein ihr Ursprung ist darum doch ein, wie mich dünkt, berechtigter. — Es ist nämlich nur ein, wie Sie sehr richtig bemerken, grotesker Ausdruck für die Forderung, daß jede künstlerische Production einen geistigen Hintergrund haben müsse. Welchen geistigen Hintergrund haben nun diese Sprünge, der ihnen eine Berechtigung zu ihrem Dasein gäbe?"

„Mein Gott, Baron! Wie betrachten Sie die Dinge! Wenn Sie denn von All und Jedem, was producirt wird, einen geistigen Hintergrund verlangen, von dem es sich abheben soll, was ist dann die Kunst des Ringens, des Fechtens oder des Schwimmens?"

„Ich bin auch keinesweges eben sehr geneigt," entgegnete Langenfeld, „den von Ihnen eben genannten Dingen zuzugestehen, daß sie ein eigentliches Anrecht auf den Titel „Kunst" hätten. Ich möchte vielmehr allen diesen Productionen weit lieber das Prädicat „Fertigkeit" geben, weil sie in der That nichts anderes sind, als eine leere Fertigkeit des Körpers, deren virtuose Darlegung wohl Anerkennung finden kann, als solche, aber nicht auf das Prädicat Kunst Anspruch zu machen berechtigt ist. Zu diesen körperlichen Fertigkeiten rechne ich denn auch den Tanz, und das Höchste, was ich ihm, wie allen übrigen Körperfertigkeiten zugestehen kann, ist Virtuosität."

„Ah, mein lieber Baron," sagte Ahrenberg, „darin gehen Sie denn doch zu weit und machen nicht den nöthigen Unterschied. Die rohe Ausübung einer Sache, welche sie auch sein mag, hat freilich keinen Anspruch darauf, für Kunst angesehen zu werden, selbst dann nicht, wenn solche Produktion in ihrer Weise bei den Zuschauern Interesse erregt.

„Der Seiltänzer zum Beispiel, der vor dem versammelten Publikum seine, oft mit Lebensgefahr verbundenen Produktionen zum Besten

giebt, erregt ohne alle Frage in Jedem ein hohes Interesse, aber es ist nicht dasselbe Interesse, welches der Künstler in uns wach ruft.

„Der Seiltanz erregt ein aus Angst und Neugier gemischtes Interesse; man ängstigt sich über die augenscheinliche Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebt, und ist doch neugierig ob er, der mit solcher Sicherheit ein lebensgefährliches Experiment unternimmt, dasselbe glücklich zu Ende führen werde. Es ist ein rein körperlicher Nervenreiz, welchen der Seiltänzer hervorruft und das Aufhören dieses Nervenreizes, welches eintritt, sobald der Mensch sein gefährliches Unternehmen glücklich zu Stande gebracht hat, ist der Grund der Befriedigung, die man empfindet.

Er wollte weiter sprechen, ward aber durch den Präsidenten der Tafel, den Herrn von Mauseda unterbrochen, der mit dem Messer an sein Glas schlug und dadurch zur allgemeinen Ruhe aufforderte.

Als die Gäste sämmtlich schwiegen, erhob er sich, hielt sein Glas in die Höhe und sagte mit seiner trockenen heiseren Stimme:

„Erlauben Sie mir meine Herren und Damen, daß ich die erste Gesundheit bei unserm fröhlichen Feste ausbringe.

„Wir sitzen hier sorglos und heiter beim fröhlichen Mahle und freuen uns des schönen Genusses, der uns zu Theil wird: freuen uns, daß unser Leben eine glückliche Aufeinanderfolge ruhiger Tage und ergötzlicher Stunden ist und daß wir ungestört von Gefahr, Unruhe oder Schmerz unsere Zeit verleben. Keine finstere Wolke bedroht uns, kein schreckenerregendes Ereigniß darf sich nahen und nichts trübt den Genuß unseres Daseins.

„Das hohe Glück, diese beneidenswerthe Sicherheit, wem verdanken wir sie, als dem Manne, welchen die Vorsehung an die Spitze unseres Staates gestellt; dem Manne, der mit heldenmüthigem Geiste, hoch betagt, der drohenden Gefahr ebenso kühn als besonnen entgegentrat; dem Manne, welcher den Sieg an seine Fahnen zu fesseln wußte und seinem Volke die Stellung in Europa zu geben verstand, welche demselben vermöge der Geisteskraft und Bildung gebührt, die ihm inne wohnt.

„Ist es noch nöthig, diesen Mann, diesen lorbeergekrönten Helden, diesen wahrhaften Vater seines Volkes näher zu bezeichnen?

„Nein, sein Name schwebt auf allen Lippen, thront in allen Herzen! Es lebe König Wilhelm I., der sieggekrönte Held, der weise Herrscher, der edle Mensch, dem Deutschland Ruhm, Macht und Einigkeit verdankt, er lebe hoch!"

Ein wahrer Donnersturm des Jubels erhob sich nach diesen Wor-

ten, Alle stimmten begeistert in dieses Hoch ein und die Gläser klangen laut und hell dazwischen.

„Ja es ist eine große Zeit, in der wir leben, es waren hohe, erhebende Gefühle, die uns in der Zeit des Kampfes und der Gefahr beseelten," rief Oscar von Wildenburg mit blitzenden Augen und hochgeröthbeten Wangen aus, „die uns das volle Bewußtsein gaben, daß wir der Väter würdig und ihnen ebenbürtig sind, und ich bedaure aufrichtig, daß mir es die Verhältnisse unmöglich machten, an dem Siegesfluge meiner Vaterlandsgenossen Theil zu nehmen. Aber ich war nichts desto weniger mit Leib und Seele bei ihnen, und ein edler Neid nagte an meinem Herzen, eine patriotische Trauer erfüllte mein Gemüth, daß ich gezwungen war, den großen Tagen unsterblicher Thaten fern zu bleiben."

„Beruhige Dich, lieber Vetter," sagte Ahrenberg nicht ohne einen leichten Anflug kaum verhehlter Ironie, „es ist noch nicht aller Tage Abend und Du wirst immer noch das wider Willen Verabsäumte nachholen können. Es braucht nicht gerade das Schwert zu sein, vermittelst dessen es geschieht, es kann auch durch die Feder Großes in's Werk gesetzt werden. Der Mann im Cabinet, wenn er auch Tinte statt des Blutes vergießt, ist nicht weniger ein Held, wie der Mann im Felde, der seine Thaten mit Blut schreibt und eine geistige Niederlage, die man dem Feinde beibringt, ist ebenso ruhmreich und öfter bei Weitem nachhaltiger und entscheidender als die größte gewonnene Feldschlacht. Ein Jeder ist bestimmt, dem Vaterlande auf seine besondere, eigenthümliche und von Allen verschiedene Weise zu dienen, die Mittel und Kräfte, welche er dazu verwendet sind gleichgültig und es ist gleich ehrenvoll dem Vaterlande seinen Kopf oder seinen Arm zu weihen.

„Du hast Recht, Vetter, vollkommen Recht," erwiderte Oskar mit Feuer, „und ich will nnd werde es nach besten Kräften thun. Mein ganzes Leben sei dem Vaterlande geweiht und jeder Augenblick dazu bestimmt, ihm nützlich zu werden. Ich bin hierher gekommen, mich in den Stand zu setzen, später dem Vaterlande ersprießliche Dienste zu leisten, und werde allen Fleiß mit Beharrlichkeit darauf verwenden, meine Kenntnisse zu vermehren, die Talente, welche mir die gütige Natur verliehen haben sollte, auszubilden, um dereinst ein guter Sohn und guter Bürger des Landes zu sein, dem ich anzugehören das Glück habe."

„Das sind sehr schöne, sehr lobenswerthe Vorsätze, lieber Vetter, entgegnete Ahrenberg, „in denen man Dich nur bestärken kann, aber vergiß dabei nur nicht, daß Kenntnisse und Talent allein nicht ausreichen, aus diesen Vorsätzen Thaten zu machen.

„Es ist ganz richtig, daß Kenntnisse und Talent die nothwendigen Voraussetzungen, die unerläßlichen Bedingungen sind, um sich zu Thaten vorzubereiten oder vielmehr um deren Ausführung zu ermöglichen; zur Ausführung derselben aber gehört noch etwas ganz anderes als Talent, Charakter, und diesen sich anzueignen, ist die erste, nothwendigste Aufgabe für den Mann, der einstens wirken und handeln will. Character erwirbt man sich aber nicht in der Studirstube, hinter den Büchern oder in den Hörsälen der Professoren, sondern nur im lebendigen Wogenschlage des bewegten, stets anders gestalteten Lebens.

„Schon Göthe sagt mit Recht:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Doch ein Character in der Welt sich aus."

„und Tiek sagt vollkommen wahr: „ein Talent ohne Charakter muß nothwendig seinem Untergange entgegen gehen."

„Die Hauptsache also ist, nicht Kenntnisse zu erwerben, so nützlich sie auch sind, sondern sich Character anzueignen, den nur das Leben giebt. Und das Leben liegt vor Dir, unmitttelbar und es verhält sich vollständig, wie der Dichter sagt:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

„Also mein Freund, frisch darauf los, darauf laß uns trinken! Es lebe das Leben!"

Alle stießen an und als Oskars und Miranda's Augen sich beim Anklingen mit den Gläsern begegneten, blickten Beide sich fest mit glühenden Augen an.

Während dessen ging das Mahl seinen Gang weiter; Gesundheiten wurden ausgebracht, getrunken und erwiedert, die Heiterkeit stieg immer höher und höher, man stimmte Gesänge an und hielt Reden, die Unterhaltung wurde lebhafter, ungezwungener und freier und dazwischen brausten die bald muthigen und stolzen, bald weichen und schmelzenden Klänge des Orchesters.

Dieses Gewirr, die wachsende Heiterkeit und Ungebundenheit der Gesellschaft, der Genuß des feurigen Weines, der stete Anblick so vieler weiblicher Schönheiten und vor Allem die zauberhaft auf ihn wirkende Nähe eines so wunderbar reizenden Wesens, wie Miranda, übten einen berauschenden Einfluß auf den jungen lebenskräftigen Oskar von Wildenburg aus.

Er stand auf, ergriff sein volles Glas Champagner und rief aus, während sein feuriges, liebetrunkenes Auge auf den schönen Formen Miranda's weilte:

„Ich bringe dies Glas der Liebe, der Wurzel alles irdischen und geistigen Lebens, diesem Feuerfunken des Prometheus, diesem allbelebenden Lichte, welches den Geist erleuchtet und den Körper durchglüht; der Poesie, welche uns dem Schöpfer gleich stellt und uns eine eigene Welt giebt, Gerechtigkeit darin zu üben; der Sprache des Geisterreichs, der Musik des Lebens, dem Schlüssel zu allen Hieroglyphen des Daseins! Ein Hoch der Liebe!"

Er stieß mit Allen an und trank sodann das Glas auf einen Zug aus, während sein Blick fest auf Miranda gerichtet war.

Diese, durch den Wein und die Gesellschaft gleichfalls im höchsten Grade aufgeregt, erwiederte seinen glühendeu Blick mit ihrem feurigen Auge und leerte ihr Glas ebenfalls in einem Zuge.

Ahrenberg warf dem Baron Langenfeld einen bedeutsamen Blick zu und lächelte still vor sich hin, während er sich scheinbar so eifrig mit Rapperswyl und Flora unterhielt, daß es den Anschein gewann, als bemerke er nicht das Mindeste von Demjenigen, was um ihn her vorging.

Auch Langenfeld wußte sich auf eine geschickte Art in das Gespräch zu mischen und dadurch den Glauben in Oskar und Miranda zu erregen, als seien sie gänzlich unbeachtet.

Flora indessen konnte sich nicht enthalten, theils von einer Art Eifersucht, theils von Uebermuth gestachelt, einige leichte spöttische Bemerkungen zu machen, die sie an Rapperswyl addressirte.

„Ein junger Mann, der von kühnem Feuer und lebendiger Gluth, so zu sagen, übersprudelt, ist ein angenehmer und liebenswürdiger Anblick; angenehm, weil er süße Gefühle und Wünsche in uns selbst erregt, und liebenswürdig, weil unsere Phantasie uns an die Stelle derjenigen setzt, welche dieses Feuer und diese Gluth erregt."

„Sollten Sie sich wirklich mit diesem Scheinbilde begnügen und zufrieden geben können, mein Fräulein?" fragte Ahrenberg in etwas ironischem Tone.

„Sollten Sie es nicht vorziehen," fuhr er mit einem spöttischen Seitenblicke auf Rapperswyl fort, „selbst die Sonne zu sein, welche Eisberge schmilzt, anstatt blos eine Sonne zu betrachten, die einen Brand erregt?"

„Einen Eisberg schmelzen wollen," entgegnete Flora rasch mit spöttischer Miene, „wäre unklug; denn er würde zu Wasser werden und mich ertränken. Trockenes Holz fängt freilich schnell Feuer und verbrennt; es bleibt aber nichts als todte Kohlen und Asche, die zu nichts zu gebrauchen sind und das Strohfeuer wärmt nicht einmal! deshalb muß ich bitten, mich mit Beiden zu verschonen."

Ahrenberg lachte und nickte mit dem Kopfe.

Unterdessen war die Festtafel zu Ende und ein voller Tusch des Orchesters verkündete den Schluß derselben. Die Gesellschaft erhob sich unter Lachen und Scherzen von ihren Sitzen, und kurz nachher erscholl aus dem Nebensaale bereits wieder Musik, die zu neuem Tanze einlud.

Auch Ahrenberg, Langenfeld, Oskar, Miranda und Flora nebst Rapperswyl waren von der Tafel aufgestanden und schritten paarweise dem Ballsaale zu.

„Nun gilt es aufpassen," flüsterte Ahrenberg dem neben ihm gehenden Langenfeld zu; „denn mir ahnt, daß die Schlußscene des ersten Aktes von der Komödie, die im Gange ist, noch heute und hier abgespielt werden wird."

„Das glaub' ich auch," erwiderte Langenfeld ebenso leise. „Der junge Löwe hat Blut geleckt, die Gesellschaft, das Gespräch, der Tanz und der Champagner haben ihn aufgeregt und seinen Muth entflammt, und Miranda's Reize haben ihn vollständig bezaubert."

„Du hast ganz richtig beobachtet," entgegnete Ahrenberg, „und deshalb darf uns nichts entgehen. „Aber wir müssen dabei äußerst vorsichtig sein; keines von Beiden darf das Geringste merken, sonst haben wir unser Spiel verloren und die Italienerin ist schlau."

„Aber sie ist auch leidenschaftlich," sagte Langenfeld, „und wenn ich anders recht gesehen habe, so ist sie nicht weniger entbrannt, als unser junger Zögling."

„Möglich," antwortete Ahrenberg; „bei alledem ist ihr aber nicht zu trauen, wie überhaupt keinem Weibe, welches liebt; denn sonderbar genug, die Liebe, welche uns Männer dumm und witzlos macht, läßt sie klug und scharfsinnig werden."

Während dieses Gespräches waren die beiden Verbündeten in den Tanzsaal getreten, in welchem die Paare schon wieder sich im raschen Wirbel drehten.

Sie durchspähten den Saal und musterten die Tänzer, aber vergebens; Oskar und Miranda waren nirgend zu finden.

„Sie sind verschwunden," sagte Langenfeld und zuckte die Achseln.

„Um so eifriger müssen wir suchen," entgegnete Ahrenberg; denn es ist von Wichtigkeit, daß wir der alten Excellenz unseren ersten Erfolg möglichst detaillirt melden können. Aber nochmals, Langenfeld, die äußerste Vorsicht."

„Ja, ja," erwiderte dieser, „ich dächte, Du kennst mich. Ich werde gewiß, wenn nicht ein ganz besonderes Unglück die Hand im

Spiele hat, keinen Fehler der Art begehen, der uns compromittiren oder unsere Sache gefährden könnte."

Nach diesen Worten wollte er sich entfernen. Ahrenberg hielt ihn am Arme zurück und sagte:

„Halt, mir fällt Etwas ein. Fritz hat uns ja bei der Tafel bedient. Vielleicht kann er uns auf die Spur helfen; er ist ein schlauer Bursche. Geh, suche ihn auf, Langenfeld, und bring' ihn hierher."

„Das soll bald geschehen sein," erwiderte dieser und ging. Nach wenigen Minuten erschien er wieder und der Diener folgte ihm auf dem Fuße.

Ahrenberg winkte dem Letzteren und sagte, als er dicht herangetreten war, mit leiser Stimme:

„Fritz, hast Du nicht den jungen Baron von Wildenburg gesehen?"

„Ja wohl, gnädiger Herr," entgegnete der Diener mit schlauem Lächeln, „er hat so eben den Tanzsaal verlassen."

„In Gesellschaft einer sehr schönen, jungen Dame, nicht wahr?" fragte Ahrenberg und setzte lächelnd für sich hinzu: „ich habe mir es wohl gedacht."

„Mit einer Dame?" fragte Fritz verwundert und fuhr dann, ohne die Antwort abzuwarten, fort: „Nein, gnädiger Herr, der junge Baron war allein und schien große Eile zu haben."

Bei diesen Worten des Dieners murmelte Ahrenberg für sich hin: „allein! hm, sonderbar!" dann wendete er sich wieder zu Fritz und sagte laut:

„So, allein also, und durch welche Thür?"

„Durch jene dort," erwiderte der Diener und zeigte auf die den Sprechenden gerade gegenüber gelegene.

„Hm!" sagte Ahrenberg, „die führt auf der einen Seite nach dem Garten hinunter und auf der anderen nach den Nebensälen. Und die junge, schöne Dame hast Du nicht gesehen?"

„Welche Dame, gnädiger Herr?" fragte der Diener.

„Nun," erwiderte Ahrenberg, „die bei Tafel neben meinem Vetter, dem jungen Baron, saß."

„Nein, gnädiger Herr."

„Und weißt auch nicht, wo sie geblieben, oder was aus ihr geworden ist?"

Der Diener zuckte die Achseln.

Es entstand eine Pause, in welcher Ahrenberg ganz in Nachsinnen verloren schien. Plötzlich aber fuhr er aus seinen Gedanken auf und sagte lächelnd:

„Ah, das ist eine abgekartete Sache! Geh hinunter Fritz und

durchsuche den Garten; geh' dabei aber hübsch vorsichtig zu Werke, daß Du nicht etwa bemerkt wirst. Wenn Dir etwas Ungewöhnliches aufstößt, so rapportirst Du augenblicklich."

„Sehr wohl, gnädiger Herr, und in Betreff meiner Vorsicht können der Herr Baron ohne Sorgen sein," antwortete Fritz mit schlauem Lächeln und entfernte sich.

„Wo denkst Du hin, Ahrenberg," sagte Langenfeld, als Fritz fort war, „wer wird beim Beginne des Novembers noch den Garten besuchen!"

„Nun, nun, bei dem Feuer der beiden Verliebten ist Alles möglich, und eine Inbetrachtnahme auch der unwahrscheinlichen Dinge hat noch niemals geschadet. Nun aber komm ohne Zeitverlust; wir wollen die Nebensäle absuchen. Nimm Du die auf der rechten Seite, und ich will die auf der linken durchspähen. Im Speisesaal treffen wir dann wieder zusammen."

Sie trennten sich nach dieser Verabredung und ein Jeder verfolgte den ihm angewiesenen Weg.

Was war aber inzwischen mit Miranda und Oskar vorgegangen?

Als die Tafel aufgehoben worden war und die Gesellschaft sich in den Tanzsaal zurück begab, nahmen auch Oskar und Miranda, gleich den Uebrigen, diesen Weg.

Vor ihnen gingen Rapperswyl mit Flora, und Ahrenberg nebst Langenfeld folgten beiden Paaren.

Flora konnte es kaum erwarten, von Neuem der Terpsichore zu huldigen und trieb Rapperswyl so schnell wie möglich vorwärts, so daß Beide, gleich nach ihrem Eintritte in den Tanzsaal, sich von ihren bisherigen Genossen trennten und in dem Gewühle der Tanzenden verschwanden.

Auch Oskar versäumte nicht, als er mit Miranda den Tanzsaal wieder betrat, diese aufzufordern, sich mit ihm den Reihen der in raschem Walzer Dahinfliegenden anzuschließen, allein Miranda schüttelte leicht den herrlichen Lockenkopf und sagte:

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron, wenn ich, vorläufig wenigstens, Ihre Aufforderung ablehne. Ich wäre am Liebsten allein im Speisesaale zurückgeblieben, nachdem die Gesellschaft denselben verlassen hatte; denn ich bedarf nothwendig einiger Erholung."

„Es ist wahr," entgegnete Oskar, „die Hitze hier ist unerträglich, und man kann wohl eine Sehnsucht nach Abkühlung empfinden. So lassen Sie uns denn ein wenig promeniren und die Säle des Etablissements durchmustern. Ich bin zwar noch niemals hier gewesen und kenne daher die Localität gar nicht, sie wird aber hoffentlich kein

Labyrinth sein und jedenfalls kann uns die Musik als Ariadnefaden dienen, um uns wieder zurecht zu finden."

„Und welchen Minotaurus denkt der ritterliche Theseus in diesem Labyrinth zu erlegen?" fragte Miranda mit einem Anfluge von Heiterkeit.

„Einen jeden, der Sie bedroht, wenn Sie die Ariadne sein wollen," entgegnete Oskar mit Enthusiasmus.

Miranda antwortete nichts, sondern schien vielmehr plötzlich in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein und Beide schritten schweigend aus dem Tanzsaale in eines der zum Ausruhen oder zur Erholung bestimmten Nebengemächer.

Dies war ein kleiner, äußerst reizend ausgestatteter Salon mit zwei Thüren, deren eine in den daranstoßenden Tanzsaal, deren zweite aber zu anderen Nebengemächern führte.

An der Mittelwand des kleinen Saales stand ein reizendes Sopha, von einer künstlichen Epheulaube überwölbt, und rings umher blühten die herrlichsten exotischen Pflanzen, deren berauschender Duft das Zimmer erfüllte.

Ein großer Spiegel in reichem Goldrahmen schmückte die dem Sopha gegenüber befindliche Wand, und den Fußboden bedeckte ein herrlicher, in allen Farben prangender Teppich.

Die Musik tönte nur gedämpft durch die geschlossene Thür aus dem großen Saale herüber und schmeichelte anmuthig dem lauschenden Ohre.

Miranda ließ sich schweigend auf das schwellende Sopha nieder und schien immer noch ganz in Nachsinnen verloren zu sein. Was ging in ihrem Inneren vor? — Lauschte sie auf die süßen Töne der Musik? — Oder hatte sie sich so ganz den Gedanken hingegeben, welche ihre Seele durchflogen, daß sie Alles, auch ihren Begleiter, darüber vergaß?" — Und wenn dies der Fall war, welche Gedanken konnten es sein, die solchen übermächtigen Einfluß auf sie ausübten? —

Oskar stand vor ihr und betrachtete mit stillem Enthusiasmus und leuchtenden Augen die wunderbare Schönheit des vor ihm sitzenden Mädchens.

In seiner jugendlichen Brust wogten stürmische Gefühle, wie er sie früher niemals gekannt hatte.

Namenloses Entzücken, süßes Bangen, schmerzliche Wehmuth und stolzes Hoffen, seltsame Furcht und unnennbare Zuversicht wechselten, rasch auf einander folgend, in seiner aufgeregten Seele und stritten um die Herrschaft, ohne daß eine dieser Empfindungen sich auf die

Dauer halten konnte, sondern jede in raschem Wechsel bald siegte und bald den Platz räumte, um dann nur um so schneller zurückzukehren.

Alle diese durcheinander stürmenden Gefühle fesselten aber seine Zunge mit so unwiderstehlicher Macht, daß er lautlos dastand und nur seine Augen sprachen.

Endlich brach Miranda den schweren Bann des schwülen Stillschweigens, der bis dahin schwer auf Beiden gelastet hatte. Es schien, als habe sie nach langem Kampfe einen festen Entschluß gefaßt; denn sie sagte, während sie Oskar mit ihren strahlenden, dunklen Augen anblickte, in festem, aber ruhig milden Tone:

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, wenn ich Sie mit einer Bitte belästigen muß.“ Sie hielt inne, als erwarte sie irgend eine Antwort von Seiten Oskars.

Dieser aber blieb stumm und vermochte es nur zu einer Verbeugung zu bringen. Seine hochgespannten Gefühle, seine in all ihren Tiefen aufgeregte Seele, hatten eine ganz andere Anrede aus Miranda's Munde erwartet. Es war ihm zu Muthe, als würde er plötzlich gewaltsam aus einem herrlichen Traume geweckt und in die kalte, nüchterne Welt der Wirklichkeit und Convenienz zurückgeschleudert.

Miranda bemerkte den Eindruck ihrer Worte sehr genau, und es schien, als ob ein augenblicklicher scharfer Schmerz, wie tödtend, in ihren schönen edlen Gesichtszügen sichtbar würde. Sie faßte sich indessen so rasch und mit solcher Entschlossenheit, daß Oskar von dieser Bewegung ihres Gemüthes nichts sah, und fuhr dann in festem Tone fort:

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, für dieses Zeichen, das mich der Gewährung meiner Bitte versichert. Ich fühle mich von der Hitze dergestalt angegriffen, daß ich nothwendig irgend einer Erfrischung bedarf. Hätten Sie vielleicht die Güte, mir eine solche verschaffen zu wollen?“

„Mit der größten Freude,“ entgegnete Oskar, der sich so weit gefaßt hatte, daß er seiner inneren Bewegung Herr geworden war. „Ich werde sogleich einen Diener aufsuchen, der ein Glas Eis für Sie besorgen soll, und werde selbst eine solche Kühlung zu mir nehmen, denn die Gluth, die ich empfinde, ist unerträglich und ich muß sie dämpfen.“

Nach diesen wenigen Worten eilte er sogleich in den Tanzsaal zurück, um die Wünsche der Dame auf das Schnellste zu erfüllen.

Miranda sah dem Davoneilenden lange nach und ihre Züge nahmen einen schmerzlichen Ausdruck an. Sie hatte die geheime Bitterkeit, die unwillkürlich in Oskars Mienen lag, sehr wohl herausgefühlt und wurde von ihr auf das Empfindlichste berührt.

„Armer, junger Freund!“ sagte sie, indem sie sich von ihrem Sitze

erhob, ich wußte wohl, daß ich Dich verletzen würde, und weiß genau, daß der Schritt, welchen ich zu thun jetzt im Begriffe bin, Dich noch weit tiefer verwunden wird. Aber es muß sein, es muß Deinet- und meinetwegen sein.

„Ich fühle nur allzu deutlich, daß ich den süßen Schwüren, die auf Deinen Lippen schweben und aus Deinen Augen hervorleuchten, nicht widerstehen könnte, daß mein Herz mich hinreißen und Dein Geständniß mit meinem Gegengeständnisse belohnen würde, und das darf nicht sein, und hier am Wenigsten, wo Ahrenberg mich und Dich mit scharfen Blicken überwacht und uns zu belauschen bestrebt sein wird.

„Es wäre ein schweres Unheil, erführe er jetzt schon, von welchen Empfindungen mein Herz durchglüht ist, und hätte er die Gewißheit, daß Du mich liebst. Nein, das soll, das darf nicht sein — um keinen Preis. — Also fort, fort, ehe Oskar zurückkehrt! fort! —"

Sie eilte nach diesen Worten durch die Thür, welche zum Garten führte, und flog die wenigen Stufen, die sie hinunter zu steigen hatte, hinab. Als sie sich im Garten befand, suchte sie den Haupt-Eingang auf, stieg die Treppe desselben hinauf und suchte unter den im Vorsaale befindlichen Dienern und Dienerinnen ihre Kammerfrau auf. Als sie dieselbe gefunden hatte, befahl sie ihr, sogleich den Wagen vorfahren zu lassen, hüllte sich in ihren Mantel und stieg in die Kutsche, welche im schärfsten Trabe davon fuhr.

Unterdessen hatte Oskar nach langem Suchen und mit Mühe einen Diener gefunden, welchem er den Befehl gab, die Erfrischung in das Nebengemach zu bringen, das er ihm bezeichnete, und hatte sich dann wieder auf den Rückweg begeben.

Mit großer Anstrengung gelang es ihm, sich durch das Gedränge im Tanzsaale hindurch zu winden und die Thür zu erreichen, welche zu dem Salon führte, in welchem sich Miranda befand.

Dies war der Augenblick, in welchem Fritz ihn bemerkt und von dem er zu Ahrenberg gesprochen hatte.

Das Erstaunen Oskars von Wildenburg, als er den Salon leer fand, war ganz unbeschreiblich. Anfangs blieb er wie angewurzelt stehen und glaubte seinen Augen nicht trauen zu sollen.

Endlich raffte er sich zusammen und glaubte, Miranda sei in einem der anstoßenden Nebengemächer. Er durchstürmte sie alle, allein natürlich vergebens, denn die Gesuchte war längst entflohen.

Aber auch die Gegenpartei, Ahrenberg, Langenfeld und Fritz, hatten das Etablissement nach allen Seiten hin vergeblich durchstrichen, um der Liebenden habhaft zu werden, welche, ihrer irrthümlichen Ansicht nach, durchaus beisammen sein mußten.

Jeder der Suchenden begab sich also endlich in den Tanzsaal zurück und traf daselbst mit den beiden Anderen zusammen, wie es verabredet war.

„Mein Suchen war vergeblich," redete Langenfeld den auf ihn zukommenden Ahrenberg an, „und auch Fritz hat umsonst, wie ich das vorher gesagt habe, den ganzen Garten durchspäht."

„Es ist mir nicht besser gegangen," sagte der Rittmeister halb verdrießlich; „denn das zärtliche Taubenpaar war nirgends aufzufinden. — Aber," unterbrach er sich selbst, „wo ist denn Flora mit ihrem unvermeidlichen Galan, dem kleinen Rapperswyl? ich sehe sie nicht mehr unter den Tanzenden."

„Fort," erwiderte lakonisch Langenfeld, „wie sich denn überhaupt die Reihen bereits sehr gelichtet haben."

„Es ist mir ganz recht," entgegnete Ahrenberg, „daß Flora nicht mehr hier ist. Wir werden auch wohl thun, uns zum Aufbruche vorzubereiten; denn es ist spät und ich will nur noch meinen trefflichen Vetter mit seiner Schönen erwarten.

„Wenn man vom Wolfe spricht, so kommt er gelaufen," sagte Langenfeld lachend und zeigte auf die Thür des Tanzsaales, durch welche Oskar eben eintrat.

„Ja, wahrhaftig, da kommt er," rief Ahrenberg aus, „aber," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ohne seine Dame! Was soll das bedeuten? Sollte sie ihm etwa," dachte er im Stillen, „ein recht zierlich geflochtenes Körbchen gegeben haben? — das kann ich mir nicht denken, denn dazu ist die Italienerin zu klug. Ueberdies würde er dann weder so rasch und stolz einherschreiten, noch sich so unruhig überall umherschauen. Er sucht sie offenbar, es muß also einen anderen Grund haben, daß er allein kommt. Nun, wir werden ja hören."

Während diese Gedanken durch Ahrenbergs Kopf flogen, war Oskar nach und nach herangekommen und Ahrenberg redete ihn mit einem Lächeln an.

„Wo hast Du denn Deine Dame gelassen, Vetter? Als wir von Tische aufstanden, war sie ja noch an Deinem Arme. Ich habe Dich seitdem aus den Augen verloren gehabt und nun ich Dich wiederfinde, bist Du allein."

„Miranda ist verschwunden," entgegnete Oskar, „ich habe sie überall gesucht, aber vergebens, sie war nirgend zu finden."

„Wie ist es denn gekommen, Herr Baron, daß Sie sich von ihr getrennt haben?" fragte Langenfeld.

Oskar erzählte den Vorfall der Wahrheit gemäß und Ahrenberg sagte lachend:

„Ah! ah! die junge Dame ist Dir entschlüpft. Wahrhaftig, das ist schlau! Sie hat bemerkt, daß Du Dich für sie interessirtest, denn darin haben alle Weiber einen großen Scharfsinn, und will nun Dein Interesse an ihr durch ihr plötzliches Verschwinden noch steigern. Koketten sind sie doch alle, die Eine auf diese, die Andere auf jene Weise. So viel Berechnung hätte ich ihr aber wahrlich nicht zugetraut; denn ihre schönen, großen, dunklen Augen haben bei allem Feuer, das aus ihnen sprüht, einen so träumerischen Ausdruck, daß man geneigt ist, an alles Andere eher zu denken, als an eine solche raffinirte Berechnung."

„Ich glaube auch nicht, daß Du Recht hast, Ahrenberg," nahm Langenfeld das Wort; „denn es ist immer unberechenbar, aus welchem Grunde ein Weib etwas thut oder unterläßt. Die junge Dame kann von Gott weiß welchem Einfall, von einer unbedeutenden Laune bewogen, es plötzlich für gut befunden haben, sich zu entfernen, ohne daß dabei gerade Berechnung eine Rolle gespielt hat."

„Mag dem sein, wie ihm wolle," erwiderte Ahrenberg, „immer steht Eins fest, es liegt in dem Benehmen eine Geringschätzung und Beleidigung Oskars, die, in meinen Augen wenigstens, geradezu unverzeihlich ist."

„Es ist wahr," sagte Oskar, „das Betragen des Fräulein Miranda hat etwas Auffallendes und auf den ersten Blick sogar Befremdendes. Dennoch aber kann ich mir Ursachen für dasselbe denken, welche dasselbe vollkommen entschuldigen, ja rechtfertigen."

„Natürlich," entgegnete Ahrenberg; „denn was ist ein unbedingter Verehrer nicht zu entschuldigen oder zu rechtfertigen im Stande."

„Sie schien mir," fuhr Oskar fort, ohne sich beirren zu lassen, „bereits etwas unwohl zu sein, als wir unsere Promenade antraten. Wie leicht konnte sich dies Unwohlsein während meiner Abwesenheit, die zufällig von etwas längerer Dauer war, dergestalt vermehrt haben, daß sie es für gerathen fand, ihre Kammerfrau aufzusuchen und sich nach Hause zu begeben."

„Ja, ja," sagte Ahrenberg, „das läßt sich hören, aber so giebt es tausend Möglichkeiten und wir würden bis morgen Abend hier bleiben müssen, wenn wir sie erschöpfen und erörtern wollten. Dazu hab' ich aber meines Theils nicht die geringste Lust; denn ich fühle mich ermüdet und sehne mich nach Ruhe. Wenn es den Herren recht ist, schlage ich vor, nach Hause zu fahren."

Weder Oskar noch Langenfeld erhoben einen Einwand und Fritz erhielt den Befehl, den Wagen vorfahren zu lassen.

Während der Fahrt nach Hause herrschte im Wagen ein tiefes Stillschweigen. Ein jeder der drei Männer überließ sich seinen Ge-

danken, die sehr verschiedener Art waren. Ahrenberg beschäftigte sich mit Speculationen und Berechnungen, Langenfeld freute sich des genossenen Vergnügens und überlegte, wie er den morgenden Tag zubringen wollte, und Oskar träumte von Miranda und zerbrach sich den Kopf, welche Gründe sie wohl bewogen haben könnten, so plötzlich, und scheinbar launenhaft, das Fest zu verlassen.

So kam man bis zu Oskars Wohnung und dieser stieg aus, nachdem er von seinen Begleitern freundlich Abschied genommen hatte.

In seinem Zimmer angekommen, befahl er Fritz, Licht zu besorgen und warf sich unmuthig auf das Sopha.

Vor seinem Geiste gingen die Ereignisse des Festes nochmals vorüber und Miranda's Gestalt trat überall in den Vordergrund.

„Ja," rief er aus, „ich liebe Dich, Du herrliches, wunderbares Wesen, ich liebe Dich aus dem tiefsten Innersten meiner Seele heraus und werde Dich und nur Dich lieben, so lange mein Herz schlägt und meine Seele Herrin ihrer selbst ist."

Er sprang auf und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. Er dachte wieder an die plötzliche, ganz unerklärliche Flucht Miranda's und tausend Besorgnisse stiegen in ihm auf. Bald glaubte er, sie sei krank geworden, bald meinte er, sie, vielleicht unbewußt, auf irgend eine Weise verletzt oder beleidigt zu haben, dann warf er sich wieder die Bitterkeit vor, mit welcher er sich im Nebensalon von ihr verabschiedet hatte und fühlte sich von tausend Gedanken gemartert und von tausend Qualen zerrissen, bis er endlich, unwiderstehlich von Ermüdung überwältigt, sich auf sein Lager warf und in einen unruhigen Schlaf verfiel.

Vierzehntes Kapitel.

Die Erzählung des Verwalters.

Auf Schloß Wildenburg war, seit der Abreise Oskars und der Rückkehr der Gräfin von Ahrenberg auf ihre Güter, eine noch größere Stille eingetreten als früher.

So lange der junge Baron noch im Schlosse gewesen war, hatte es an einer gewissen Lebendigkeit daselbst nicht gefehlt. Als der Baron

nach und nach aufwuchs und ein Jüngling aus dem Knaben herangereift war, führten auch die Neigungen des jungen Mannes eine höhere Lebendigkeit im Schlosse ein.

Die Lieblingsbeschäftigungen Oskars waren, wenn er durch den Unterricht, welchen ihm Woltmann ertheilte, nicht an das Zimmer gefesselt wurde, die Jagd und das Reiten. Er war schon früh einer der besten Schützen und der gewandteste Reiter in der ganzen Nachbarschaft.

Die Baronin, seine Mutter, sah es gern, daß ihr Sohn Geschmack an diesen Vergnügungen fand, obwohl sie auf der anderen Seite mit der größten Strenge darauf hielt, daß die wissenschaftliche Bildung Oskars darunter nicht im Mindesten litt.

Allen Einwendungen, welche schon früh, namentlich von ihrer Schwägerin, der Gräfin Aurelie von Ahrenberg, gemacht wurden, begegnete sie dadurch, daß sie erklärte, diese Beschäftigung mit der Jagd und das beständige Leben im Freien, würden aus Oskar einen körperlich kerngesunden Menschen machen und ihm Geschmack am Landleben beibringen. Es sei aber im höchsten Grade wünschenswerth, daß er Neigung für die Beschäftigung mit dem Landbau und den Aufenthalt auf den Gütern selbst gewönne, damit auch er später, wie sein dahingeschiedener Vater und die Mehrzahl seiner Ahnen, seine Besitzungen selbst verwalten und in dem blühenden Zustande erhalten könne, in welchem sie sich befänden.

Die Gräfin von Ahrenberg hatte schon früh, obwohl vergeblich, sich bemüht, diese Ansichten zu bekämpfen und statt deren ihre eigenen in Wirksamkeit zu setzen. Sie hatte diese Versuche bereits bei Lebzeiten ihres Bruders, des verstorbeneu Barons gemacht, war aber an den festen Grundsätzen und Ueberzeugungen desselben gescheitert. Als aber der Baron aus dem Leben geschieden war, dessen Pflege in seiner letzten Krankheit sie gemeinsam mit Oskars Mutter übernommen hatte, erneuerte sie diese Versuche mit Hartnäckigkeit und brachte es durch ihre Ausdauer, ungeachtet alles Widerstrebens von Seiten der Baronin von Wildenburg, dahin, daß die Letztere wenigstens darin willigte, ihren Sohn, zur Vollendung seiner Studien und zur Ausbildung seiner gesellschaftlichen Anlagen, auf drei Jahre nach der Hauptstadt zu schicken und der Obhut seines Oheims des Geheimraths von Finkenstein anzuvertrauen.

Aurelie triumphirte über diesen schwer errungenen Sieg und mit Recht; denn nun war einigermaßen Aussicht vorhanden, daß sie auch mit Verwirklichung ihrer übrigen Ansichten nach und nach durchdringen werde.

Ihrer Meinung nach war es nämlich eine Schmach für einen

Mann von altem Adel, sich ausschließlich dem Landbau und der Wirthschaft zu widmen. Er würde dadurch, wie sie sagte, zum Bauern und entwürdigte seine, ihm in der Welt angewiesene Stellung; denn der Adel sei von der Vorsehung dazu bestimmt worden, unbedingt an der Spitze der Gesellschaft zu stehen und die Herrschaft über Land und Leute zu führen. Es sei also sein unstreitbares Recht, überall an der Spitze der Gesellschaft zu stehen und im Militair- und Civildienst die höchsten Stellen einzunehmen. Das Eindringen des bürgerlichen Elements sah sie als eine Usurpation an und war überzeugt, daß dasselbe mit aller Kraft und allen Mitteln aus den gewonnenen, oder, wie die Gräfin sich ausdrückte, ertrotzten und erschlichenen Stellungen wieder verdrängt werden müsse.

Es war ein großer Triumph für Frau von Ahrenberg, als es ihr, fast zehn Jahre nach dem Tode ihres Bruders, durch ihre beharrliche Thätigkeit gelungen war, endlich Oskars Mutter dahin zu bringen, daß diese ihre Einwilligung zur Reise des Sohnes nach der Hauptstadt und zu einem dreijährigen Aufenthalte desselben in der Residenz gab. Für's Erste mit diesem Siege zufrieden, war sie nach ihren Gütern zurückgefahren, nachdem sie noch Zeugin bei der Abreise Oskars gewesen war.

Seit diesem Tage war denn auch die Baronin von Wildenburg zu dem gewohnten Kreise ihrer Thätigkeit zurückgekehrt und hatte ihr geräuschloses, aber segensreiches Wirken von Neuem begonnen.

Sie verwaltete, mit Hülfe der dazu angestellten Beamten, die weitläuftigen Güter, die einst ihrem Sohne zufallen sollten, mit größter Gewissenhaftigkeit und sorgte dabei zugleich mit mütterlicher Liebe für die Zukunft ihrer Tochter; denn da die Güter Mannlehen waren, blieb für Anna nur das Allodium und das baare Vermögen, welches für sie aus den Einkünften, nach Abzug aller nothwendigen Ausgaben, etwa zurückgelegt und ihr hinterlassen werden konnte.

Diese Rücksicht war es denn auch, aus der die strenge Sparsamkeit entsprang, welche die Baronin zur unwandelbaren Richtschnur ihres ganzen Lebens gemacht hatte, und die jede ihrer Handlungen bezeichnete.

War auf diese Weise die Tochter der Gegenstand ihrer beständigen Sorge, so war es in anderer Beziehung Oskar nicht minder.

Er war der einzige männliche Sprößling, auf welchen, nach dem Tode des Barons, die Güter in directer Erbfolge übergehen konnten. Starb Oskar frühzeitig, so fielen die reichen Besitzungen an die nächsten Anverwandten und das war, da die Gräfin Ahrenberg keine Kinder hatte, in erster Linie der Geheimrath Finkenstein und wenn dieser mit Tode abging, da er nur eine Tochter hatte, in zweiter Linie der Rittmeister Graf von Ahrenberg.

Bei diesen Aussichten in die Zukunft, die eintretenden Falles, sehr trüber Natur sein konnten, war es nur ganz natürlich, daß sie keinen größeren Wunsch hatte, als den, Oskar beständig in ihrer Nähe zu haben, um über seine geistige und körperliche Gesundheit wachen zu können, und daß es ihr einen langen und schweren Kampf gekostet hatte, bevor sie den Entschluß faßte, den Sohn von sich zu lassen und in die Residenz zu schicken.

Aeußerlich war indessen von den trüben Gedanken und schweren Sorgen, welche das Innere der Baronin bedrängten, nicht das Mindeste zu bemerken.

Sie kehrte von der Eisenbahnstation, bis zu welcher sie Oskar begleitet hatte, zur Verwunderung Mannkopfs, ihres Verwalters, und Woltmann's, des gewesenen Lehrers Oskars, ruhig, ja, wie es schien, heiter zurück und brachte Allen die letzten Grüße ihres Sohnes. Sodann begab sie sich in ihr Zimmer, kleidete sich um und begann sogleich ihre häusliche Thätigkeit in derselben Reihenfolge, wie früher.

In Folge dessen war Mannkopf sowohl wie Woltmann den ganzen Tag hindurch, jeder in seiner Weise, dergestalt beschäftigt gewesen, daß sie keinen Augenblick Zeit gehabt hatten, mit einander zu sprechen, geschweige denn eine lange Unterhaltung zu führen.

Herrn Woltmann hatten die in der Abschiedsstunde des jungen Barons hingeworfenen, bedeutungsvollen Aeußerungen des Verwalters im höchsten Grade ängstlich und zugleich äußerst begierig gemacht, die Geschichte zu hören, welche er, wie der Verwalter sagte, „in seinen alten Büchern wohl nicht gelesen haben würde."

Er war daher nicht wenig erfreut, als endlich, Abends um 7 Uhr. die allgemeine Ruhestunde schlug, welche ihm erlaubte, seine Zeit nach Gefallen zu verwenden. Es hatte also kaum 7 Uhr geschlagen, als er auch schon, hastiger als sonst, seine Bücher zuschlug und sich von der Frau Baronin in tiefster Unterthänigkeit beurlaubte.

„Wie kommt es, lieber Woltmann," sagte die Baronin freundlich, als er sich verabschiedete, „daß Sie heute so eilig sind? Ich bin das von Ihnen sonst gar nicht gewohnt."

„Halten zu Gnaden, Frau Baronin," erwiderte Woltmann nicht ohne einige Verlegenheit, „der Herr Verwalter Mannkopf hat mich gebeten, ihn, sogleich nach der Feierstunde, in seinem Zimmer aufzusuchen, weil er mit mir noch einige Rechnungen durchgehen und über Geschäfte mit mir sprechen wollte, die im Verlaufe des morgenden Tages zu erledigen sein dürften."

„So, so," sagte die Baronin lächelnd, „da gehen Sie in Gottesnamen, ich will Sie in Ihrem löblichen Eifer nicht stören. Der Mann-

kopf ist ein tüchtiger Mann, der alle Achtung verdient und von früh Morgens an bis spät am Abende auf seinem Posten ist. Ich würde ganz mit ihm zufrieden sein, wenn er sich nicht seit einiger Zeit Grillen hingegeben hätte, die mich manchmal, ich sage das ganz offen, recht verdrießlich machen."

„Gestatten Sie mir, gnädige Frau, die unterthänigste Bemerkung," entgegnete Woltmann, „daß seine Absichten gewiß stets die redlichsten und besten sind; denn er hängt an Dero Hause mit der größten Liebe und Treue. Sollte er also vielleicht auch hin und wieder Einiges in der Form verstoßen haben, so ist das unstreitig weder mit Willen, noch in irgend einer schlimmen Absicht geschehen, sondern ist nur die Folge eines übergroßen, aber ehrlich gemeinten Eifers, und dürfte demnach Dero gnädiger Nachsicht ganz unterthänigst zu empfehlen sein."

„Ich weiß wohl," erwiderte die Baronin und lächelte über den Eifer des alten Gelehrten, „daß Mannkopf ein redlicher Diener unseres Hauses ist und stets auf das Wohl desselben bedacht ist. Ich habe auch nicht das Allermindeste gegen ihn und grolle ihm keinesweges über seinen Eifer. Es ist nur bedauerlich, daß der wackere Mann nicht von Vorurtheilen frei ist, und daß diese ihn dann und wann verleiten, die Menschen und die Dinge vom unrichtigen Standpunkte aus anzusehen und zu beurtheilen. Und nun gehen Sie mit Gott, lieber Woltmann, und strengen Sie sich nicht allzusehr an."

Herr Woltmann verabschiedete sich mit einer höchst ceremonieusen Verbeugung von der Baronin und eilte sodann in die Wohnung des Verwalters hinab.

„Schön, daß Sie kommen Herr Woltmann," rief der Verwalter dem Eintretenden entgegen, „nach getragener Last und Hitze des Tages schmeckt die Ruhe um so süßer. Es freut mich, Sie bei mir willkommen heißen zu können. Setzen Sie sich. Was haben Sie lieber, Cigarren oder Pfeife, es ist Beides zu Ihren Diensten."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Verwalter," sagte Woltmann freundlich, ergriff einen Stuhl und setzte sich Herrn Mannkopf gegenüber an den Tisch. „Wenn Sie mir die Wahl erlauben," fuhr er fort, „so würde mir eine Cigarre lieber sein, die Pfeife kann ich nicht gut leiden."

„Ganz nach Belieben, Herr Secretair," erwiderte Mannkopf, greifen Sie zu, in dem Kasten vor Ihnen finden Sie eine gute Sorte. Aber wir dürfen nicht trockenen Mundes da sitzen; was meinen Sie zu einem Fläschchen leidlichen Rothweins?"

„Oh, ich bitte," sagte lächelnd Woltmann, „machen Sie meinet-

halben keine Umstände; ich bin ja nicht hergekommen, um hier bei Ihnen zu schmausen, sehr werther Herr Verwalter, sondern — —"

„Ach was, unterbrach ihn Mannkopf, machen Sie lieber keine unnützen Complimente, Herr Sekretair. Umstände! was sind das für Umstände, wenn ich ein Paar Flaschen Wein aus dem Keller heraufholen lasse."

Er klingelte bei diesen Worten und sagte, als das Dienstmädchen erschien:

„Geh zu meiner Frau und sag' ihr, sie möchte ein Paar Flaschen Lafitte hergeben und etwas kalte Küche, ich hätte einen lieben Freund zum Besuche."

„Ei, ei, was wird Ihre liebe Frau denken," sagte Woltmann ein wenig ängstlich, „wenn sie erfährt, daß ich es bin, den Sie so herrlich tractiren wollen."

„Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, Herr Sekretair," erwiderte der Verwalter lachend. „Wenn meine Frau hört, daß Sie der Gast sind, ist sie im Stande, Champagner statt Lafitte zu schicken; denn Sie stehen hoch bei ihr in Gunst."

„Freut mich sehr zu hören," schmunzelte Woltmann, „Ihre liebe Frau denkt gar zu gütig von mir und ich weiß nicht, wie ich die vielen Freundlichkeiten erwidern soll, die sie mir bei jeder Gelegenheit erweist."

Das Dienstmädchen kam, als er so sprach, zurück und setzte zwei bestaubte Flaschen auf den Tisch nebst den dazu gehörigen Gläsern.

„Die Frau Verwalter," sagte sie, „lassen sich dem Herrn Secretair empfehlen und wünschen, daß Ihnen der La Rose, welchen sie schickt, recht wohl schmecken und gut bekommen möge. Sie möchten damit vorlieb nehmen; denn besseres habe ihr Keller leider nicht."

„O bitte, bitte," stammelte der alte Gelehrte verlegen, „danke der Frau Verwalter in meinem Namen, sie ist gar zu gütig."

Als sich das Mädchen wieder entfernt hatte, sagte der Verwalter lachend:

„Sehen Sie, Woltmann, ich kenne meine Alte! Lafitte war ihr nicht gut genug für Sie, es mußte wenigstens La Rose sein. Aber kommen Sie her, lassen wir es uns gut schmecken!"

Bei diesen Worten entkorkte er eine der Flaschen und schenkte ein, während zugleich das Mädchen wieder hereintrat uud kalten Wildbraten nebst Butterbrodten zum Imbiß auf den Tisch setzte.

„Greifen Sie zu, Herr Sekretair," sagte Mannkopf, „beim Schmausen plaudert es sich noch einmal so gut, als vor dem leeren Tische. Ohne Umstände, nehmen Sie."

Nach einer kleinen Pause, in welcher die dringendsten Forderungen des Magens befriedigt wurden, begann der Verwalter wieder:

„Sie kommen von der Frau Baronin, wie ist denn die Stimmung, seit sie den Sohn nach der Residenz geschickt hat? Wohl recht niedergeschlagen, nicht wahr?“

„Könnte ich nicht gerade sagen, Herr Verwalter,“ entgegnete Woltmann, „Sie war gnädig und herablassend, wie immer. Aber Sie kennen ja die Frau Baronin eben so gut, wie ich, und wissen, wie starken Geistes sie ist. Es mag sein, daß sie die Trennung vom jungen gnädigen Herrn höchst schmerzlich empfindet, allein in ihrem Aeußeren und in ihrem Benehmen gegen ihre Umgebung ist auch nicht die geringste Spur von Trauer oder Niedergeschlagenheit bemerkbar.“

„Ja, sie ist eine Frau von wunderbarer Energie, das muß man sagen,“ erwiderte Mannkopf, „und hoch verständig. Das ist ein Erbtheil von ihrem verstorbenen Vater, dem Obertribunalsrathe. Nur schade, daß diese Energie manchmal in Eigensinn und Vorurtheil übergeht und sie dadurch verhindert wird, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen. Hat sie einmal eine Ueberzeugung gewonnen, so hängt sie mit unglaublicher Hartnäckigkeit an derselben und es hält sehr schwer, sie eines Anderen zu überzeugen. Ja selbst, wenn sie später einsieht, daß ihre Ansicht eine irrthümliche gewesen, bleibt sie bei derselben; wenigstens äußerlich. Sie hat schon mehrmals zu ihrem Schaden die üblen Folgen dieser Sinnesart empfinden müssen, aber sie ist in diesem Punkte unverbesserlich.“

„Ei, ei, mein werther Herr Verwalter,“ sagte Woltmann mit ängstlicher Stimme, „das klingt ja beinahe despectirlich, und wenn ich nicht wüßte, welch' ein treuer Diener der gnädigen Herrschaft Sie sind, so könnte ich fast an Ihnen irre werden und Ihnen zürnen, daß Sie es wagen, unsere vortreffliche gnädige Frau Baronin in solcher Weise zu kritisiren.“

„Ich kritisire nicht,“ erwiderte Mannkopf, „sondern spreche nur eine Wahrheit aus und erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie mir selbst mehr als einmal einen schönen lateinischen Spruch vorgehalten haben, der ungefähr so viel sagen will, als, die Wahrheit geht über Alles. Ich habe den Spruch sehr wohl behalten, er heißt: amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas, und nun wollen Sie mich tadeln, daß ich nach demselben handle. Aber ich kann und werde mich rechtfertigen, und zwar durch eine ganz einfache Erzählung.“

„Ich bin um so gespannter auf Ihre Erzählung,“ sagte der alte Gelehrte, „als eines Theils die gnädige Frau Baronin Sie desselben Fehlers des Vorurtheils zeiht, den Sie an ihr tadeln, und andererseits Ihre An-

deutungen beim Abschiede des jungen Barons mich eben so besorgt als neugierig gemacht haben."

„Ihre Neugier ist sehr verzeihlich, und daß Ihre Besorgnisse nicht unbegründet sind, wird Sie meine Erzählung lehren," entgegnete Mannkopf. „Um aber Ihnen verständlich zu werden, muß ich etwas weit zurück gehen.

„Zwischen den Wildenburgs einerseits, und den Finkensteins und Ahrenbergs andererseits, besteht seit langer Zeit ein tiefer Familienhaß.

„Ueber die Entstehung desselben ist ein gewisses Dunkel verbreitet und es laufen darüber nur Sagen und unbestimmte Gerüchte um. Was ich davon weiß, habe ich zum Theil aus einer alten handschriftlichen Familienchronik, die im Schlosse aufbewahrt wird, und welche ich zu lesen Gelegenheit hatte, zum Theil aber aus Erzählungen eines vor längerer Zeit bereits verstorbenen, hochbejahrten Dieners des Hauses, der bereits bei dem Großvater des verstorbenen Barons die Stelle eines Kammerdieners bekleidet hatte.

„Der Haß dieser verwandten Familien schreibt sich angeblich aus der Reformationszeit her, in welcher die Wildenburgs frühzeitig zur protestantischen Kirche übertraten, während die Finkensteins und Ahrenbergs noch lange auf katholischer Seite blieben und eifrige Verfolger der Protestanten waren.

„Zu dieser, aus religiöser Ueberzeugung entsprungenen Feindschaft, gesellte sich bald noch ein zweiter Grund des Hasses von persönlicher Natur.

„Ein Fräulein von Finkenstein, die mit einem Ahrenberg versprochen war, für den sie keine Neigung fühlte, hatte ein inniges Liebesverhältniß mit einem Wildenburg. Ihre Angehörigen entdeckten dies und erzwangen von dem Mädchen die Einwilligung in die Heirath mit dem Herrn von Ahrenberg. Der Hochzeitstag wurde anberaumt, und die Familie glaubte schon den Sieg in Händen zu haben; allein in der Nacht vor der Trauung entführte der Geliebte die Braut aus dem elterlichem Schlosse, ließ sich mit ihr trauen und die neue junge Baronin trat zum Protestantismus über.

„Die Ahrenbergs und Finkensteins sahen sowohl in der Entführung als im Glaubenswechsel der jungen Dame eine solche ihnen angethane Schmach, daß sie schwuren, dieselbe im Blute des Entführers und Ketzers zu tilgen. Es kam, nach damaliger Sitte, zu einer heftigen Fehde, in welcher die Feinde gegenseitig einander ihre Besitzungen verwüsteten, je nachdem das Glück eben den Einen oder den Anderen begünstigte. Dieser Kampf dauerte einige Jahre hindurch fort, bis in einem Treffen der ursprüngliche Bräutigam, ein Ahrenberg, mit dem



Der Verwalter belauscht die Unterredung des Complotts.

Ehemann persönlich zusammenstieß und nach einem langen Gefechte seinen Gegner erschlug.

„Die Wittwe, welche ihren Gatten leidenschaftlich liebte, schwur

ihren Angehörigen, den Finkensteins, ewige Rache und erzog ihren Sohn, den Erben ihres getödteten Gatten, im bittersten Hasse gegen diese und die Ahrenbergs, so daß sich, als er erwachsen war, der alte Streit noch heftiger als früher wieder entzündete.

„In dieser Weise ging es fort, bis sich nach und nach die Zeiten änderten und die Fürsten so sehr das Uebergewicht erhielten, daß der früher fast unabhängige Adel dienstbar wurde. Nun mußten die Befehdungen freilich aufhören, denn die Macht der adligen Geschlechter war dahin, aber an die Stelle des kleinen Krieges traten die Zweikämpfe, die mit der größten Hartnäckigkeit von beiden Seiten gesucht und ausgefochten wurden, obgleich der ursprüngliche Grund des Familienhasses, die religiöse Meinungsverschiedenheit, längst schon erloschen war, da im Verlaufe der Zeit auch die Finkensteins und Ahrenbergs sich zum Protestantismus bekannt hatten.

„Der gegenseitige Haß wucherte indessen, trotz aller Fortschritte der Bildung und Gesittung, ununterbrochen weiter und behielt, obwohl die Gründe desselben mit der Zeit mehr und mehr aus dem Bewußtsein schwanden, seine alte Kraft. Nur die Art und Weise, denselben zu befriedigen, nahm eine andere, den Zeiten angemessenere Form an. Die principiellen Zweikämpfe verschwanden, und es blieben nur die Duelle, welche aus einer directen, persönlichen Beleidigung entsprangen und deren Zahl war, in Vergleich zu den Kämpfen früherer Tage, nur gering.

„Ruhten nun aber auch, zum größten Theil wenigstens, die materiellen Waffen, so verfolgte man sich darum doch gegenseitig nicht weniger bitter. Prozesse und Intriguen wurden, statt des Degens, die Waffen, deren man sich bediente, um einander zu schaden, und diese schlugen oft tödlichere Wunden, als das Schwert und die Kugel jemals gekonnt hatten; denn das Furchtbare an diesen Waffen, namentlich aber am Prozesse, ist, daß sie nicht den persönlichen Tod eines Einzelnen, sondern die bürgerliche Vernichtung, den Ruin einer ganzen Familie bezwecken und herbeiführen.

„Eine Zeit lang ging das wohl, aber zuletzt mußten die Gegner der Wildenburgs doch, wohl oder übel, wenigstens den Weg des Prozesses aufgeben, wenn sie sich nicht selbst zu Grunde richten wollten, und sich auf die Intrigue beschränken. Daß es so kam, lag in der grundverschiedenen Stellung, welche die feindlichen Familien im Verlaufe der Zeit eingenommen hatten.

„Die Wildenburgs suchten die Hauptstärke ihrer Stellung in ihrem Besitzthum. Sie waren von Vater auf Sohn gute Landwirthe, verwalteten ihre Güter selbst und blieben in stetem Zusammenhange mit

ihrer ländlichen Umgebung. Die von selbst hieraus hervorgehende Einfachheit ihres Lebens machte sie zu guten Haushaltern, deren Finanzen stets nicht nur geordnet, sondern im blühenden Zustande waren, die nicht von Schulden gedrückt und aufgezehrt wurden, und diese Verhältnisse gaben ihnen in ihrer näheren oder entfernteren Umgebung Ansehen und Gewicht. Kurz, die Herren von Wildenburg wurden die Stütze und der Halt des Landadels, dieser in vielen Beziehungen so äußerst tüchtigen und ehrenwerthen Klasse im Staate. Was sie aber hier gewannen, verloren sie an einer anderen Stelle; denn vermöge der mit dem Landleben seiner Natür nach verknüpften Isolirung kamen sie gänzlich außer Verbindung mit dem einflußreichen und mächtigen Adel der Residenz, der unter sich eine große, wohlgegliederte Kette, eine abgeschlossene gut organisirte Gesellschaft bildet, welche in ihrer Gesammtheit eine bedeutende Macht besitzt, deren Einfluß geradezu unberechenbar und jedenfalls wichtig gebietend ist.

„Die Ahrenbergs und Finkensteins dagegen verlegten die Hauptstärke ihrer Stellung in den Staatsdienst. Dadurch blieben sie im innigsten Zusammenhange mit der großen Adelsgesellschaft der Residenz und konnten bei den hohen Chargen, die sie im Militair und der Diplomatie einnahmen, einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe ausüben Sie verloren jedoch dafür an materiellen Hülfsquellen des eigenen Besitzes; denn sie vernachlässigten ihre Güter, sie geriethen aus allem Zusammenhange mit ihrer ländlichen Umgebung und mußten ihr Besitzthum durch Fremde verwalten lassen, wodurch der Bestand ihrer Ländereien oft genug verschlechtert wurde, da dem Pächter oder Verwalter der eigene Vortheil immer in erster, der Nutzen der Herrschaft aber stets in zweiter Linie stand. Die natürliche Folge davon war, daß sie auf die Länge die kostspieligen Prozesse nicht aushalten konnten und sie aufgeben mußten. So blieben in diesem Punkte die Wildenburgs allerdings die Sieger und ihre Gegner hatten keine andere Waffe mehr, als die Intrigue. Auf dem Felde der Intrigue aber sind unsere Gegner Meister und haben alle Vortheile ihrer Stellung für sich, während wir vollständig auf allen Punkten im Nachtheile sind."

„Und Sie glauben, daß gegenwärtig eine Intrigue gegen das Haus Wildenburg spiele?" unterbrach der alte Gelehrte den Verwalter.

„Ja wohl," entgegnete dieser, „aber Sie müssen sich schon noch etwas gedulden, lieber Herr Sekretair; denn die Auseinandersetzungen, die nothwendig sind, damit Sie die augenblickliche Lage der Dinge begreifen, sind noch nicht geschlossen.

„Sie müssen noch die inneren Familienverhältnisse kennen lernen bevor Sie im Stande sind, die Sache richtig zu beurtheilen."

„Sprechen Sie," sagte Woltmann, „ich werde aufmerksam zuhören."

„Das ist auch nöthig," entgegnete der Verwalter; „denn die Sache ist etwas verwickelt. Sie sind erst ein Jahr vor dem Tode des verstorbenen Barons ins Haus gekommen, haben sich schwerlich viel um das gekümmert, was früher vorgegangen ist und wissen daher nichts. Ich aber bin hier im Hause alt und grau geworden und habe die Geschichten, von denen ich sprechen will, mit erlebt.

„Der Vater des verstorbenen Barons, also des jetzigen jungen Barons Großvater, war zweimal verheirathet. Von der ersten Frau stammte der Vater unseres Oskar her und von der zweiten, die er 1826, als er 48 Jahr alt war, heirathete, Aurelie, die jetzige Gräfin Ahrenberg, Oskars Tante. Diese war also die Stiefschwester des verstorbenen Barons. Sie heirathete 1847 einen Baron von Ahrenberg, dessen Güter, wie Sie wissen, an die Wildenburg'schen grenzen, hatte ihn aber nur bis zum Jahre 1855, demselben, in welchem Sie, Herr Sekretair, als Lehrer des jungen Oskar hierher kamen. Im genannten Jahre starb er und die Gräfin Aurelie war mit 28 Jahren eine kinderlose Wittwe.

„Der verstorbene Baron von Wildenburg heirathete sehr spät, er war 37 Jahre alt und erst im fünften Jahre seiner Ehe wurde ihm ein Sohn, unser Oskar, geboren. Das war ein harter Schlag für die Finkensteins und Ahrenbergs, die schon glaubten, daß ihnen die Lehnsgüter zufallen würden, weil sie anfangs der Meinung waren, daß Oskars Vater unverheirathet bleiben und sodann hofften, daß aus der späten Ehe keine Nachkommenschaft entsprießen würde.

„Von Oskars Geburt an mögen sich die Intriguen der Finkensteins und Ahrenbergs herschreiben; wenigstens war es auffallend, wie oft der alte Geheimrath Finkenstein und später auch der jetzige Rittmeister Ahrenberg das Nachbargut des damals noch lebenden Barons von Ahrenberg besuchten und wie oft dieser in der Residenz war.

„In dem Jahre 1850 wurde ein niemals aufgeklärter Versuch gemacht, Oskar zu entführen.

„Eines Tages schritten der Förster und ich während der Abenddämmerung durch den Tannenwald, um auf den Anstand zu gehen, als wir plötzlich Geschrei vernahmen, das, wie es schien, von einem Kinde herrührte. Wir eilten nach der Gegend hin, von welcher das Geschrei herkam und sahen bald einen Kerl in der Entfernung vor uns laufen, der auf dem Arme ein schreiendes Kind trug. Der Förster rief ihn an und drohte zu schießen. Da warf der Mensch das Kind hin und lief eiligst davon. Der Förster schoß nach ihm, verfehlte ihn aber, und als wir zu dem Kinde hinkamen, war der Kerl spurlos verschwun-

den. Der Knabe war vom Falle besinnungslos und wir erkannten in ihm unsern jungen Baron Oskar."

„Sonderbar!" rief Woltman aus.

„Ja," fuhr der Verwalter fort, „das sagt' ich auch und der Vorfall machte mir viel Kopfzerbrechens. Da indessen gar nichts Bedenkliches weiter vorfiel, so trat das Andenken an diese seltsame Geschichte nach und nach in den Schatten, bis 1856 der Baron erkrankte. Sowie die Kunde von der Krankheit zu der seit einem Jahre verwittweten Gräfin Aurelie gedrungen und von ihr unstreitig augenblicklich nach der Residenz gemeldet worden war, so begann von Neuem der lebhafte Verkehr auf dem Nachbargute.

„Diesmal sollte es aber nicht dabei bleiben, sondern Wildenburg selbst der Versammlungsort der Familienmitglieder werden. Erst kam die schöne, neunundzwanzigjährige, junge Wittwe, die Frau Gräfin Aurelie, um ihren Bruder in der Krankheit zu pflegen, und ihre Schwägerin zu trösten und zu unterstützen. Man muß es ihr nachsagen, sie machte ihre Sache außerordentlich geschickt, schmeichelte sich bei unserer sonst so klugen und scharfsichtigen gnädigen Frau dergestalt ein, daß sie ihr unentbehrlich wurde und wußte es dahin zu bringen, daß man ihr unbedingt vertraute.

„Es ist wahr, die Frau Gräfin Aurelie pflegte ihren Bruder auf das Sorgsamste und unterstützte ihre Schwägerin in jeder nur möglichen Weise in Führung des Haushalts. Indessen kamen doch, so ganz beiläufig, wie es schien, allerlei Dinge zum Vorschein, die mir auffielen und verdächtig waren, obwohl ich nicht im Stande war, ihnen die ununterbrochene Aufmerksamkeit zu weihen, die sie unstreitig verdienten, da ich mit der Wirthschaft, deren ganze Last, während der Krankheit des Herrn Barons, auf meinen Schultern ruhte, vollauf zu thun hatte.

„Das Schlimmste bei der Krankheit des Barons war, daß sie nicht nur den Körper, sondern auch den Geist des Patienten schwächte und aus dem sonst so lebensmuthigen, willensstarken Mann eine traurige, geknickte Erscheinung machte, die sich geduldig und gehorsam unter allen Einflüssen, die sich irgend geltend machten, in Demuth beugte.

„Als nun die Krankheit des Herrn Barons ernsthafter wurde, da erschien ein fremder Geistlicher. Dies geschah auf Betrieb der Gräfin Aurelie, welche fromm geworden war."

„Ich erinnere mich seiner Ankunft sehr wohl," unterbrach Woltmann den Sprechenden. „Er war kaum angekommen, als die gnädige Baronin mich rufen ließ. Ich wunderte mich, aus welchem Grunde die gnädige Frau mich sprechen wollte. Bei meinem Eintritte in's Zimmer aber bekam ich eine Ahnung von Demjenigen, was vorgehen sollte.

„Ich fand nämlich nicht, wie ich erwartet hatte, unsere gnädige Frau allein, sondern in Gesellschaft der Frau Gräfin Aurelie und des neuangekommenen Predigers. Die Frau Gräfin Aurelie führte das Wort und eröffnete mir, daß bei der schweren Krankheit des Herrn von Wildenburg, welche der Arzt für lebensgefährlich erklärt habe, es in unabweislichem Interesse der Familie läge, sich um den gegenwärtigen Stand der Dinge in hiesigem Schlosse näher zu bekümmern. Eine der wichtigsten Angelegenheiten sei nun die Erziehung des zukünftigen muthmaßlichen Erben der Güter, auf welche die Verwandten ihr Augenmerk zu richten hätten. Nun habe vor Jahr und Tag der jetzt erkrankte Baron mir die Erziehung und den Unterricht des jungen Herrn übertragen und ich dürfe mich daher nicht wundern, wenn jetzt bei den eingetretenen Umständen die Familie verlange, daß ich mich in Gegenwart des hochwürdigen Herrn (sie deutete bei diesen Worten auf den neben ihr sitzenden Prediger hin) über die Grundsätze aussprechen solle, die ich nach beiden Richtungen hin befolgte.

„Ich erschrak nicht wenig, als ich zum ersten Male hörte, daß die Krankheit unseres gnädigen Herrn so gefährlich sei, faßte mich dann aber und sagte, daß ich in Betreff des jungen Herrn mich durchaus den Wünschen, Anordnungen und Befehlen des Herrn Barons und seiner hier anwesenden gnädigen Frau Gemahlin untergeordnet hätte, welche Beide über die moralische Bildung des Sohnes mit liebevoller Sorgsamkeit gewacht hätten, und meine ganze Thätigkeit in diesem Punkte bestehe lediglich darin, die Grundsätze zu befestigen, welche Vater und Mutter dem jungen Herrn eingeprägt hätten.

„Das ist Alles ganz gut," nahm jetzt der Herr Prediger das Wort, „aber nicht die Hauptsache. Diese ist die kirchliche Richtung."

„Ich erwiderte, daß ich mich nicht für befugt erachtete, in das Amt und die Wirksamkeit des Predigers einzugreifen.

„Der Herr Prediger fand das allerdings löblich und bescheiden, aber doch nicht so völlig conform mit der mir übertragenen Stellung, die mich darauf hinweise, dem Unterrichte des Predigers vorzuarbeiten und fragte dann die Gräfin Aurelie, wie der Ortsprediger heiße?

„Als die Gräfin Aurelie ihm den Namen nannte, fuhr er förmlich in die Höhe und rief aus: „Wer hat denn Dem die Seelsorge im hiesigen Orte anvertraut." Diese Worte des hochwürdigen Herrn schienen unsere gnädige Frau auf das Tiefste zu verletzen; denn sie brach ihr bisheriges Schweigen und sagte: „Mein Mann, welchem das Patronat zusteht, hat den Herrn Prediger berufen und die Gemeinde sowohl, als wir, mein Gatte und ich, sind mit der Wirksamkeit unseres Pastors so vollkommen zufrieden und einverstanden, daß wir Alle die Stunde seiner

Wahl als eine segensreiche betrachten und dem Himmel dafür danken, daß er uns solch einen Vertreter seines Amtes zugeführt hat." Bei diesen mit Entschiedenheit gesprochenen Worten furchte sich die Stirn des frommen Herrn ganz gewaltig, er wagte aber doch nicht, weitere Aeußerungen zu thun, sondern ließ das Thema fallen und wendete sich zu der Frage nach dem Unterrichte.

„Ich entwickelte ihm ein System in dieser Beziehung, an dem er viel zu mäkeln fand.

„Mit einigen Ermahnungen ward das Examen, dem man mich unterwarf, geschlossen und ich wurde entlassen. Dies geschah von Seiten des hochwürdigen Herrn sehr ungnädig, von Seiten der Frau Gräfin Aurelie sehr kalt, und von der Seite unserer gnädigen Frau sehr freundlich und liebevoll."

„Ja, ja, mein Herr Sekretair," sagte Mannkopf mit boshaftem Lächeln, „man hätte Sie gar zu gern aus dem Hause gebracht und unseren Herrn Pastor von seiner Stelle. Das Letztere ging aber nicht, weil man einerseits dem Manne nicht beikommen und andererseits weder den kranken Baron noch seine Gemahlin umzustimmen vermochte, und Sie haben Ihr Hierbleiben nur dem unerschütterlichen Widerstande unserer gnädigen Frau zu verdanken, ebenso wie ich selbst. Mich hätten sie auch für ihr Leben gern um meine Stelle gebracht und mich durch einen Anderen, den sie schon in petto hatten, ersetzt."

„Aber sagen Sie mir nur Mannkopf," unterbrach ihn der alte Gelehrte, „wohin das Alles führen sollte und welche Absichten man mit diesen Versuchen verbinden konnte?"

„Merken Sie denn das gar nicht, Sie gutmüthige Seele!" entgegnete der Verwalter. „Alles was damals versucht wurde, hatte den einzigen Zweck, unsere gnädige Frau zu isoliren, um späterhin, eintretenden Falles, sie zu beherrschen und die Angelegenheiten lenken zu können; darum sollten Sie, der Herr Pastor und ich entfernt und durch Creaturen der Gräfin Aurelie und des Geheimraths Finkenstein ersetzt werden."

„Ich will diese Ansichten als wirklich vorhanden zugeben," erwiderte Woltmann, „aber ich sehe nur Niemanden, zu dessen Nutzen alle diese Manöver ausgeführt worden wären. Auf die Güter konnte es doch unmöglich abgesehen sein, denn es war ja ein unanfechtbarer Erbe derselben vorhanden."

„Als ob dieser unanfechtbare Erbe auch ein gefeites Leben besäße!" rief Mannkopf halb unwillig, halb lachend aus. „Und wem das zu Gute kommen könnte, fragen Sie? — Darüber wird Sie, denk' ich, der Rest meiner Erzählung genugsam aufklären.

„Als es mit dem alten Baron beinahe zu Ende ging, wurde die Gräfin Aurelie in ihrer Sorge, den Bruder zu pflegen, nur noch eifriger. Sie war unermüdlich und verließ ihn fast niemals, weder bei Tage, noch des Nachts. Sie war unserer gnädigen Frau beständig zur Seite und ließ diese, unter dem Vorwande, ihr bei ihren Bemühungen für die Pflege ihres Gatten behülflich zu sein, so wenig wie irgend möglich mit dem Kranken allein. Die gnädige Frau mochte sich wohl durch diese übergroße Zärtlichkeit der Schwester für den Bruder oft gehindert und sogar belästigt fühlen, aber sie beschwichtigte ihren vielleicht dann und wann aufsteigenden Argwohn immer wieder damit, daß sie sich sagte: es ist ja doch immer seine Schwester und sie liebt ihn leidenschaftlich.

„Hätte unsere Frau Baronin freilich gewußt, was ich weiß, so würde sie über die feurige Liebe und zärtliche Sorgfalt ihrer Schwägerin andere Gedanken gehabt, und meine Bitten und Vorstellungen nicht so schroff und hart zurückgewiesen haben, wie es leider der Fall war.

„Ich kam eines Abends spät von der Besichtigung der neuen Anlagen zurück, welche der alte Baron noch kurz vor seiner letzten Krankheit hatte anpflanzen lassen und die einer sorgfältigen Ueberwachung bedurften, wenn sie gedeihen sollten.

„Als ich nun durch den Park ging, in welchem sich, wie Sie wissen, viele Boskette und Gänge mit geschorenen Hecken befinden, war die Nacht völlig hereingebrochen. Da es jedoch hoher Sommer und herrliches Wetter war, so hatte die Nacht mehr das Ansehen einer tiefen Abenddämmerung, als daß sie dunkel gewesen wäre. Der Vollmond, welcher klar am unbewölkten Himmel stand, strahlte im schönsten Lichte und erhellte die Gegend, daß man die Gegenstände, wenn sie nicht allzu entfernt waren, vollkommen erkennen konnte. Auch war es windstill und es flüsterte nur ein leiser Hauch in den Blättern der Bäume, und die klare, reine Luft trug den Schall eines jeden Geräusches mit Deutlichkeit in ziemlich weite Entfernung.

„Während ich nun, voll Entzücken über die wunderherrliche Sommernacht, langsam meines Weges ging und mich meinen Gedanken überließ, wurde ich plötzlich durch den Schall von Stimmen aus meinen Träumereien aufgeschreckt, welche von dem großen mit geschorenen Hecken eingefaßten Wege, der quer durch den Park geht, herzukommen schienen.

„Die menschliche Eitelkeit, welche immer beschäftigt ist, unser Thun und Treiben mit einem Scheine der Rechtfertigung und Nothwendigkeit zu überkleiden, spiegelte mir vor, daß es meine Pflicht sei, mich näher davon zu unterrichten, wer die Sprechenden seien, obwohl es im

Grunde nur eine starke, wie wohl verzeihliche Neugier war, welche mich trieb. Jener Gang, von welchem die Stimmen herzukommen schienen, lief an einem großen, kurz geschorenen Grasplatze vorüber, auf den jeder Schritt unhörbar war, und ich benutzte diesen Vortheil, um mich unbemerkt bis zu der Hecke zu schleichen, welche die Einfassung des Ganges bildete, und die mich den Augen derjenigen, die sich etwa auf demselben befanden, vollständig verbarg.

„Der Anblick, welchen ich hatte, als ich am Ziele meiner kurzen Wanderung stand, versetzte mich in nicht geringes Erstaunen.

„Auf der Bank, gerade dem Orte, wo ich war, gegenüber, saßen drei Personen, zwei Herren und eine Dame, die im eifrigen Gespräche begriffen waren, und welche ich augenblicklich erkannte. Der eine Herr, der schon in vorgeschrittenen Jahren stand, war Sr. Excellenz der Geheimrath von Finkenstein, und der andere, welcher die Uniform eines Garde-Kürassier-Lieutenants trug, war der damals etwa zwanzig Jahr alte Neffe des Geheimraths, der jetzige Rittmeister Graf von Ahrenberg. Neben Beiden saß die damals neunundzwanzigjährige, schöne junge Wittwe, Frau Gräfin von Ahrenberg.

„Als ich an die Hecke herantrat, sagte die Letztere gerade: „Excellenz können ganz unbesorgt sein, er schläft jetzt ganz ruhig und wird vor einigen Stunden sicherlich nicht erwachen. Seine Frau Gemahlin," fügte sie im ironischen Tone hinzu, „habe ich, zwar mit einiger Mühe aber glücklich, gleichfalls überredet, sich einige Ruhe zu gönnen, und die alte Martha, unsere treue Dienerin, wacht so lange bei ihm, bis ich zurückkehre. Sollte die Baronin früher erwachen und an das Krankenbett zurückkehren, so hat die Alte den Auftrag, mich sogleich davon zu benachrichtigen, damit ich sodann augenblicklich wieder auf meinen Posten sein kann."

„Sie haben Ihre Maßregeln ausgezeichnet getroffen, schöne Tante," sagte der junge Lieutenant.

„Das ist nicht zu läugnen," bekräftigte der Geheimrath, „aber wie steht unsere Sache, chère amie?" Auf diese Frage zuckte die Gräfin Aurelie die Achseln und erwiderte:

„Darüber ist eben nicht viel zu sagen, Excellenz; unsere Absicht, die verhaßten und höchst unbequemen Persönlichkeiten zu entfernen, ist leider gescheitert. Den Ortsprediger, den unser Freund, der hochwürdige Herr Pastor Feldstein aus Gründen der Frömmigkeit, und wir aus anderen wichtigen Ursachen so gern fortgeschafft hätten, findet an dem Kranken einen so eifrigen und beharrlichen Beschützer, daß nichts dagegen auszurichten ist, zumal gegen ihn keine, auch nur einiger-

maßen haltbare Beschuldigung, rücksichtlich seiner Amtsverwaltung, vorgebracht werden kann."

„Das thut auch nichts," entgegnete der Geheimrath; „denn wir werden später immer noch Zeit haben, den unbequemen Menschen los zu werden, falls der Baron sterben sollte."

„Ebenso wenig haben wir uns des Herrn Lehrers Woltmann entledigen können; wurde der Pastor vorwiegend vom Baron beschützt, so ward der alte Pedant vornehmlich von der Frau Gemahlin protegirt, die allen Versuchen und Anstrengungen unsererseits, ihn zu entfernen, den beharrlichsten Widerstand entgegen setzte. In Folge dessen ist denn auch unserer hochwürdiger Freund Feldstein, voller Mißmuth, wieder nach der Hauptstadt zurückgereist."

„Daran hat der hochwürdige Herr sehr unrecht gethan, meine liebe Aurelie," sagte der Geheimrath; „denn diese Dinge sind nur Fragen der Zeit, die mit der Hauptsache stehen und fallen. Wenn es nur gelungen ist, diese Letztere zu ordnen, dann wird sich alles Uebrige im Verlaufe der Zeit ganz von selbst finden."

„Ueber die Hauptsache kann ich Ew. Excellenz glücklicher Weise vollkommen zufrieden stellen," erwiderte die Gräfin Aurelie, „sie ist mit glücklichem Erfolge ganz in der Art in's Werk gesetzt, wie es Ew. Excellenz angeordnet haben und Niemand hat eine Ahnung davon, daß es geschehen ist."

„Dann ist der Sieg in unseren Händen," entgegnete der Geheimrath, „voraussichtlich, daß der Kranke mit Tode abgeht."

„Der Arzt versichert mich," antwortete die Gräfin, „daß er kaum noch den achten Tag überleben würde, der Körper sei zu sehr geschwächt und könne den heftigen Angriffen des Uebels keinen irgend wie wirksamen Widerstand entgegensetzen."

„Dann haben wir weiter nichts zu thun, als mit Ruhe dem Laufe der Begebenheiten zu folgen und die Katastrophe abzuwarten," sagte der Geheimrath. „Ist sie aber erfolgt, dann gilt es mit Vorsicht, aber mit Ausdauer und Energie auf der gewonnenen Basis weiter zu operiren, bis wir das Ziel erreicht und diese verhaßten Wildenburgs in Grund und Boden getreten haben."

„Wie will ich jauchzen," rief Aurelie aus, „wenn dies herrliche Ziel erreicht, wenn dieser bürgerliche Eindringling, diese Frau Baronin zerschmettert und ihre halbbürtige Brut zu Boden getreten ist. Ihr Plan, Excellenz, ist bewundernswürdig und führt mit Sicherheit zum Ziele."

„Kann sein, mein Kind," erwiderte der Geheimrath, „er ist aber

auch langwierig und fordert viele Vorsicht, große Geduld und unerschütterliche Ausdauer.

„Nur sehr nach und nach kann es gelingen, den jungen Menschen dahin zu bringen, wohin wir ihn haben wollen; denn es muß so unmerklich auf seine Seele, seine Ueberzeugungen, Gefühle und Gedanken eingewirkt und deren Umwandlung zu Stande gebracht werden, daß es den Seinigen und der Welt gegenüber stets den Anschein behält, als sei Alles aus ihm selbst, aus seinem freien Entschluß und Willen, ohne irgend eine äußere Einwirkung, namentlich ohne Einfluß von unserer Seite geschehen.

„Das ganze Gewicht der Folgen seiner geistigen Umwandlung, die ihn nothwendig in den grellsten Widerspruch und in die tiefste Feindschaft mit seiner ganzen Umgebung, besonders aber mit seiner Mütter bringen wird, muß mit aller seiner Wucht einzig und allein auf ihn zurückfallen, und auf diese Weise ihn erst geistig und zuletzt körperlich zerschmettern.

„Ist es so weit, dann erst ist der Sieg, und mit ihm sind alle irdischen Vortheile, die er bringt, unser; denn das Ende kann nur Wahnsinn, also geistiger Tod, oder unheilbare Zerrüttung des Leibes, also körperlicher Tod sein und in beiden Fällen erndten wir die Früchte; denn der Mannesstamm der Wildenburgs ist für immer und ohne Rettung zu Grunde gerichtet.

„Aber, wie gesagt, das kann, seiner Natur nach, nur sehr langsam vor sich gehen und die erste Vorstufe zur Erreichung unseres Zweckes ist, die Entfernung des jungen Menschen aus dem elterlichen Hause, und zwar mit vollkommen freier Einwilligung der Mutter. Daran ist vorläufig, und bei dem jetzigen Alter des jungen Barons, durchaus nicht zu denken; der günstige Moment muß ganz ruhig abgewartet, aber sobald er gekommen ist, mit Klugheit und Energie benutzt werden.

„Die Aufgabe bis dahin ist einfach und nicht eben allzu schwierig, sie besteht darin, zu laviren, und das Vertrauen der bürgerlichen Frau Baronin zu gewinnen. Dies ist Ihre Sache, Aurelie, und ich bin überzeugt, Sie sind der Aufgabe vollkommen gewachsen; deren verhältnißmäßig schwerere Seite darin besteht, das gewonnene Vertrauen sich auf die Dauer zu erhalten und dergestalt zu befestigen, daß es, wo möglich, durchaus unerschütterlich ist.“

„Lassen Excellenz das meine Sorge sein, und Sie werden sehen, daß ich nicht nur das Vertrauen der Baronin Wildenburg erlangen und mir bewahren, sondern daß ich sie, ohne daß sie natürlich die mindeste Ahnung davon haben soll, auf das Vollkommenste und Unbedingteste beherrschen werde.“

„Das wäre ein Meisterstück ohne Gleichen,“ sagte der Geheimrath, „welches den Erfolg unseres Planes auf das höchste erleichtern und zugleich sicher stellen würde. Es verdiente eine ausgezeichnete und dauernde Belohnung. Aber es wird kühl und spät, wir wollen gehen und ich werde morgen mit Constantin im Schlosse bei dem Patienten erscheinen.“

„Nach diesen Worten gingen alle drei den Gang hinauf und kurz nachher hörte ich das Davonrollen eines Wagens.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Gegenplan.

Als der Verwalter in seiner Erzählung bis zu diesem Punkte gekommen war, machte er eine Pause und blickte den ihm gegenüber sitzenden Woltmann an.

Dieser, der bis dahin mit athemloser Aufmerksamkeit zugehört hatte, schlug, als der Verwalter zu sprechen aufhörte, die Hände zusammen und sagte mit einer Art von Schauder:

„Mein Gott, das ist ja ganz entsetzlich! Das ist ein höllischer Plan, der mit teuflischer Klugheit und Berechnung ersonnen ist!“

„Spüren Sie Etwas, mein Freund,“ sagte der Verwalter, „und begreifen Sie nun meinen Haß gegen diese Aurelie, die gegen ihren eigenen Bruder und dessen Familie in dieser satanischen Weise wüthen kann?“

„Ja,“ sagte Woltmann tief aufathmend, „Ihren Haß begreife ich jetzt vollkommen und theile ihn sogar, in so weit ich es vermag, aber ich begreife nicht, was einerseits den Geheimrath, andererseits die Gräfin bewegen konnte, solchen furchtbaren und ruchlosen Anschlag gegen das Leben und Glück ihrer nächsten Verwandten zu machen.“

„Darüber kann ich nur theilweise und nach Hörensagen Aufschluß geben,“ erwiderte der Verwalter. „Es geht das Gerücht, daß der Geheimrath in der Jugend höchst verschwenderisch und locker gelebt, und bedeutend mehr Geld verausgabt habe, als die Einkünfte von

seinen Gütern betrugen. Der Vater des verstorbenen Barons, heißt es, habe diesen wilden Lebenswandel seines Verwandten durch beständige Darlehne unterstützt, und ihn dann endlich, als er sich 1840 mit einer unermeßlich reichen Erbin verheirathete, einige Jahre nach seiner Vermählung genöthigt, die reiche Besitzung Finkenstein an ihn, den Baron Wildenburg, abzutreten. Diese Besitzung gehörte zum Heirathsgute, welches die junge Frau dem Geheimrathe zugebracht hatte, und dieser entschloß sich um so leichter zu der Abtretung, als noch in dem Jahre 1847, wo dieser Akt vollzogen wurde, seine Ehe kinderlos war.

„Zwei Jahre später, 1849, bekam aber die Sache ein anderes Ansehen; denn in diesem Jahre wurde ihm eine Tochter, die jetzt siebzehnjährige Eugenie, geboren und der Besitz von Finkenstein erhielt eine Wichtigkeit, wie er sie früher nicht gehabt hatte.

„Starb nämlich der Geheimrath, ohne andere Kinder als Eugenie zu hinterlassen, so fielen die Lehngüter, die er besaß, an die Ahrenbergs, als die nächsten männlichen Verwandten und seine Tochter behielt nur das Allodium und das Erbtheil von der Mutter. Es war also natürlich, daß ihn die Abtretung der Besitzung Finkenstein im höchsten Grade verdroß, und da er überdies glaubt, ob mit Recht oder Unrecht, muß ich dahin gestellt sein lassen, daß der Vater des verstorbenen Barons planmäßig darauf hingearbeitet habe, ihn zu ruiniren, so schärfte dieser Verdacht den schon anerzogenen Haß gegen die Wildenburgs und er beschloß, den Enkel mit gleicher Münze zu zahlen. Indessen dies sind nur Gerüchte und Muthmaßungen, die unter den Leuten umlaufen.

„Klarer und begründeter scheint ein anderer Grund zu sein, der seine Handlungsweise bestimmte. Es lag ihm daran, seine Güter für seine Tochter zu retten und um dies zu können, beschloß er schon sehr früh, dieselbe dereinst mit dem Grafen Constantin von Ahrenberg zu verheirathen, damit sie im Mitgenusse der Lehngüter bliebe.

„Um aber dem Grafen die Vermählung mundrecht zu machen, hegte er den Wunsch, auf irgend eine Weise die veräußerte Besitzung wieder an sich zu bringen, und da alle seine Versuche, dies zu bewerkstelligen, an der hartnäckigen Weigerung des Vaters unseres jungen Herrn scheiterten, entwarf er, von Zorn und Haß getrieben, den abscheulichen Plan, welchen er jetzt durchzusetzen hofft, da es ihm in der That glücklich gelungen ist, den jungen Oskar mit Bewilligung seiner Mutter vom Hause fort und nach der Residenz zu locken."

„Gut," sagte der alte Gelehrte, „ich will in Betreff des Geheimraths diese Erklärung seiner Handlungsweise gelten lassen, obschon trotz

alledem ein hoher Grad geistiger Verderbtheit dazu gehört, einen solchen abscheulichen Plan zu fassen; was aber die Frau Gräfin Aurelie, die Stiefschwester des verstorbenen Herrn, die Schwägerin unserer gnädigen Frau und die Tante unsers jungen Herrn veranlassen konnte, diesem raffinirten Racheplane so eifrig beizutreten und so schonungslos gegen ihre leiblichen Verwandten zu Werke zu gehen, das kann ich am Allerwenigsten begreifen.“

„Und doch,“ sagte Mannkopf, „lieber Freund, würden Sie gerade dies am Begreiflichsten und am Leichtesten erklärlich finden, wenn Sie sich in der Welt jemals ernstlich umgesehen und in ihr, statt in den alten Büchern und Handschriften, gelebt hätten.

„Weiber sind Weiber, mögen sie vornehm und hochgeboren oder niedrigen Ranges und Standes sein; die Leidenschaft beherrscht Alle, und dieser zu Liebe thun sie Alles nur irgend Erdenkliche. Nun behauptet die boshafte Frau Fama, daß die schöne junge Wittwe, als sie damals 1856 mit dem Grafen von Ahrenberg und dem Geheimrath am Krankenbette des verstorbenen Barons zusammengetroffen sei, dem jungen Grafen ihrer Gunst höchst würdig gefunden, daß sich zwischen der Wittwe und dem jungen Ahrenberg ein vertrautes Verhältniß angesponnen habe, welches bis zur höchsten Intimität gestiegen sei, und heute noch, nach zehn Jahren, in ungeschwächter Kraft fortdauert, obwohl die Gräfin Aurelie vollständig davon unterrichtet sei, daß der Rittmeister Fräulein Eugenie von Finkenstein zu heirathen bestimmt sei.

„Wie viel an diesen Dingen eigentlich wahr und wie viel hinzu gedichtet ist, weiß ich nicht, da ich den Weisen zu fern stehe, in denen die Dinge vor sich gehen; unbestreitbar gewiß ist die eine Thatsache, daß die Gräfin Aurelie den Rittmeister bei jeder nur möglichen Gelegenheit in aller irgend erdenklicher Weise bevorzugt, und daß sie mit ihm seit ihrer ersten persönlichen Bekanntschaft Jahr aus Jahr ein im lebhaftesten Briefwechsel gestanden hat und noch steht.“

„Das läßt sich allerdings hören, was Sie da vorbringen,“ sagte der alte Gelehrte, „und ich fühle nach dem mir Mitgetheilten doppelt, daß Sie mit Ihrer Mahnung an mich recht hatten. Wir sind verbunden, diesem abscheulichen Complotte auf alle uns etwa bedrohende Gefahr hin, mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln entgegen zu arbeiten.

„Um dies aber mit Entschiedenheit, Umsicht und möglicher Weise auch mit Erfolg thun zu können, ist es nothwendig, in allen Punkten klar zu sehen und da finde ich nun, daß dies im vorliegenden Falle,

bei mir wenigstens nicht ganz der Fall ist. In der Unterredung, welche Sie so glücklich waren zu belauschen, spricht der Geheimrath von einer „Hauptsache“ und die Gräfin Aurelie versichert, daß diese Hauptsache glücklich in's Werk gesetzt sei. Worin besteht nun dieselbe?“

„Ja mein Herr Sekretair,“ erwiderte Mannkopf, „da liegt eben der Hase im Pfeffer; das weiß ich leider ebenso wenig als Sie, obwohl ich viel darum gäbe, wenn ich es erfahren könnte. Aber die Fäden des Netzes sind gar zu fein, zu fest und zu dicht gesponnen. Ich bin, aller Anstrengungen und Bemühungen ungeachtet, nicht im Stande gewesen, dahinter zu kommen, was unter dieser, vom Geheimrathe nicht näher bezeichneten Hauptsache verstanden wird. Aber das ist mir ganz klar, daß die Verschwörer den gegenwärtigen Augenblick für geeignet halten, mit ihren verruchten Operationen zu beginnen und daß ihnen der Anfang leider vollständig geglückt ist.“

„Ja,“ seufzte Woltmann, „Gott sei's geklagt! Aber haben Sie denn nicht unserer gnädigen Frau, ebenso wie mir, die Geschichte und die Unterredung, welche Sie belauschten, ausführlich erzählt?“

„Mein lieber Herr Sekretair,“ erwiderte der Verwalter, „da thun Sie eine Frage, die ich mir selbst schon hundertmal vorgelegt habe, die ich mir aber bis jetzt noch nicht zu meiner völligen Zufriedenheit zu beantworten im Stande bin.

„Sehen Sie, die Sache hat ihre Haken und ist schwieriger, als Sie vielleicht denken. Die Gegner haben die Zeit, vom Tode des vorigen Herren bis jetzt, auf das Beste und mit dem glücklichsten Erfolge benutzt. Unsere gute gnädige Frau ist von der Gräfin Aurelie dergestalt umgarnt, und diese hat ihre Fäden so fein und so fest gesponnen, daß jeder Versuch von meiner Seite, dieselben zu zerreißen, ganz vergeblich sein würde. Und nicht allein erfolglos, sondern auch gefährlich für die eigene Existenz, würde ein solcher Versuch sein; denn die gnädige Frau, welche in die Gräfin Aurelie ein unbegränztes Vertrauen setzt, würde mir nicht allein nicht glauben, sondern mein Geheimniß auch, freilich, ohne es eigentlich zu wollen, der Gräfin Aurelie mittheilen und dann wäre mein Schicksal unwiderruflich entschieden. Sie würde mich ohne Frage so lange und so hartnäckig verfolgen, daß ich es am Ende nicht mehr ertragen könnte, meine hiesige Stellung aufgeben müßte, und dem jungen Herrn weder zu nützen noch zu helfen im Stande wäre.

„Diese Betrachtungen, Herr Woltmann, haben mich bis jetzt immer wieder davon abgehalten, unserer gnädigen Frau eine auf ihre Verwandten bezügliche Mittheilung zu machen, die von so großer Tragweite ist. Ich bin um so mehr bewogen worden, das tiefste Schweigen

zu beobachten, als die Erfahrung mich gelehrt hat, daß der entfernteste Wink, die leiseste Anspielung, welche gegen die Gräfin Aurelie oder den Geheimrath gerichtet ist, bei unserer gnädigen Frau die allerentschiedenste Mißbilligung findet. Sie selbst sind ja Zeuge gewesen, wie es mir beim Abschiede des jungen Herrn von hier ergangen ist."

Der alte Woltmann nickte mit dem Kopfe und sagte seufzend: „Ja, ja Sie haben leider Recht, Herr Mannkopf."

„Ich würde mir indessen nichts daraus machen, meine Stelle hier zu verlieren und würde der gnädigen Frau, ohne alle Rücksicht auf mein zukünftiges Geschick, Alles furchtlos eröffnen, was ich weiß, wenn ich durch ein solches Verfahren dem jungen Herrn nützen könnte.

„Aber ich gefährdete durch meine Offenherzigkeit nicht blos meine Person, sondern auch die Interessen des jungen Herrn Oskar, dem ich doch noch zu dienen hoffe, wenn auch wider Wissen noch Willen seiner Frau Mutter und den Machinationen des Geheimraths und seiner Bundesgenossen zum Trotz."

„Das ist brav von Ihnen, Herr Verwalter," sagte Woltmann mit großer Lebhaftigkeit, „und Sie können auf meinen Beistand ganz unbedingt rechnen."

„Das hab ich auch," erwiderte Mannkopf und schlug in die dargebotene Hand des alten Gelehrten ein, „und wir Beide wollen, so weit unsere Kräfte und Mittel reichen, alles Mögliche thun, um den verruchten Plänen, die im Gange sind, entgegen zu treten und sie zu vereiteln."

„Ich bin bereit," sagte Woltmann, „aber leider reichen weder unsere Mittel noch unsere Kräfte weit, und wenn wir keine Verbündete finden, die eine größere Macht besitzen, als wir, so dürften unsere Anstrengungen bei aller Redlichkeit und Ausdauer am Ende dennoch vergeblich sein."

„Der Gedanke ist mir durch den Kopf gegangen," entgegnete Mannkopf, „und ich habe mich nach einem solchen Verbündeten umgethan, aber leider vergebens. Außer Ihnen, Herr Woltmann, ist Niemand auf dem ganzen Schlosse, dem ich mich anzuvertrauen wagen würde, als das gnädige Fräulein Anna; allein, so reizend, liebenswürdig und herzensgut sie auch ist, hat sie doch weder Einfluß noch Macht, weil sie ganz unter den Befehlen ihrer Frau Mutter steht, und ohne irgend welche mir bekannt gewordene Verbindung nach auswärts ist."

„Das ist ganz richtig," erwiderte Woltmann, „allein in einem Punkte könnte sie uns trotz alledem von wesentlichem Nutzen sein, der durchaus nicht zu unterschätzen sein möchte."

„Und welch' ein Punkt sollte das wohl sein?" fragte der Verwalter in zweifelndem Tone.

„Unstreitig wird doch der junge Herr Nachrichten von sich hierher gelangen lassen," entgegnete Woltmann, „und wir könnten auf diese Weise erfahren, was er schreibt und dann im Stande sein, uns ungefähr ein Bild von seinem Thun und Lassen, vielleicht sogar von der Art entwerfen, wie seine heimlichen Feinde ihre schändlichen Pläne weiter verfolgen."

„Dazu werden wir des Fräuleins schwerlich bedürfen; denn die gnädige Frau wird Ihnen, als ihrem Privatsekretair, weit eher Mittheilung in dem von Ihnen berührten Punkte machen, als ihrer Tochter, da Sie doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Briefe beantworten müßten."

„Das ist sehr zweifelhaft," entgegnete Woltmann; „denn die gnädige Frau ist in solchen Sachen gar eigenthümlich und es giebt Dinge, die sie, ohne ein Wort zu sagen, ganz in der Stille persönlich abmacht."

„Nun mag dem sein wie ihm wolle," sagte Mannkopf, „einen Verbündeten haben wir, der mehr weiß und größere Macht besitzt, als alle Menschen zusammengenommen, und dem ich in allen Lagen und Verhältnissen, wären sie auch noch so düster, verwickelt und gefährlich, fest vertraue. Das ist der liebe Gott, der die Pläne der Bösen vernichtet, die Irrenden auf den rechten Weg zurückführt und dem Rechte, der Tugend, nach allen schweren Prüfungen doch endlich zum Siege verhilft. Auf ihn wollen wir bauen, Herr Sekretair, und nicht auf die Menschen."

„Da haben Sie Recht, Herr Mannkopf," sagte der alte Gelehrte mit Rührung, „und bei Ihren Worten fällt mir der alte, schöne Vers ein, der schon, als ich noch ein Knabe war, auf mich tiefen Eindruck gemacht hat, weil wir ihn alle Tage bei Anfang des Unterrichts beten mußten:

„Auf Gott allein setz' Dein Vertrau'n,
Auf Menschenhülf' sollst Du nicht bau'n,
Denn Gott allein in dieser Welt
Ist's, der noch Treu und Glauben hält."

„Diese Worte hab' ich nie vergessen können, sie sind mir im Leben oft ein großer Trost gewesen," setzte Woltmann hinzu und erhob sich, um nach seinem Stübchen zu gehen. Die beiden Männer schüttelten sich die Hand herzlich und trennten sich dann.

Sechszehntes Kapitel.

Der Kampf des guten und des bösen Engels.

Oskar hatte eine sehr unruhige für ihn durchaus nicht erquickliche Nacht gehabt; die körperliche Aufregung durch Spiel, Tanz und Wein, und noch mehr die Gemüthsbewegung durch sein Zusammentreffen mit Miranda, hatten es ihm unmöglich gemacht, in dem Maaße der Ruhe zu pflegen, als er deren wohl bedurft hatte, denn er war sehr spät eingeschlafen.

Aber auch sein Schlaf war kein ungestörter gewesen, wie die Jugend ihn gewöhnlich hat; denn wilde und wunderliche Traumbilder umgaukelten ihn während seines Schlummers, in denen sich die Ereignisse und Personen des verflossenen Tages, und die Eindrücke, welche sie hinterlassen hatten, phantastisch wiederspiegelten.

Die Gestalten jagten in wildem Durcheinander in seinem Innern vorüber. Jetzt schwebte Miranda im vollstem Schmucke ihrer Reize mit süßem Lächeln auf ihn zu, und streckte ihm ihre zarte Hand liebevoll entgegen. Er wollte sie entzückt ergreifen, erfaßte sie und sah zu seinem Erschrecken, daß es Herr von Mauseda war, der ihn mit einem ächten Raubvogelgesichte ankrächzte „le jeu est fait, Messieurs, le valet en bas,“ und ihm ein Spiel Karten entgegen hielt, auf welchem acht Goldstücke lagen. Dann war diese Figur plötzlich wieder verschwunden und Ahrenberg tanzte mit dem Geheimrath eine Polka in den tollsten Sprüngen. Dazwischen wirbelte Flora in Gestalt eines Schmetterlings einher, und Rapperswyl folgte ihr mit einem ungeheueren Schmetterlingsnetze, mit welchem er sie zu fangen suchte. Dann schwebte Miranda vor ihm her und er suchte ihrer habhaft zu werden, aber sie entschlüpfte ihm immer wieder und floh durch eine unendliche Reihe prächtiger Zimmer, ohne daß er sie erreichen konnte. Als er eilig eine Thür durchschreiten wollte, stand plötzlich sein ehemaliger Lehrer, Woltmann, in der Kleidung eines chinesischen Mandarinen mit einer hohen, spitzen Mütze auf dem Kopfe, vor ihm und führte ihm an der einen Hand seine Mutter, an der anderen seine Schwester entgegen. Er nickte beständig mit dem Kopfe und so oft er diese Bewegung machte,

ertönte der Klang eines Glöckchens, das an der höchsten Spitze seiner Mütze hing. Endlich hatte er Miranda erreicht; er umschlang sie und tanzte im Wirbel mit ihr durch die Luft. Sie stiegen immer höher und höher, bis sie ihn plötzlich los ließ und verschwand. Er stürzte mit einem Schrei aus der Höhe herab und — — erwachte.

Es mußte schon spät sein, denn die Sonne schien durch die Fenster und die Wagen und Equipagen rollten bereits unaufhörlich hin und her.

Oskar sprang rasch aus dem Bette, kleidete sich an und klingelte. Auf dieses Zeichen trat Fritz mit dem Frühstück ins Zimmer und sagte:

„Im Entree befindet sich ein Herr, der sich Fahrenhorst nennt und dem Herrn Baron einen Besuch zu machen wünscht; was befehlen der Herr Baron, das ich ihm sagen soll?"

Sobald Oskar den Namen nennen hörte, ging er ohne auf das weiter zu achten, was Fritz noch sagte, eilig an die Zimmerthür, öffnete sie und rief in heiterem Tone:

„Komm doch herein, Fahrenhorst, was machst Du für Umstände, als wär ich wer weiß welch' ein vornehmer Herr. Ich dächte doch, Du solltest mich besser kennen!"

Fahrenhorst trat auf diese freundliche Einladung ins Zimmer und Oskar drückte ihm herzlich die Hand, indem er sagte:

„Sei mir schönstens willkommen, liebster Heinrich, es freut mich ungemein, daß Du mich in meiner Wohnung besuchst. Mache Dir's bequem und setze Dich."

Hierauf wendete er sich zu Fritz und sagte:

„So oft dieser Herr kommt, wird er sogleich ohne alles Weitere in mein Zimmer geführt, selbst wenn ich noch zufällig nicht aufgestanden sein sollte oder Besuch bei mir wäre."

„Sehr wohl, Herr Baron," erwiderte der Diener mit einer Verbeugung und verließ dann das Zimmer, nachdem er Fahrenhorst heimlich von oben bis unten gemustert und sich seine Gesichtszüge genau gemerkt hatte.

Weder Oskar noch Fahrenhorst achteten weiter auf Fritz und dieser murmelte, während er sich aus dem Zimmer entfernte, ganz leise für sich hin:

„Das also ist er, dessen genaue Ueberwachung der Herr Rittmeister mir so dringend anbefohlen hat; gut, gut, ich werde nicht ermangeln, ihm gehörig auf den Dienst zu passen."

Als die beiden jungen Leute allein waren, sagte Oskar herzlich:

„Nun sage mir, Heinrich, wie ist es Dir in den Paar Tagen ergangen, wo wir einander nicht gesehen haben?"

„Du lieber Himmel!" entgegnete der Gefragte, „was kann wohl Jemandem begegnen, der so einsam und zurückgezogen lebt, wie ich."

„Welch ein Ende hat denn Deine Angelegenheit mit meinem Vetter Ahrenberg genommen? Denn ich hörte wohl, wie er Dir zuflüsterte: „Wir sehen uns wieder, Monsieur!" oder schwebt die Sache zwischen Euch noch?"

„O nein," antwortete Fahrenhorst lachend, „aber Wort hat Dein Herr Vetter gehalten, wir haben uns allerdings wieder gesehen."

„Habt Ihr Euch geschlagen?" fragte Oskar.

„Keineswegs," sagte Fahrenhorst. „Ich erwartete freilich auch eine Herausforderung, aber es kam anders, als ich dachte. Ich saß am anderen Morgen ganz ruhig hinter meinen Büchern, als es klopfte, die Thür aufging und zu meinem innerlichen Erstaunen Dein Herr Vetter in mein bescheidenes Stübchen trat. Er entschuldigte zuerst sein Kommen und ging sodann mit einer leichten Wendung sogleich auf den eigentlichen Zweck seines Besuches ein. Er entschuldigte sein Benehmen so gewandt und liebenswürdig, ja mit einem Anstriche von Herzlichkeit, daß es mir ganz unmöglich war, eine freundschaftliche Ausgleichung der Sache von der Hand zu weisen, zumal ich mir auch meinerseits innerlich gesagt hatte, daß ich gleichfalls von vorn herein etwas schroff und scharf aufgetreten. Ich bekannte ihm das auch in meiner Erwiderung auf seine Rede und wir schieden als ganz gute Freunde."

„Es ist mir ganz recht, lieber Heinrich," sagte Oskar, „daß sich die Sache auf diese Art und nicht durch die Waffe ausgeglichen hat; denn bei dem Berufe, welchen Du erwählt hast, könnte ein Duell, namentlich bei der Richtung, welche in den maßgebenden Kreisen vorherrscht, Deine ganze Laufbahn schädigen, oder sie wenigstens bedeutend erschweren, selbst wenn der Zweikampf ohne alle weiteren sichtbaren Resultate geblieben wäre."

„Auch mir ist es lieb," entgegnete Fahrenhorst, „daß die Sache den von mir erzählten Verlauf genommen hat; nicht sowohl aus dem von Dir angeführten Grunde, sondern weil dieser friedliche Ausgang des Streites das gestörte Gleichgewicht meines Inneren wieder herstellte.

„Das Höchste, was der Mensch in sich trägt, ist die Wahrhaftigkeit, sowohl gegen Andere, als gegen sich selbst, und es ist Pflicht, dies Gefühl in sich nach allen Seiten hin sorgsam zu pflegen und zu hegen, damit es uns nicht verloren gehe, und diese Wahrhaftigkeit sagte mir, daß mein Benehmen an jenem Abende des Zusammentreffens mit Deinem Herrn Vetter doch nicht so vollkommen correct gewesen sei,

daß ich nicht ganz ohne Schuld an dem stattgehabten Zusammenstoß gewesen bin und das beunruhigte mich innerlich. Ich dankte es daher im Herzen dem Herrn Rittmeister, daß er mir die Gelegenheit an die Hand gab, die Angelegenheit ohne Kampf auf ehrenvolle Weise auszugleichen und ich gestehe Dir, daß ich zugleich die Gewandheit und Artigkeit bewunderte, mit welcher er, ohne sich irgend Etwas zu vergeben, dennoch die Hand zum Frieden reichte."

„Ja," erwiderte Oskar, „es ist nicht zu läugnen, daß Ahrenberg ein vollkommener Cavalier ist und die Vorfälle im Leben auf eine so geschickte Weise zu behandeln weiß, daß man nicht umhin kann, ihn zu bewundern. Nun ich ihn kennen gelernt habe, begreife ich auch, weshalb meine Tante, die Gräfin Aurelie, so entzückt von ihm ist und ihn mir zum Vorbilde empfohlen hat. Ich werde auch ihren, in der That guten Rath, befolgen und ihn mir zum Muster nehmen."

„Diesem Vorsatze," entgegnete Fahrenhorst, „möchte ich doch meine Zustimmung oder meinen Beifall nicht so unbedingt geben."

„Und weshalb nicht?" fragte Oskar etwas überrascht.

„Weil es mir vorkommt, als ob bei aller Glätte, Feinheit und Eleganz des Rittmeisters von Ahrenberg dennoch in seinem ganzen Wesen eine gewisse Zweideutigkeit, so zu sagen, ein beständiges Schillern der Farbe läge, das es ungewiß läßt, was die eigentliche und wahre Grundfarbe seiner Seele ist und weil die Herzlichkeit, die er zeigt, zwar gut nachgemacht, aber doch nicht ächt zu sein scheint."

Da Oskar auf diese Worte nichts erwiderte, so glaubte Fahrenhorst sich nicht deutlich ausgedrückt, und dadurch die Möglichkeit eines Mißverständnisses herbeigeführt zu haben. Da ihm dies nicht wünschenswerth sein konnte, so bemühte er sich, seine Meinung klarer darzulegen und fuhr fort:

„Als ich das erste Mal mit Deinem Vetter zusammentraf, machte er auf mich den Eindruck eines vollendeten Weltmanns, aber auch den eines höchst exclusiven Aristokraten, der Alles geringschätzt, was nicht seines Standes ist und dieser Gesinnung, in jeder Wendung der Rede, in jeder Bewegung, ja in jeder Miene, Ausdruck giebt. Diese vornehme Geringschätzung, dieser adlige Hochmuth, der überall hervorblickte und sich geltend machte, war es denn auch, welcher meine, freilich im Grunde ebenso ungehörige, aber leichter zu entschuldigende bürgerliche Schroffheit hervorrief, welche das Zerwürfniß eigentlich herbeiführte.

„Als Herr von Ahrenberg aber nun am anderen Tage wieder bei mir erschien, war allerdings der glatte, vollendete Weltmann vollständig wieder da, allein der exclusive Adlige war ebenso vollständig verschwun-

den, und an seiner Statt sah ich ein Wesen vor mir, dessen liebenswürdige Aufrichtigkeit und gewinnende Herzlichkeit, die zugleich Beide den Stempel der feinsten Lebensart trugen, einen höchst angenehmen und wohlthuenden Eindruck machten.

„Welche von beiden Erscheinungen war nun die echte, wahre, und welche die unechte, erheuchelte? War der exclusive Adlige, oder der human durchgebildete Edelmann Maske? Ich habe bei Beantwortung dieser Frage längere Zeit hin und her geschwankt, eben weil beide Formen im Ausdrucke so vollendet waren, muß aber doch bekennen, daß ich zuletzt zu einem Resultate gelangte, welches mich geneigter macht, den exclusiven Adligen für das wahre Gesicht Deines Herrn Vetters, und den human durchgebildeten Edelmann für die Maske zu halten. Die Gründe für dieses Resultat sind die überwiegenderen und ich glaube daher, daß der Herr Rittmeister seine besonderen Ursachen gehabt haben mag, die Friedensflagge aufzuziehen, und die Maske der Humanität und der Aufrichtigkeit anzulegen, wenn ich auch nicht im Stande bin, die Gründe zu erkennen, welche ihn bewogen haben, diese Komödie zu spielen. Mit einem Worte, ich mißtraue Deinem Herrn Vetter."

„Es ist wahr," antwortete Oskar nach einer kurzen Pause, in welcher er nachzudenken schien, „der Eindruck, welchen Ahrenberg auf mich bei unserm ersten Zusammentreffen machte, war dem von Dir beschriebenen ähnlich und er stieß mich eher ab, als er mich anzog. Der Hohn über meine Wohnung, das Benehmen gegen die beiden armen, offenbar geängstigten jungen Damen, das Betragen gegen Dich, das Alles machte, trotz der feinen Formen, in denen es hervortrat, auf mich einen höchst unangenehmen, abstoßenden Eindruck, und ich hatte nicht das mindeste Verlangen nach einem näheren Umgange mit ihm. Ich habe jedoch seitdem Gelegenheit gehabt, meinen Vetter näher kennen zu lernen, und muß sagen, daß ich mich im Irrthum über ihn befand und eingesehen habe, daß die sprichwörtliche Redensart, der erste Eindruck, welchen ein Mensch mache, sei der richtige, mit großer Vorsicht anzuwenden ist."

„Ich will von ganzem Herzen wünschen," entgegnete Fahrenhorst, „daß Dein Urtheil wahr sein möge. Aber nun genug von Herrn von Ahrenberg; ich bin viel begieriger, Etwas von Deinem eigenen Thun und Treiben, als von ihm zu hören. Also, wie lebst Du, wie geht es Dir?"

„Wie Du siehst, sehr wohl," erwiderte Oskar heiter. „Ich habe die Bekanntschaft meines Oheims, des Geheimraths von Finkenstein gemacht und einen sehr freundlichen Eindruck davongetragen. Er nahm mich sehr liebevoll und väterlich auf, erkundigte sich äußerst angelegent-

lich nach dem Befinden meiner Mutter und Schwester, und zeigte überhaupt eine große Theilnahme.

„Mit meiner Bestimmung für den höheren Staatsdienst und meiner künftigen Laufbahn als Diplomat, war er vollkommen einverstanden und versprach mir, mich bei der Wahl der dahin einschlagenden Studien mit Rath und That zu unterstützen."

„Das ist sehr schön und brav von Deinem alten Oheim und Du kannst von Glück sagen, einen solchen Führer, wie ihn, zu haben, der in alle Theile der schwierigen Wissenschaft oder Kunst, ich weiß nicht recht, wie ich die Diplomatie nennen soll, so tief eingeweiht ist," sagte Fahrenhorst, und setzte dann seufzend hinzu: „den wenigsten Menschen wird ein solches beneidenswerthes Loos zu Theil, Du gehörst wahrlich zu den Auserwählten. Glaube mir, viele bedeutende und schöne Talente gehen im Leben daran zu Grunde, oder gelangen erst sehr spät zu der, für ihre Begabung angemessenen Sphäre, daß ihnen in der Jugend ein Leiter gefehlt hat, der ihnen den richtigen Weg, und ein ihrer würdiges Ziel gezeigt hätte. Da Dir aber der Himmel eine so seltene und besondere Gunst erwiesen hat, so wirst Du, davon bin ich überzeugt, Deinen Dank dadurch bezeigen, daß Du Deine Studien mit demselben regen Eifer betreibst, welchen Du sonst immer an den Tag gelegt hast."

Bei diesen Worten seines Freundes gerieth Oskar in nicht geringe Verlegenheit; er wurde glühend roth und sagte:

„Das sollte wohl der Fall sein, lieber Freund, allein ich bin bis jetzt, der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht im Stande gewesen, dazu zu kommen. Du kannst Dir wohl denken, daß meine Verwandten hier Alles aufboten, als ich ankam, mir das Leben fern von den Meinigen angenehm zu machen, und daß es daher nicht an Festlichkeiten mangelte. Heute gab es ein Frühstück, morgen einen Ball und übermorgen ein großes Mittagsessen, überall machte man mich gewissermaßen zum Mittelpunkte der Gesellschaft und ich mußte dann natürlicher Weise wiederum meinerseits ebenso viele Besuche machen, als ich Einladungen erhalten hatte, und auf diese Weise behielt ich kaum so viel Zeit übrig, daß ich dem Herrn Rector Magnificus meine Aufwartung machen, und mich immatriculiren lassen konnte. Ich habe noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, mit meinem Oheim mich in Betreff der zu hörenden Collegia berathen, geschweige denn eines derselben besuchen zu können."

„Das ist schlimm," sagte Fahrenhorst, „sehr schlimm, und wenn ich höre, wie es Dir geht, so bin ich fast geneigt, mein Schicksal zu preisen, das mich in einer nicht angesehenen Familie geboren werden

ließ, die nur eine kleine Zahl und überdies nicht glänzend situirter Verwandten hat. Glaube mir, mein Freund, es kommt viel darauf an, wie man das erste Studienjahr beginnt und zubringt.

„Ich weiß wohl, daß es hergebracht ist, das erste Universitätsjahr nicht sonderlich hoch anzuschlagen; denn man meint, es sei natürlich, daß der junge Mensch, welcher sich zum ersten Male von den Fesseln, in denen er bis dahin gelebt habe, vollkommen frei fühle, seine Freiheit auch genießen wolle, und da sei es denn am besten, dieser Wunsch werde im Verlaufe des ersten Studienjahres verwirklicht, da auf dieses eben nicht viel ankomme, als später, wo der Zeitpunkt herannahe, in welchem der junge Mann ins praktische Leben treten soll.

„Ich halte aber diesen Grundsatz für vollständig falsch. Denn Du weißt, so gut wie ich, wie viel auf Gewöhnung ankommt. Hat man sich erst an eine Lebensweise gewöhnt, so wird es unendlich schwer, davon wieder abzulassen und einen anderen Weg zu betreten. Bist Du also einmal in die Strudel und Wirbel des vornehmen Gesellschaftslebens hineingerissen, so wird es Dich unendlich viel Mühe kosten, Dich aus den Schlingen desselben wieder frei zu machen; denn es sind Rosenketten, mit denen es Dich bindet, die aber um so gefährlicher sind, je leichter sie sich tragen lassen.

„Diesem Leben in Vergnügen und anmuthiger Gesellschaft stelle Dir einmal die Arbeit gegenüber, welche Du zu bewältigen hast, um es in Deinem erwählten Berufe dahin zu bringen, daß Du ein tüchtiges Mitglied desselben wirst, welches seinen Platz genügend auszufüllen versteht.

„Betrachte nur einen einzigen Zweig der Staatswissenschaften, in denen Du, um ein tüchtiger Diplomat zu werden, vollkommen zu Hause sein mußt, und Du wirst sogleich erkennen, daß man, um seinen Zweck nur einigermaßen zu erreichen, nicht eine Minute Zeit unbenutzt lassen darf."

Oskar hörte seinem Freunde aufmerksam zu und sagte dann:

„Du hast ganz Recht in dem was Du da sagst, liebster Freund, und ich sehe wohl ein, daß ich den Weg, welchen ich einzuschlagen glücklicher Weise erst begonnen habe, nicht fortsetzen darf, wenn ich es in der Sphäre, für welche ich nun einmal bestimmt bin, zu etwas Tüchtigem und Ordentlichem bringen will, und dies Bestreben habe ich.

„Ob es mir gelingen wird, die Laufbahn des Staatsmannes mit Erfolg zu betreten, ist freilich eine andere Sache; denn ich habe mir dieselbe nicht freiwillig und aus Vorliebe ausgesucht, sondern meine Familie hat sie für mich gewählt, und ich meines Theils muß beken-

nen, daß ich für etwas Anderes, als für den Staatsdienst gestimmt haben würde, wenn ich meiner Neigung hätte folgen dürfen.

„Da die Sachen indessen einmal so liegen, wie es der Fall ist, so fühle ich mich auch verpflichtet, meinerseits Alles aufzubieten, um den Wünschen meiner Familie zu genügen und da ich, nach Deiner zwar nur sehr kurzen und ganz allgemeinen Darstellung dessen, was ich zu thun und zu bewältigen haben werde, mit Deutlichkeit sehe, daß ich die sichere Grundlage in all den verschiedenen Wissenschaften meines Berufs kaum in den drei vor mir liegenden Jahren, auch bei dem angestrengtesten Fleiße mir werde zu eigen machen können, so werde ich Deiner freundschaftlichen Mahnung Folge leisten, und so viel ich irgend vermag, Alles vermeiden, was mich stören oder an der Erreichung meines Zieles hindern könnte.

„Daß dieser Vorsatz in seiner Ausführung auf besondere Schwierigkeiten stoßen werde, glaube ich nicht; denn es wird nur einer Unterredung mit meinen Anverwandten und einer festen Willenserklärung meinerseits bedürfen, um sie zu der Einsicht zu bringen, daß derjenige, welcher den Zweck will, auch die Mittel wollen müsse, und sie mich also der freiwilligen Einsamkeit und Abgeschlossenheit, der ich mich demnächst zu widmen denke, nicht entziehen dürfen, wenn es ihr ernstlicher Wunsch ist, mich wohl vorbereitet in den Staatsdienst treten zu sehen.

„Das ist zugleich vielleicht auch der Weg, mich mancher Dinge zu entledigen, die mich drücken und mir unangenehm sind, und Manches wieder zu erlangen, was mir lieb und werth ist. So ist es in meinen Augen völlig überflüssig, daß ich diese schönen, glänzenden Zimmer bewohne und einen Bedienten halte, und ich sehne mich herzlich nach meinem bescheidenen aber behaglichen Stübchen in der Mauerstraße zurück, wo ich, in Gemeinschaft mit Dir, meinen Studien obliegen und, wenn ich mein Tagewerk vollendet habe, den Abend in Deiner Gesellschaft fröhlich verbringen kann.

„Noch heute werde ich mit meinen Verwandten sprechen und sodann gleich alle Anstalten treffen, um wieder mit Dir zusammen leben zu können."

„So lieb und angenehm mir auch dasjenige ist," erwiderte Fahrenhorst, „was ich so eben von Dir höre, und so nothwendig und nützlich ich es finde, daß Du Deine löblichen Vorsätze ausführst, so halte ich es doch für meine Pflicht, Dich auf die Hindernisse aufmerksam zu machen, welche Dir im Wege stehen und Dich vor Uebereilungen zu warnen.

„Du hast mir mitgetheilt, daß Dein Wohnungswechsel auf Wunsch, oder vielmehr auf Befehl Deines Oheims, des Geheimraths von Finken-

stein erfolgt sei, und daß dieser Deine jetzige Einrichtung höchlichst gebilligt habe.

„Wie man mir erzählt, ist Dein Oheim einer der angesehensten Männer in Berlin, von großem Einflusse bei Hofe und im Staate, und überdies sehr reich.

„Den Wünschen und Ansichten eines solchen Mannes schroff und geradezu entgegenzutreten, ist eine mißliche Sache, welche die unangenehmsten und nachtheiligsten Folgen für Dich haben kann, und ich rathe Dir zur Vorsicht. Vielleicht ereignen sich in der nächsten Zukunft Dinge, die Du für Deinen Zweck benutzen kannst, und welche Dich vor dem Unwillen des Geheimraths sicher stellen.

„Ebenso würde ich es für klug und angemessen halten, wenn Du Deinen Vetter Ahrenberg, so viel wie nur irgend möglich, schontest; er stimmt offenbar mit den Ansichten und Meinungen Deines Oheims überein, und würde es vielleicht noch übler als dieser selbst empfinden, wenn er sähe, daß den Plänen der Familie schroff und plötzlich von Deiner Seite entgegengetreten würde. Was Du also zu thun gedenkst, das führe zwar entschlossen, aber zugleich auch besonnen aus, damit Du Dir nicht schadest, anstatt zu nützen, und vielleicht kommt Dir auch von Außen her eine Hülfe, die Du benutzen kannst."

„Du magst mit Deinen Einwendungen und Winken wohl Recht haben," antwortete Oskar, „und ich werde sie jedenfalls, so gut ich vermag, befolgen; aber nichts soll mich abhalten, mich den gesellschaftlichen Fesseln zu entziehen, die mich festzuhalten, und den Wissenschaften, diesen edlen Führerinnen und Erzieherinnen des Menschen, abwendig zu machen drohen."

„Möge dieser schöne Vorsatz eine Wahrheit, eine Thatsache werden," entgegnete Fahrenhorst. „Niemand wird dann eine größere Freude haben, als die Deinigen und ich, der ich Dich wie einen Bruder liebe. Ich werde glücklich sein, wenn ich Dich wieder bei mir, und in Dein Studium versenkt, sehe. Aber es muß schon spät sein und ich werde gehen müssen!"

„Wo willst Du denn hin, es ist eben erst in zehn Minuten eilf Uhr?" fragte Oskar.

„Dann ist es die höchste Zeit, daß ich aufbreche," sagte Fahrenhorst, „ich unterrichte die Kinder des Herrn Baron von Mergentheim und muß pünktlich um eilf Uhr dort sein."

„Freilich, wenn Dich die Pflicht ruft," entgegnete Oskar, „so darf ich Dich nicht abhalten, so leid mir auch das thut; denn ich hatte die Absicht, Dich zum Frühstück und Mittagsessen einzuladen."

„Ich danke Dir für den guten Willen," entgegnete Fahrenhorst,

„aber die Erfüllung übernommener Pflichten geht Allem, und namentlich dem Vergnügen, vor. Also lebe wohl bis auf hoffentlich baldiges und dauerndes Wiedersehen, Adieu!"

Bei diesen Worten erhob sich der junge Theologe und ging, von Oskar begleitet, raschen Schrittes auf die Thür des Zimmers zu. Er öffnete sie, ging durch den Korridor und war bald hinter der zufallenden Thür desselben verschwunden.

Als Oskar allein war, ging er sinnend in seinem Zimmer auf und nieder, und überließ sich den in seinem Kopfe hin und her wogenden Gedanken.

„Heinrich hat Recht," sagte er für sich, „ein Leben, wie dasjenige, welches ich jetzt führe, bedroht das Beste und Schönste meiner Seele und könnte mir geradezu mit der Zeit verderblich werden. Ich muß mich um jeden Preis den Schlingen entziehen, die mich fangen wollen, und vor Allen dem Müßigange entsagen, dem ich mich, seit meiner Ankunft hier, zu ergeben angefangen habe. Es gilt ja nur einen männlichen Entschluß zu fassen und die Scheu zu überwinden, die sich meiner stets bemächtigt, wenn ich meinem Oheim gegenüber stehe. Ich will ja etwas Gutes und Würdiges, wozu also dieses Zagen, dieses hinter dem Berge halten. — —"

Er schwieg und schritt stumm einige Male im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen und rief aus:

„Warum tritt mir gerade in diesen Augenblicken Dein reizendes Zauberbild vor die Erinnerung, Miranda? – Du, die ich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele liebe, die mich das Leben erst begreifen gelehrt und das Verständniß desselben meiner bis dahin schlummernden Seele geöffnet hat. Willst auch Du mich verlocken und mich in meinen Entschließungen wankend machen? — Ach, ja freilich," fuhr er mit sinkender Stimme fort, „wenn ich ausführe, was ich mir vorgenommen habe, so werde ich Dich nicht wieder erblicken, in Deine herrlichen Augen nicht wieder schauen, meinen zitternden Arm nicht wieder um Deine schlanke Taille legen, um mit Dir unter den süßberauschenden Harmonien der Musik durch den hellerleuchteten Saal zu fliegen und eines wahrhaft göttlichen Genusses theilhaft zu werden. — — O Miranda, holde Miranda, hätten meine Augen Dich doch niemals, niemals erblickt; denn von dem Momente an, in welchem ich Dich sah, lag mein Geschick, mein Leben in Deiner Hand, gehörte ich Dir, einzig Dir und Du lenkst mein Schicksal. — —"

Es trat abermals eine Pause ein und von Neuem durchmaß Oskar mit unruhigen Schritten das Zimmer und sagte:

„Welch ein Thor ich bin! Wie kann ein so alberner Wunsch,

wie der, über meine Lippen kommen, daß ich sie nicht gesehen haben möchte! Ist das nicht ebenso, als sich Blindheit zu wünschen, nachdem man die Herrlichkeit der Natur hat erkennen und verstehen lernen? — Nein, es ist mehr, es ist Sünde, Deinen Anblick meiden, das Andenken an Dich aus der Seele drängen zu wollen. Ach! und wenn ich es auch wollte, ich könnte es nicht. Dein Bild ist meinem Herzen zu tief eingeprägt, als daß es jemals daraus vertilgt werden könnte. Nein, Miranda, was ist alle Wissenschaft, alle Zukunft, alles Leben ohne Dich. Dich kann, Dich will und werde ich nicht verlieren! Ich muß Dich wieder in diesen Armen halten, muß Dich an mein Herz drücken und mit Dir mir das Paradies auf die arme Erde zurückzaubern, denn ohne Dich ist Alles ein dunkles, dumpfes und wüstes Chaos."

Er warf sich in einen Sessel und es entstand eine lautlose, lange Pause, in welcher er so ganz in den süßen Erinnerungen an das vergangene, nur flüchtig genossene, für ihn aber unaussprechliche Glück schwelgte, daß er die Schritte nicht hörte, welche auf dem Korridor erklangen.

Es war Ahrenberg, der, von Fritz begleitet, den Korridor durchschritt. Während des kurzen Weges flüsterte der Diener dem Rittmeister zu:

„Gnädiger Herr, der Theologe, er nennt sich Fahrenhorst, ist hier gewesen und hat den Baron Oskar besucht."

„So," sagte der Rittmeister, „und was wollte er?"

„O," entgegnete der Diener, „er hielt eine lange Predigt, in welcher auch der Geheimrath und Sie, Herr Graf, vorkamen. Er wollte den jungen Herrn bereden, hier wieder auszuziehen, mit ihm sich, wie er es nannte, den Wissenschaften zu widmen und sagte, daß er Ihnen, Herr Rittmeister, nicht traue, denn Sie trügen eine Maske. Dann aber rieth er dem Herrn Baron Oskar zur Vorsicht, besonders gegen Se. Excellenz und gegen Sie, wenn er ihn auch aufmunterte, sich nicht Ihrer Macht und Ihrem Einflusse zu entziehen und zu seinem ersten Leben zurückzukehren. Ich sollte auch abgeschafft werden und dabei hat Baron Oskar mir befohlen, ihn jeder Zeit, unter allen Umständen, augenblicklich, so bald er kömmt, in sein Zimmer zu führen. Er war ganz gerührt von der Freundschaft und den Worten des Theologen, der gewaltig auf ihn hineinredete und auch von der Mutter des jungen Herrn sprach."

„Deine Nachrichten sind Goldes werth," sagte Ahrenberg leise und rasch, indem er zugleich in die Tasche griff und einen Friedrichsd'or in die Hand des Dieners gleiten ließ. „Ich werde sie zu benutzen wissen."

Bei diesen Worten schritt er rasch und festen Schrittes auf die Thür zu, welche nach Oskars Zimmer führte, und trat ein.

Bei dem Geräusche, welches sein Eintritt verursachte, fuhr Oskar aus seinen Träumereien auf und ging ihm mit den Worten entgegen:

„Ah, sieh da, lieber Vetter! Sei mir willkommen; wie geht es Dir?“

Ungeachtet dieser freundlichen Worte fühlte Ahrenberg doch aus dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, heraus, daß sein Besuch mit einer gewissen Kälte aufgenommen wurde, die gegen die frühere Art des Empfanges merklich abstach. Er that indessen, als bemerke er die Veränderung im Wesen seines Vetters gar nicht und erwiderte lachend: „Erlaube mir dieselbe Frage an Dich richten zu dürfen, wie geht es Dir?“

„Ich danke Dir, so leidlich,“ antwortete der Gefragte und setzte dann hinzu, „aber ich bin ein wenig verstimmt.“

„Verstimmt?“ wiederholte der Rittmeister im Tone gut gespielter Ueberraschung, „ist Dir der Ball etwa nicht gut bekommen? fühlst Du Dich unwohl?“

„Nicht im Geringsten,“ entgegnete Oskar, „im Gegentheil, der Ball gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen.“

„Was, in aller Welt, kann denn vorgefallen sein, was Dich verstimmt hätte?“ fragte der Rittmeister.

„Verstimmt ist auch eigentlich nicht das rechte Wort,“ erwiderte Oskar, „ich hätte sagen sollen, ernst gestimmt, und der Grund davon ist ein Besuch, den mir kurz vor Deiner Ankunft Fahrenhorst gemacht hat.“

„Ah!“ sagte Ahrenberg, „nun finde ich Deinen Ernst erklärlich, Ihr werdet ein tief gelehrtes Gespräch mit einander geführt haben.“

„Nein,“ antwortete Oskar, „das nun gerade nicht, obwohl es allerdings von Gewicht und Wichtigkeit war.“

Er erzählte hierauf seinem Vetter den Inhalt des stattgehabten Gesprächs, ließ aber natürlich alles dasjenige aus, wodurch Ahrenberg sich verletzt oder gekränkt hätte fühlen können.

Als er geendet hatte, sagte Ahrenberg mit leisem Spotte lächelnd:

„Also hat Dein Freund Dir, was man so eine Gardinenpredigt zu nennen pflegt, gehalten, und Dir, als guter Theologe und zukünftiger Seelsorger das Gewissen geschärft.“

„Wenn Du es so nennen willst,“ erwiderte Oskar, „allerdings und ich muß gestehen, ich finde, daß er nicht so ganz unrecht hat.“

„Das kommt darauf an, mein Freuud, wie man die Sache ansieht und versteht,“ sagte Ahrenberg, „und ich glaube wohl, daß Dir Alles, was er vorgebracht hat, ganz begründet, vielleicht sogar unwiderleglich geschienen haben mag. Mir aber, der ich den Dingen, welche

den Gegenstand des Gespräches ausmachten, viel näher stehe, als er und Du, mir erscheint Herr Fahrenhorst, ohne ihn beleidigen zu wollen, nicht viel besser als Don Quixote in dem berühmten Kampfe gegen die Windmühlen, und Deinem Onkel, dem Geheimrathe, würde er noch viel mehr so vorkommen.“

„Wie so?“ fragte Oskar höchlichst überrascht.

„Weil er sich ein ganz falsches Bild von Deiner jetzigen Lebensweise und deren Folgen gemacht hat, und da Gefahren für Dich sieht, wo durchaus keine sind, und dann gegen diese selbst geschaffenen Riesen in der ganzen schweren Rüstung seiner Gelehrsamkeit höchst zornig zu Felde zieht. Ich bitte Dich, sieh Dir einmal Deine schrecklichen Thaten, die Du seiner Meinung nach begangen hast, mit unbefangenem Auge an. Was hast Du denn eigentlich verbrochen?

„Du bist kaum einige Tage hier und bist schon Theilnehmer eines heiteren Frühstücks bei Deinem Oheim gewesen, dem Du, Deiner Pflicht nach, einen Besuch abgestattet hast. Ist das ein Unrecht? im Gegentheil, alle Welt würde Dich mit Recht getadelt haben, wenn Du einen so liebevollen Empfang, wie der Geheimrath ihn Dir geboten hat, aus pedantischen Rücksichten auf Deine Studien und den Zweck Deiner Hierherkunft abgelehnt hättest.

„Aber Du bist mit mir auch in unserem Club gewesen und hast sogar, man denke, am Roulette eine ganze honette Summe gewonnen. Mich dünkt aber, Dein Vetter hat ebenso wohl, als Dein Onkel, Ansprüche darauf, Dir das Leben in der Residenz von seiner heiteren, anmuthigen Seite zeigen und Deiner Gesellschaft genießen zu dürfen.

„Endlich, und das ist die schwerste Beschuldigung, die man Dir entgegen halten kann, Du bist auf einem Balle gewesen und hast dort in einer auserlesenen Gesellschaft mit einem der schönsten und geistvollsten Mädchen getanzt und bist von der ganzen feinen Gesellschaft Deines Tanzes wegen bewundert und Deiner Tänzerin halber beneidet worden.

„Da hast Du Dein ganzes Sündenregister; — doch nein, nicht Dein ganzes, es fehlen noch die Unterlassungssünden, und worin bestehen diese? Du hast es unterlassen, gleich am Tage nach Deiner Ankunft zum Herrn Rector Magnificus zu laufen, Dich immatriculiren zu lassen und eine Reihe von Collegien zu belegen.

„Rechnest Du zu diesen Todsünden nun noch die von geringerem Gewichte, daß Du die Kühnheit gehabt, aus einer miserablen, drei Treppen hoch gelegenen Stube, in ein anständiges, Deinen Standesverhältnissen angemessenes Zimmer zu ziehen und daß Du, der Baron Oskar von Wildenburg, so vermessen gewesen bist, einen eignen Bedien-

ten anzunehmen, statt wie die übrigen Söhne der alma mater einen Stiefelputzer und Kleiderreiniger zu halten, so hast Du den ganzen Katalog Deiner Verbrechen zusammen, der Deinen gelehrten Freund in so große Entrüstung gesetzt hat, daß er mit Speer und Schild dagegen zu Felde zu ziehen für heilige Pflicht gehalten hat. Nun sage mal ehrlich und offen, ob Du diesen Kreuzzug, bei unbefangenem Urtheile, gerechtfertigt finden kannst? Wo ist ein reelles Unrecht von Deiner Seite, und wo sind wirkliche Gefahren, welche Dein Seelenheil in anderen, als in den Augen eines eifrigen Theologen, gefährdet erscheinen lassen; es müßte denn sein, daß Du die Huldigungen, welche Du der schönen Miranda dargebracht hast, als solche betrachten willst, woran ich mir aber zu zweifeln erlaube."

Während dieser, mit leichter Ironie gesprochenen Worte Ahrenbergs durchzogen die verschiedensten Empfindungen Oskars Brust.

Bald schien es ihm, als habe Fahrenhorst Recht, bald mußte er wieder anerkennen, daß Ahrenbergs Einwendungen gar nicht unbegründet waren, und zwischen diesen widerstreitenden Aussprüchen seines Verstandes, tauchte immer wieder das verführerische Bild der reizenden Miranda auf und erfüllte sein Herz mit einer unendlichen Sehnsucht, die seine ohnehin schon große Unruhe nur noch vermehrte.

Ahrenberg bemerkte diesen Kampf im Innern Oskars sehr wohl und beschloß, ihn zu seinem Vortheile zu benutzen.

„Höre Oskar," sagte er, „der eigentliche Zweck meines Besuches bei Dir war, Dich abzuholen und zu einem kleinen Frühstücke in Gesellschaft Langenfelds einzuladen, und ich dachte nicht, als ich kam, daß ich mich mit Dir in langwierige Erörterungen über Dinge einlassen müßte, welche in meinen Augen eigentlich der Rede nicht werth sind. Bei dergleichen unfruchtbaren Erörterungen kommt niemals etwas Gescheutes heraus. Wir werden nur unsicher, aber nicht besser dadurch gemacht, und, was das Schlimmste ist, verlieren über diesem Grübeln und Hin- und Herzerren der Gedanken gerade Das, was wir im Leben am Allernöthigsten gebrauchen, den untrüglichen Tact, der uns durch alle Schwierigkeiten, Hindernisse und Klippen des Augenblickes glücklich durchführt und der mehr werth ist, als Alles Sinnen und Denken, welches nur dahin führt, daß wir vor lauter Erwägen und Ueberlegen zu gar keiner That kommen und zuletzt ganz elendiglich untergehen. Niemand hat davor nachdrücklicher und eindringlicher gewarnt, als der große Dichter des Hamlet. Diese ganze merkwürdige Tragödie ist der beredeteste, ausführlichste und schlagendste Kommentar zu demjenigen, was ich eben gesagt habe, und zeigt mit wunderbarer Klarheit, wie das ewige Abwägen, Grübeln und Sinnen nur

dazu dient, den Charakter des Menschen auszuhöhlen und zu zerfressen, bis endlich die ursprünglich edle, schöne und kräftige Organisation zusammenbricht und klanglos in den Orkus hinabstürzt; darum hüte Dich davor, liebster Vetter, wirf dies unfruchtbare Ueberlegen von Dir und stürze Dich muthig in den brausenden Strom des Lebens; Du wirst tausendmal mehr Vortheil davon haben, als von dem einsamen Hinbrüten über Dinge, die zuletzt doch, wider Deinen Willen, Dich beherrschen und führen."

„Du hast Recht," rief Oskar aus, der sich, wie es schien, plötzlich zu einem Entschlusse zusammenraffte, „es ist Thorheit, zaghaft hin und her zu schwanken und vollends in meiner Lage. Ich will die düsteren, ängstlichen Gedanken, die mich seit Fahrenhorsts Besuche, ich gestehe es, heftig bewegt und gequält haben, von mir werfen und mich ganz den schönen herrlichen Empfindungen überlassen, die mein Herz durchdringen und mich in Entzücken wiegen. Es giebt nur eine Jugend und die muß man genießen, es giebt nur ein Leben und dessen muß man sich freuen."

„Das sind richtige Gedanken und Empfindungen," bekräftigte Ahrenberg, „die mußt Du fest halten und Dich nicht bei jeder Gelegenheit irre führen lassen.

„Und nun komm, laß uns Langenfeld aufsuchen und bei einem trefflichen Glase Wein der Thoren spotten, welche einem luftigen Wahne die schöne Wirklichkeit des Lebens aufopfern und in ihrem wunderlichen Hochmuthe, wenn sie auf ihrem bestaubten Bücherthrone sitzen, glauben, daß sie Wunder was sind und nicht bedenken, daß der Dichter vollkommen Recht hat, wenn er ausruft:

„Setz Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken
Du bleibst doch immer was Du bist."

Bei diesen Worten faßte er lachend Oskars Arm und zog ihn scherzend zur Thür des Zimmers hinaus.

Bald standen Beide vor der Thür des Hauses und wendeten ihre Schritte nach der Charlottenstraße, um dort Langenfeld aus seiner Wohnung abzuholen und sich sodann alle drei zu Ewest zu begeben, um dort bei Champagner und trefflichen Speisen einen fröhlichen Vormittag zu verbringen.

* *

*

In der Weise, wie eben hier geschildert worden ist, verflogen für Oskar eine Reihe von heiteren Tagen in ununterbrochenen Vergnügungen, und eine Woche war verschwunden, er konnte sich kaum Rechenschaft davon ablegen, wie? Alle seine Wünsche gingen in Erfüllung, denn Ahrenberg half bereitwilligst dazu. Nur ein Wunsch, und zwar der schönste und höchste, den er hatte, von dem sein Herz übervoll war, der heiße Wunsch, seine geliebte Miranda wieder zu sehen und zu sprechen, schien nicht verwirklicht werden zu sollen. Wie oft Oskar auch darauf anspielte, wie wenig er seine heftige Sehnsucht verheimlichen mochte, Ahrenberg fand stets Mittel und Wege, den liebenden, jungen Mann hinzuhalten, zu vertrösten und in geheimnißvoller Weise auf die Zukunft hinzudeuten. So verflossen acht Tage seit dem Balle, auf welchem Oskar Miranda gesehen hatte, und noch war keine Aussicht vorhanden, wieder mit ihr zusammen zu kommen. Um so wilder stürzte sich Oskar in den Strudel von Vergnügungen, die sich ihm darboten, und Ahrenberg beförderte dies Leben aus allen Kräften, weil es auf das Trefflichste zu seinen Plänen paßte und ihn der Erfüllung seiner heimlichen Absichten in raschen Schritten näher brachte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Stimme der Verführung.

Oskar saß an seinem Arbeitstische und schrieb. Er hatte seit einiger Zeit angefangen, die Universität zu besuchen, und war nun damit beschäftigt, das in den Collegien Gehörte und Nachgeschriebene zu wiederholen und zu einem ordentlichen, lesbaren Hefte umzugestalten.

In dieser Beschäftigung ward er durch den Eintritt seines Dieners unterbrochen, welcher ihm einen eben eingegangenen Brief überbrachte.

Oskar nahm denselben und erbrach ihn. Er kam von seiner Mutter und der Inhalt desselben war nicht so erfreulicher Art, als er gehofft und erwartet hatte.

Sie schrieb ihm, daß sein Jugendfreund, der Studiosus Theologiä Fahrenhorst, ihr in Wildenburg einen Besuch abgestattet habe und lobte das Benehmen des jungen Mannes ganz außerordentlich. Er sei,

sagte sie, ebenso bescheiden, als verständig, und habe sich gegen sie in den wärmsten Ausdrücken über seine Freundschaft für Oskar ausgesprochen. Zugleich habe sie aber zu ihrer Betrübniß erfahren müssen, daß er, Oskar, auf den Rath des Rittmeisters von Ahrenberg die Wohnung in der Mauerstraße verlassen und eine andere, viel glänzendere und kostspieligere „Unter den Linden" bezogen habe. Es sei ihr äußerst schmerzlich gewesen, daß er sich von seinem treuen Freunde und Jugendgenossen getrennt und sich der Leitung Ahrenbergs anvertraut habe, der in dem Rufe eines etwas sehr lockeren Lebemannes stehe, wenn man ihm auch nachrühme, daß er ein sehr geistreicher Mensch und äußerst gewandter Kavalier sei, dessen gesellige Formen von musterhafter Eleganz seien.

Sie rieth ihm in der Wahl seiner Freunde vorsichtig zu sein, empfahl ihm den Umgang mit Fahrenhorst auf das Eindringlichste, und warnte ihn vor zu großen Ausgaben, da seine Einkünfte nicht von der Art seien, daß er es Leuten, wie Ahrenberg sei, gleich thun könnte. Endlich erinnerte sie ihn an das ihm bekannte, zwischen den Finkensteins, Ahrenbergs und Wildenburgs bestehende gespannte Verhältniß und bat ihn, auch in dieser Beziehung die Regeln der Klugheit nicht außer Acht zu lassen, ohne jedoch etwa in unnöthige Schroffheit gegen seine Verwandte zu verfallen. Der Brief schloß mit einigen Nachrichten über das Leben und Befinden der Schloßbewohner, liebevollen Grüßen von Seiten seiner Schwester und seines früheren Lehrers Woltmann und Versicherungen mütterlicher Zärtlichkeit.

Dieser Brief machte einen wunderbar gemischten Eindruck auf Oskars Gemüth. Die zärtliche und besorgte Liebe der Mutter rührte ihn tief, aber sie hatte auch ihren Stachel, der ihn verwundete und der Rührung, die er empfand, eine gewisse Bitterkeit beimischte. War ihm auch der Grund, aus welchem diese erste Trübung der kindlichen Rührung entsprang, die in ihm vorherrschte, nicht vollkommen klar, so fühlte er doch deutlich, daß eine Umwandlung in seinem Innern vorgegangen war, zu welcher Vieles in dem Tone des Briefes nicht mehr passen wollte.

Die Warnungen und Rathschläge der Mutter trugen unverkennbar die Farbe von Befehlen, die man berechtigt und verpflichtet ist, einem jungen Menschen zu geben, welcher eben auf der Grenzscheide zwischen Knabe und Jüngling angelangt ist und, bei seiner Unerfahrenheit noch in allen Dingen geführt und geleitet werden muß. Oskar fühlte aber in seinem Innern, daß er bereits die Grenze vom Jüngling zum Manne überschritten, und ein Anrecht auf die Anerkennung seiner Selbstständigkeit und seiner eigenen Urtheilskraft habe.

Dadurch ward ein Zwiespalt in seiner Seele erzeugt, der ihn verdroß und ängstigte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, den Widerspruch zu lösen und das ruhige Gleichgewicht seines Innern wieder herzustellen, welches bis dahin geherrscht hatte.

Dasselbe gemischte Gefühl machte sich auch, und in noch stärkerem Grade, in Bezug auf Fahrenhorst geltend. Er erkannte die gute Absicht an, die sein Jugendgenosse bei dem Schritte, welchen er gethan, gehabt hatte, aber er fühlte sich doch durch den Zweck, den Fahrenhorst mit seinem Besuche bei seiner Mutter verband, gekränkt und verletzt. Das Benehmen seines Freundes schien ihm nicht gerechtfertigt, und verwundete sein Selbstgefühl.

Alle diese Gedanken und Empfindungen durchwogten unbestimmt und unklar Oskars Seele, und er saß, das Schreiben seiner Mutter in der Hand, träumerisch da, als sich plötzlich die Zimmerthür öffnete und der Geheimrath von Finkenstein hereintrat.

„Bon jour, mon cher neveu!“ rief ihm der Geheimrath entgegen, „wie geht's? — Ich muß Dich doch einmal in Deiner Behausung besuchen und sehen, ob sie in Wirklichkeit der Beschreibung entspricht, welche Ahrenberg davon gemacht hat.“

Oskar war beim Eintritte des Geheimraths überrascht aufgesprungen, hatte den Brief seiner Mutter eilig auf den nahen Tisch geworfen und sagte etwas verwirrt:

„Entschuldigen Sie, Excellenz, daß Sie mich noch in solchem Negligee finden, allein ich war in der That nicht darauf vorbereitet, einen so frühen Besuch zu empfangen.“

„Früh?“ wiederholte der Geheimrath und lachte herzlich, „man merkt, daß der Herr neveu die Nacht durchschwärmt und auf dem Balle keinen Tanz ausgelassen haben, es geht sehr stark auf eilf Uhr.“

„Was?“ rief Oskar in einer Art von Bestürzung aus, und sah nach der auf dem Tische liegenden Uhr, „schon so spät! — Wahrhaftig, dreiviertel auf Eilf.“

„Ja, so geht's,“ erwiderte der Geheimrath, nahm einen Stuhl und setzte sich neben Oskar, „so geht's, wenn man die Nächte durchwacht und der Schönheit seine Huldigungen darbringt. Ahrenberg hat mir Alles haarklein erzählt. Indessen, wenn Du Dich nur amüsirt hast, so ist Alles gut.“

„Ich danke, Excellenz,“ entgegnete Oskar, „ich habe mich ganz außerordentlich vergnügt. Ich habe noch selten in meinem Leben so großen und glänzenden Gesellschaften beigewohnt und ich bin dem Vetter Ahrenberg sehr dankbar dafür.“

„Nun, dann ist ja kein Wort weiter darüber zu verlieren; denn

der Zweck, welchen die Sache hatte, ist erreicht," sagte der Geheimrath. „Ahrenberg scheint mir überhaupt sehr für Dich portirt zu sein; denn die Wohnung, welche er für Dich ausgesucht hat, ist ganz allerliebst und geschmackvoll."

„Ja," erwiderte Oskar, „sie gefällt mir sehr gut und ich muß meinem Vetter auch dafür verbunden sein."

„Sie ist eines Edelmanns von Deinem Vermögen würdig," sagte der Geheimrath, „und so anständig, daß Du hier jeden Besuch empfangen kannst. Ganz wie es sein muß."

„Und doch scheint meine Mutter mit der getroffenen Wahl nicht völlig einverstanden zu sein," bemerkte Oskar, „denn sie tadelt mich, daß ich meine frühere Wohnung verlassen habe."

„So," entgegnete der Geheimrath mit etwas gespannter Miene, „sie hat Dir also geschrieben?"

„Ja, Excellenz," sagte Oskar und reichte dem Geheimrathe unbefangen den Brief seiner Mutter.

Der Geheimrath nahm das Schreiben, durchlas es und gab es dann mit einem Lächeln an Oskar zurück.

„Deine gute Mutter," sagte er, „ist, wie alle Mütter sind; sie sieht in Dir immer noch das Kind, welches sie einst am Gängelbande geleitet hat. Sie kann den Gedanken gar nicht fassen, daß Du erwachsen bist und ein selbstständiges Urtheil hast. Sie möchte noch immer jeden Deiner Schritte leiten und sieht da Gefahren, wo keine sind, vor denen sie Dich behüten möchte. Das mußt Du so hinnehmen, mon cher neveu; denn es ist gut gemeint, und die Mütter sind alle so. Sie können sich gar nicht daran gewöhnen, zu sehen, daß die Kinder ihren eigenen Weg einschlagen, ohne der mütterlichen Rathschläge und Fürsorge weiter zu bedürfen."

„Ich muß gestehen," erwiderte Oskar, „daß es mir auch scheint, meine liebe Mutter sei etwas gar zu ängstlich, und dennoch quält mich der Gedanke, daß dieser Wohnungswechsel, den ich, ohne vorher ihre Erlaubniß eingeholt zu haben, bewerkstelligte und überhaupt mein Thun als Ungehorsam und Eigenmächtigkeit erscheinen könnte."

„Nimm es nicht übel, mon cher neveu," sagte der Geheimrath lächelnd, „dieser Gedanke ist thöricht. Du kannst und sollst die Meinungen Deiner Mutter stets mit Achtung aufnehmen und anhören, das versteht sich ganz von selbst, und wenn sie Dir zum Beispiel Vorsicht in der Wahl Deiner Freunde anräth, so ist es unstreitig Deine Pflicht, diesen Wink einer so würdigen und erfahrenen Frau, wie Deine Mutter ist, stets vor Augen zu behalten, und bei jeder vorkommenden Gelegen-

heit zu befolgen. Aber das will nicht etwa sagen, daß Du zugleich Dein eigenes Urtheil gefangen nehmen und in All' und Jedem blindlings gehorchen sollst. Es giebt eine Menge Dinge, die in der Entfernung ein ganz anderes Ansehen haben, als in der Nähe, und es ist nicht weniger Deine Schuldigkeit, darin einen Unterschied zu machen, als es Deine Pflicht ist, den Winken und Weisüngen Deiner Mutter im Allgemeinen Großen und Ganzen Gehör zu verleihen. Du bist erwachsen genug, um in vielen Sachen Deinem eigenen Urtheile folgen und am gehörigen Orte den nothwendigen Unterschied machen zu können, in welchen Punkten Deine Mutter Recht, also Anspruch auf Deinen unbedingten Gehorsam hat, und in welchen sie, durch die Entfernung vom Schauplatze der Ereignisse getäuscht, in einem natürlichen Irrthume, gleichsam in einem optischen Truge, befangen ist. Zu Letzterem rechne ich zum Beispiel die Mißbilligung Deines Quartierwechsels; denn bei den obwaltenden Verhältnissen konntest Du gar nicht umhin, diesen Schritt zu thun, und ich glaube überzeugt sein zu dürfen, daß Deine Mutter, wenn sie, statt auf ihrem Landschlosse, hier in der Residenz lebte, sehr bald zu der Ueberzeugung gelangen würde, daß ihre Ansicht in dieser Beziehung ganz unhaltbar sei. Dasselbe gilt von der Anempfehlung des Herrn Fahrenhorst und des Umganges mit ihm."

„Entschuldigen Sie, Excellenz, aber in dieser Hinsicht bin ich sehr geneigt, meiner Mutter beizustimmen," sagte Oskar; „denn mein Freund ist ein ebenso wissenschaftlich tüchtiger, als von Charakter guter Mensch."

„Das will ich ihm nicht bestreiten," erwiderte der Geheimrath lächelnd, „aber man kann gelehrt und gut sein, ohne darum gerade für den Umgang empfehlenswerth zu sein. Bei Deiner Bestimmung für die Staatskarriere ist es durchaus nothwendig, die Gesellschaft zu kultiviren, welche, wie Dein Vetter Ahrenberg, als Muster der feinsten Lebensart gelten kann, damit Du Dich leicht und sicher in den höheren und höchsten Lebenskreisen bewegen kannst, in denen die Sphäre Deines zukünftigen Wirkungskreises liegt.

„Aber auch abgesehen davon, daß die äußeren Formen des Herrn Fahrenhorst pedantisch und unbeholfen, um nicht zu sagen, plump sind, habe ich gewichtige Gründe, die es mir dringend wünschenswerth machen, daß Du diesen Umgang so viel wie möglich abbrichst und den Menschen möglichst fern von Dir hältst.

„Du bist ein Mensch von offenem, arglosem und redlichem Gemüthe und siehst überall nur Gutes, daher ist es leicht, Dich zu täuschen und zu gewinnen, ja Dich, ohne Dein Wissen und Wollen, zu schlimmen oder wenigstens eigennützigen Absichten zu mißbrauchen."

„Oh, Excellenz," entgegnete Oskar, „solche Gesinnung hat Fahrenhorst ganz bestimmt nicht, darauf möchte ich meinen Kopf verwetten."

„Wer weiß, ob Du ihn da nicht verlieren würdest," sagte lächelnd der Geheimrath, „wenigstens spricht der Besuch Deines Freundes bei Deiner Mutter nicht gerade zu Gunsten des Herrn Fahrenhorst. Welchen Grund hatte er dazu, auf das Schloß zu kommen und Deine Mutter mit einer langen Erzählung zur Last zu fallen, durch die sie nur geängstigt und irre gemacht werden mußte? Was konnte ihn bewegen, ein Urtheil über Leute zu fällen, wie der Rittmeister von Ahrenberg, den er gar nicht kennt? Sieht das nicht aus, als habe ihn persönliche Rache dazu verleitet, weil er und der Rittmeister in ein Mißverständniß geriethen? Hat seine Klage über Deinen Quartierwechsel nicht den Anschein, als ärgere es ihn, daß Du seinem Einfluß entzogen worden seiest? Und liegt es nicht nahe, seinen Schritt bei Deiner Mutter aus der besonderen Sucht zu erklären, Dich ganz regieren und bevormunden zu wollen? Sage selbst, welche Beweggründe können ihn geleitet haben, wenn es nicht diese oder ähnliche waren, da er durchaus nicht in der Lage ist, die Menschen, mit denen Du in Folge Deines Standes und Deiner Lebenszwecke umgehst, kennen und und beurtheilen zu können. Es ist zehnmal wahrscheinlicher, daß seinem Schritte eigennützige Pläne und Absichten zu Grunde liegen, als das selbstsuchtslose Bestreben, Dir nützlich zu werden, oder Deine Seele zu retten."

Oskar war nachdenklich geworden und hatte auf die Fragen seines Onkels keine Antworten.

„Und nun zum Schluß meines langen Sermons, noch Eins," fuhr Finkenstein nach einer kleinen Pause fort, „dann mag es für heute genug sein.

„Die Stelle im Brief Deiner Mutter, in welcher sie auf den, seit alter Zeit bestehenden Familienhaß zwischen den Wildenburgs und den beiden anderen Zweigen unseres Geschlechtes hindeutet, ist vollkommen irrthümlich; denn dieser Haß ist seit langer Zeit vollständig zu Grabe getragen. Das ist auch sehr natürlich, mon cher neveu, denn wo die Ursachen aufgehört haben, da sterben auch die Wirkungen ab und das ist hier der Fall. Was vielleicht vor Jahrhunderten Veranlassung zu ernsten und dauernden Zerwürfnissen gab, existirt gegenwärtig nicht mehr, und somit sind auch die Folgen, die Gehässigkeiten der Familienglieder unter sich, geschwunden und Du hast keine treueren, wohlwollenderen Freunde, als eben diese Verwandte. Daß Deine Mutter noch solchen Glauben oder vielmehr Aberglauben hegt, ist sehr natürlich; denn sie hat ihr ganzes Leben hindurch das einsame Schloß nicht verlassen, und

lebt gleichsam nur in der Vergangenheit, ohne die Umwandlungen bemerkt zu haben, die mit der Lage der Verhältnisse vorgegangen sind. Du, der hier in der Nähe seiner Verwandten lebt, Du wirst bald von dieser unrichtigen Anschauung zurückkommen und finden, daß die Worte, welche ich ausgesprochen habe, auf Wahrheit beruhen."

„Darin, Excellenz," sagte Oskar, „müssen Sie der mütterlichen Sorge und Aengstlichkeit Etwas zu Gute halten; denn ich glaube selbst, daß meine Mutter, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, der Aufnahme beizuwohnen, welche ich hier gefunden habe, nicht anstehen würde, die alte, hergebrachte Sage, welche sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt hat, für eine müßige Erfindung zu erklären, und Ihnen, sowie dem Rittmeister, für die große Herzlichkeit, mit der Sie mich empfangen, sowie für die unablässige Sorgfalt, die Ew. Excellenz sowohl, als der Rittmeister an den Tag gelegt haben, ihren vollen mütterlichen Dank abzustatten."

„Ich glaube auch," entgegnete der Geheimrath mit Selbstzufriedenheit, „daß alle Besorgnisse Deiner Mutter zerstreut sein würden, wenn sie zugegen wäre, und sich täglich davon überzeugen könnte, wie sehr wir Alle Dich lieben und schätzen."

Nach diesen Worten sah er auf seine Uhr und setzte im Tone der Ueberraschung hinzu:

„Wahrhaftig, schon zwölf! Wie die Zeit in angenehmer Gesellschaft und traulichem Gespräche rasch verschwindet! Ich muß eilen, daß ich zum Minister komme. Es ist heute große Konferenz, und man würde es sehr übel vermerken, wenn ich nicht erschiene. Apropos, dieser Tage wird das Diner bei mir stattfinden, von welchem ich neulich mit Dir sprach, und ich werde nicht ermangeln, Dich dazu einzuladen; aber für jetzt lebe wohl, denn die Zeit drängt."

Nach diesen Worten erhob er sich, umarmte und küßte Oskar und entfernte sich sodann rasch aus dem Zimmer. Wenige Augenblicke später hörte Oskar den Wagen des Geheimrathes davonrollen.

Als Oskar allein war, ging er offenbar bewegt im Zimmer auf und nieder. Die letzten Reden des Geheimraths, namentlich aber das Urtheil desselben über Fahrenhorst und dessen Beweggründe bei dem Besuche auf Schloß Wildenburg, hatten einen sichtbar tiefen Eindruck auf Oskar gemacht, der sich bemühte, die Worte des Geheimraths tief in sein Gedächtniß einzuprägen.

Je länger er die Schritte, welche Fahrenhorst gethan hatte, überdachte, um so räthselhafter wurde ihm das Benehmen desselben. Er konnte dafür gar keinen haltbaren Grund auffinden, als den sehr unbestimmten, eigentlich nichts sagenden, daß Fahrenhorst es mit ihm gut

meine, Theil an seinen Geschicken nähme und Anhänglichkeit an die Familie seines Gutsherrn habe.

Er sah aber weder in seinem eigenen Thun, noch in seiner Umgebung und deren Handlungsweise irgend Etwas, das ihn mit einer Gefahr bedroht hätte oder der Art gewesen wäre, daß daraus begründete Besorgnisse für sein Seelenheil oder seine körperliche Gesundheit entspringen konnten.

„Ist es denn ein Unrecht," rief er aus, „daß ich meinem Onkel zu Gefallen meine einfache Wohnung mit einer glänzenderen vertauscht habe? Oder ist es eine Sünde, daß ich mit meinem Vetter Ahrenberg einen heiteren Nachmittag verlebt und mich am Abend auf einem Ball herrlich amüsirt habe? Oder soll ich blind gegen die Schönheiten der Frauen sein, ihre Reize nicht sehen, nicht bewundern, nicht anbeten, und führt es mich ins Verderben, wenn es trotz des Verbotes dennoch der Fall ist? — Das schönste Gefühl, dessen ich mir jemals bewußt geworden bin, hat mich durchdrungen, als ich Dich Du süße, holdselige Miranda sah. In dem Augenblicke fühlte ich zum ersten Male, daß ich ein Mann sei, der selbstständig denken, empfinden und handeln kann und soll, und dies stolze Gefühl, diese Erkenntniß meiner Bestimmung sollte tadelnswerth oder gar verdammlich sein? Ich sollte dadurch so in meinen Interessen gefährdet werden, daß ein zweiter sich bemüßigt sieht, in mein Geschick einzugreifen und es lenken zu wollen? — Nein, mein Freund, dazu hast Du weder den Beruf noch das Recht, und ich werde mir das herrlichste Gefühl des Lebens nicht rauben lassen und wenn Du zehnmal hinter meinem Rücken auf das Schloß schleichst, meine Mutter ängstigst und sie veranlaßt, mir ein Dutzend Ermahnungsschreiben zu schicken, aus denen Dein Ton hervorblickt. — Mein Oheim hat Recht, das schmeckt nach Bevormundung und Oberaufsicht, der man entschieden entgegentreten muß, und ich will und werde es thun."

Er warf sich in einen Stuhl, der am Fenster stand und blickte auf die Straße hinab. Aber obwohl seine Augen auf die Spaziergänger gerichtet waren, welche die angenehme Mittagsstunde benutzten, um unter den Linden auf und nieder zu gehen, so machte doch die hin und her wogende Menge keinen Eindruck auf ihn; denn sein Geist war in die Erinnerung versenkt und beschäftigte sich einzig mit Miranda.

Er sah, wie sie an ihm vorüberschwebte; seine Phantasie vergegenwärtigte ihm alle Reize der wunderbar schönen Erscheinung; er glaubte ihren warmen Athem zu fühlen, wie er ihn während des Tanzens gefühlt hatte; er hörte ihre süße melodische Stimme, die zu ihm sprach,

und er versank nach und nach in schwärmerisches, gegenstandloses, süßes Träumen, das ihn in eine Art wachen Schlummers, in einen wonnigen Taumel wiegte.

„Ich muß sie wiederfinden," sagte er für sich hin, „diese mir so wunderbar erschienene und wieder entschwundene Göttergestalt! ich muß ihr sagen, daß ich sie liebe, ja daß ich sie anbete; ich muß sie mit diesen Armen umfassen und sie, berauscht von ihrer göttlichen Schönheit, an mein sehnsüchtiges Herz drücken, ich muß —"

„Was mußt Du?" sagte plötzlich eine Stimme dicht neben ihm, „Du wunderlicher Kauz!"

Oskar sprang, aus seinen Träumereien emporgerüttelt, bei dem Tone dieser Stimme auf und sah zu seiner Ueberraschung, daß Ahrenberg vor ihm stand.

„Wie kommst Du denn hierher, Vetter?" fragte Oskar halb erstaunt, halb verlegen, „ich habe ja Niemanden in das Zimmer treten hören."

„Das ist kein Wunder," erwiderte lachend Ahrenberg, „wenn man so ganz von seinen schwärmerischen Träumereien hingerissen ist, wie Du. Ich stehe schon seit einigen Minuten hier und höre Deinen lyrischen Ergüssen zu."

„Du hast mich also belauscht," sagte Oskar verlegen und halb unwillig.

„Gegen meine Absicht, ja," erwiderte Ahrenberg. „Ich klopfte ein Paar Mal an Deine Thür und öffnete sie endlich, da ich keine Antwort erhielt. Da ich Dich am Fenster sitzen sah, trat ich auf Dich zu, Du sahst und hörtest aber nicht, und es schien, als stünde ich vor einem seelenlosen Körper. Nur Dein Gemurmel oder Geflüster von Miranda und Deine zärtlichen Ausrufungen sagten mir, daß Leben in diesem Körper sei und so wurde ich unwillkürlich Ohrenzeuge Deiner Bekenntnisse, lieber Vetter."

Oskar war beschämt, verlegen und verdrießlich, seine Leidenschaft auf diese Weise verrathen zu sehen und es entstand eine kurze Pause, in welcher der junge Mann mit seinen Gefühlen zu kämpfen schien. Endlich jedoch faßte er sich und sagte:

„Da nun einmal das Geschick, oder vielleicht auch nur mein Ungeschick, Dich, lieber Vetter, zum Vertrauten meiner tiefsten Herzensgefühle gemacht hat, so will ich auch nicht länger anstehen, ein offenes Geständniß zu machen. Ich liebe Miranda auf das Innigste und Glühendste und würde es als mein höchstes Glück betrachten, könnte ich dies Bekenntniß zu ihren Füßen wiederholen und ihr sagen, daß sie das Leben meines Lebens ist, daß erst durch sie mir die Bedeutung und

das Verständniß des Daseins aufgegangen ist. Das Alles möchte ich ihr sagen und dann aus ihrem Munde das Urtheil über Leben und Tod empfangen; denn diesen Zustand der Ungewißheit und Qual bin ich nicht im Stande lange zu ertragen, sondern muß wissen, woran ich bin.

„Aber es scheint, als sei ich dazu bestimmt, in Martern zu vergehen und von schmerzlicher Sehnsucht langsam aufgerieben zu werden; denn sie ist mir spurlos entschwunden und ich habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, ein Mittel zu entdecken, vermöge dessen es mir möglich wäre, sie wieder aufzufinden.“

Ahrenberg lachte und erwiderte:

„Du bist wie alle Verliebte, bester Vetter, und siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht. Was giebt es wohl Leichteres und Einfacheres, als die Gelegenheit herbeizuführen, bei welcher es Dir möglich wird, die Gefühle Deines Herzens ausströmen zu lassen.

„Als galanter Kavalier bist Du verpflichtet, Dich nach dem Befinden Deiner Dame zu erkundigen und anzufragen, wie ihr das Fest bekommen sei. Alles Uebrige findet sich dann ganz von selbst.“

„Das ist ganz wahr und richtig,“ entgegnete Oskar, „dazu ist aber nöthig, daß ich ihre Wohnung weiß; die ist mir aber unbekannt. Weißt Du vielleicht, wo Miranda wohnt?“

„Nein,“ sagte Ahrenberg, „aber in einer halben Stunde kannst Du davon in Kenntniß gesetzt sein, ohne einen Schritt aus Deinem Hause gethan zu haben.“

„Wie das?“ fragte Oskar gespannt.

„Du brauchst nur Deinen Diener auf das Einwohner-Meldeamt zu schicken, und Du weißt, wo Du Deine Göttin zu suchen hast.“

„Das muß augenblicklich geschehen,“ rief Oskar lebhaft aus und klingelte.

Fritz erschien und Oskar ertheilte ihm den Befehl, sich auf dem Einwohner-Meldeamte nach der Wohnung des Fräuleins Miranda von Marelli zu erkundigen. Fritz verbeugte sich und wollte sich entfernen, als Ahrenberg sagte:

„Halt, noch einen Augenblick.“ Hierauf wendete er sich zu Oskar und fuhr fort: „Du wirst der jungen Dame doch unverzüglich die Visite machen wollen, da kann Dein Diener gleich auf dem Wege mit nach meiner Wohnung gehen und meinen Wagen hierher bestellen. Meinst Du nicht?“

„Ja wohl,“ sagte Oskar, „ich nehme Dein freundliches Anerbieten mit Dank an, lieber Vetter, und werde bestrebt sein, Dir einen Gegen-

dienst zu erweisen, sobald sich die Gelegenheit dazu darbietet, obwohl ich fühle, daß jeder Gefallen, welchen ich Dir zu thun jemals im Stande sein sollte, bei Weitem nicht der Wichtigkeit und Größe des Dienstes gleichkommt, den ich von Dir durch die wenigen gesprochenen Worte empfangen habe."

„Mache doch nicht ein solches Aufheben von einer Sache, die kaum der Mühe werth ist, daß man von ihr spricht," sagte Ahrenberg lachend. „Aber so seid Ihr in Liebe Entbrannten und Entzückten alle, Ihr seht auf der einen Seite jeden Balken für einen Strohhalm und auf der anderen jeden Strohhalm für einen Balken an. Doch ein anderes Mal mehr davon; Du hast jetzt Wichtigeres zu thun, als mich anzuhören, Du mußt Toilette machen, und das ist für einen Liebeshelden ein hochwichtiger Punkt; denn es kommt darauf an, eine Kleidung zu wählen, die einerseits vollständig den Anforderungen der Eleganz, andererseits ebenso vollkommen dem besonderen Geschmacke der Herzensdame entspricht und trotzdem unser eignes liebes Selbst im möglichst vortheilhaften Lichte erscheinen läßt. Bei einer so höchst schwierigen, alle Seelenkräfte anspannenden Aufgabe und deren kombinirter Lösung ist jeder Anwesende nicht nur überflüßig, sondern störend, und deshalb dürfte es am Gerathensten für mich sein, mich zu empfehlen und die Paar Kleinigkeiten, welche ich etwa zu besprechen hätte, für eine günstigere Stunde aufzubewahren."

Bei diesen Worten hatte er schon Stock und Hut genommen, reichte lachend seinem jungen Vetter die Hand und war spurlos verschwunden, bevor Oskar eine Antwort auf seine humoristische Anrede gefunden hatte.

War nun auch der leichte spöttische Ton Ahrenbergs eine Waffe, in deren Führung der Rittmeister dem jungen Baron weit überlegen war, so machte es diesen doch verdrießlich, daß der Gegner das Feld so schnell und plötzlich geräumt hatte, daß keine Zeit und Gelegenheit zur Antwort blieb; obwohl es ihm auf der anderen Seite wieder sehr lieb war, daß er allein war, weil er fühlte, daß der viel stärkere Gegner die Pfeile seines Spottes mit verdoppelter Kraft auf ihn gerichtet haben würde, wenn er noch gegenwärtig gewesen und der Toilette beigewohnt hätte.

Diese erforderte allerdings viel Zeit und Nachdenken, und Oskar fühlte, wie viel Wahres in der Ironie liege, mit welcher Ahrenberg die Sache behandelt hatte, als er bemerkte, wie schwer und langsam er mit seiner Toilette zu Stande komme.

Endlich war er fertig, die letzten Kleinigkeiten waren zu seiner Zufriedenheit geordnet und es fehlte nichts, als der Wagen, welcher ihn

seinem geliebten, heiß ersehnten Ziele zuführen sollte. Schließlich kam auch dieser und Oskar sprang leichten Fußes in denselben. Der Diener rief dem Kutscher die Nummer des Hauses auf dem Enkeplatz zu, wohin er zu fahren habe, schwang sich auf seinen Sitz und die Equipage rollte davon.

Achtzehntes Kapitel.

Don Juan's erster Besuch bei Miranda.

Unterweges überlegte Oskar hundert Mal, wie er sich einführen, welche Worte er zuerst an Miranda richten, und welche Redewendungen er wählen wolle, um so rasch wie möglich an das Endziel seiner Wünsche, zu einer unumwundenen Erklärung seiner Leidenschaft und deren Hoffnungen zu gelangen.

Er mochte sich jedoch den Kopf zerbrechen, wie er wollte, er fand keine Worte, keine Wendung, die ihn vollkommen befriedigt hätte. An der einen hatte er Dies, an der anderen Jenes zu mäckeln, hier klang die Rede zu zahm und dort ging sie ihm zu weit, und so war es denn ganz natürlich, daß er allen Vorbereitungen zum Trotze noch ganz unvorbereitet war, als der Wagen schon hielt, Fritz den Schlag bereits geöffnet hatte und er vor der Thür des Hauses stand, in welchem der Inbegriff seiner sehnsüchtigsten Wünsche wohnte.

Sehr verwirrt stieg er klopfenden Herzens die Treppe hinauf und zog die Klingel an der Thür der ersten Etage, an welcher auf einem Schilde der Name seiner Angebeteten stand.

Die Kammerfrau öffnete die Thür und stand wie ein Engel mit flammendem Schwerte an den Pforten des Paradieses da.

Sie fragte den jungen Mann höflich aber ernst, was er wünsche, und bat, als er das Verlangen ausdrückte, ihrer Herrin einen Besuch abzustatten, um seinen Namen, da sie ihn erst anmelden müßte.

Oskar reichte seine Karte hin und die Zofe verschwand.

Nach einer kleinen Pause, welche dem jungen Manne indessen eine Ewigkeit lang zu sein schien, kehrte sie zurück und bat ihn, er möge so gefällig sein, ihr zu folgen.

Oskar fühlte, wie stark ihm das Herz in der Brust bei dieser Aufforderung schlug, und daß es ihm fast an Athem fehlte.

Die Kammerfrau führte ihn durch einen ziemlich langen Corridor bis vor eine fast am Ende desselben gelegene Thür, an welcher sie stehen blieb und sie öffnete.

Oskar trat durch dieselbe und befand sich nun in dem unseren Lesern bereits bekannten Blumenzimmer, in welchem Miranda die lange und peinliche Unterredung mit dem Grafen Ahrenberg gehabt hatte.

Auch diesmal wartete ihrer eine lange Unterredung, aber anderer, angenehmerer Natur und auch heute saß Miranda, wie damals in der geschmackvollen Laube.

Als Oskar in das reizende Zimmer trat, glaubte er allein in demselben zu sein, da er Niemanden bemerkte. Denn die künstliche Laube war so geschickt angelegt, daß eine in derselben befindliche Person das ganze Zimmer sehr gut übersehen und alles, was sich darin etwa zutrug, überblicken konnte, ohne selbst anders gesehen werden zu können, als von Demjenigen, der dem Eingange gerade gegenüber stand.

Miranda hatte also volle Muße, Oskar zu betrachten und zu beobachten, und dieser Umstand war für ihn von wesentlichem Vortheile; denn er rief eine Stimmung in Mirandas Seele hervor, welche alle leidenschaftlichen Elemente ihres Wesens in Thätigkeit setzte.

Mit Ueberraschung und Erstaunen glaubte sie zu bemerken, daß der junge Mann in der kurzen Zeit, welche von dem Augenblicke ihres ersten Zusammentreffens mit ihm an, bis jetzt verflossen war, sich außerordentlich zu seinem Vortheile verändert habe.

Er war, so schien es ihr, männlicher und dadurch noch schöner geworden. Seine Mienen und Bewegungen hatten den Ausdruck einer aus vollem Selbstbewußtsein entsprungenen Sicherheit und Entschiedenheit, die einen schönen Eindruck machte, da sie die Eleganz und Leichtigkeit seiner Formen nicht im Geringsten beeinträchtigte.

Eine Stimme in Miranda's Innern, die sie mit Entzücken erfüllte, flüsterte ihr zu, daß sie die Schöpferin dieser Umwandlung, dieses Hervorbrechens edler, schöner Männlichkeit sei, deren Anblick sie jetzt so freudig überraschte. Sie lächelte bei diesem Gedanken und gestand sich zugleich, daß auch in ihr eine ähnliche Umwandlung vorgegangen, ein ähnlicher neuer Lebensfrühling mit allen seinen Herrlichkeiten angebrochen sei.

Während sich Miranda so ihren Empfindungen überließ, musterte Oskar das Zimmer, in welchem er sich befand, mit der größten Unbefangenheit; denn er glaubte seinerseits, daß Miranda noch mit ihrer Toilette beschäftigt sei und er deshalb warten müsse.

Er weidete seinen Blick mit der größten Unbefangenheit an den herrlichen Blumengruppen, welche überall im Zimmer vertheilt waren, und dasselbe gewissermaßen zu einer Art von Garten umschufen, ohne ihm doch den Grundcharakter eines eleganten Salons zu nehmen.

Das ganze war ebenso geschmackvoll, als reich und phantastisch, und der süße Duft, welchen die zahlreichen exotischen Pflanzen aushauchten, war ganz geeignet, das Gemüth in berauschende Gefühle und träumerische Gedanken zu versetzen.

So näherte sich Oskar bei seinem Umgange nach und nach der Laube, in welcher Miranda saß, bis er endlich dem Eingange in dieselbe gegenüber stand und sie plötzlich erblickte.

Der unerwartete Anblick des herrlichen Wesens, das sein ganzes Innere erfüllte und beherrschte, wirkte in dieser poetischen Umgebung mit erhöhter Gewalt auf den jungen Mann.

Er stand wie angewurzelt da und betrachtete mit stillem Enthusiasmus und leuchtenden Augen die wunderbare Schönheit des vor ihm sitzenden Mädchens.

In seiner jugendlichen Brust wogten stürmische Gefühle, wie er sie früher niemals gekannt hatte.

Namenloses Entzücken und süßes Bangen, schmerzliche Wehmuth und stolzes Hoffen, seltsame Furcht und unnennbare Zuversicht, wechselten, rasch auf einander folgend, in seiner aufgeregten Seele, und stritten mit einander um die Herrschaft, ohne daß sich eine dieser Empfindungen auf die Dauer halten konnte, sondern jede in schnellem Wechsel bald siegte und bald verschwand, um ihrem Gegensatze Platz zu machen.

Alle diese durcheinander stürmenden Empfindungen fesselten aber seine Zunge mit so unwiderstehlicher Macht, daß er lautlos dastand und nur seine Augen sprachen.

So herrschte eine Zeit lang ein wunderbares, man konnte beinah sagen, heiliges Schweigen im Zimmer, bis endlich Miranda den zauberhaften Bann brach, indem sie sich von ihrem Sitze erhob und auf Oskar zuging.

Sie richtete ihre in feuchtem Glanze schwimmenden, dunklen Augen auf ihn und sagte mit weichem, melodischem Tone:

„Seien Sie mir herzlich in meinem Hause willkommen, Herr Baron, es freut mich, Sie wiederzusehen."

Oskar, den bei diesem Blicke und dem Klange der Stimme ein leises Beben ergriff, fühlte, daß er einen starken Verstoß gegen alle hergebrachten Formen des gesellschaftlichen Lebens durch sein Benehmen begangen hatte und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ihn die

Anrede Miranda's aus dem träumerischen Rausche seiner Gefühle aufrüttelte. Er stammelte verlegen:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, den Verstoß, welchen ich, wie mir mein Bewußtsein deutlich sagt, in diesem Augenblicke gegen die allergewöhnlichsten Regeln des gesellschaftlichen Lebens begangen habe, und nehmen Sie das offene Bekenntniß desselben freundlich und gütig auf. Wie sollte aber auch ein Sterblicher nicht in Verzückung gerathen und aller herkömmlichen Formen vergessen, dem, wie mir, das wunderbare Glück zu Theil wird, daß ihm urplötzlich, mitten in Ihrem zaubervollen Blumengarten, der an sich schon geeignet ist, den Geist in das Wunderland des Feenreiches zu versetzen, die Herrin aller dieser Herrlichkeit im vollem Glanze vollendeter Schönheit entgegentritt.

„Verzeihen Sie auch diese Worte, mit denen ich versucht habe, meine Unschicklichkeit zu entschuldigen und zugleich die Wirkung zu beschreiben, welche Ihr plötzliches, und doch so ersehntes Erscheinen auf mich hervorgebracht hat. Es mag wohl sein, daß Sie der Absicht nicht völlig entsprechen, in der ich sie äußerte, aber ich finde in dem ganzen reichen Schatze unserer Sprache keinen Ausdruck, welcher den Empfindungen, die meine Seele durchkreuzen, die meinen Verstand berauschen und mein Herz entzücken, ebenbürtig und der Gefühle würdig wären, welche dieser glückliche Augenblick in meinem Innern aufkeimen, zur Blüthe gelangen und zu herrlicher Frucht reifen ließ."

Miranda schlug verwirrt die Augen nieder und flüsterte kaum vernehmlich, während ihr reizendes Antlitz sich mit Purpur überzog:

„Kommen Sie, lieber Freund, nehmen Sie an meiner Seite Platz und theilen Sie mir die Veranlassung mit, welcher ich die Freude Ihres Besuches zu danken habe."

Diese Worte, die nur eine Folge der ahnungsvollen Bangigkeit waren, mit der ein jedes Mädchenherz dem entscheidenden Augenblicke einer Erklärung entgegen sieht und die es instinktiv womöglich hinauszuschieben trachtet, kühlten für den Moment die stürmischen Gefühle Oskars einigermaßen ab, indem sie eine Empfindlichkeit über Miranda's vermeintliche Kälte hervor riefen.

Er faßte sich daher gewaltsam, folgte ihrer Einladung und sagte, als er sich neben ihr niedergelassen hatte, mit etwas unsicherer Stimme:

„Die äußerliche Veranlassung meines Besuches, mein Fräulein, ist keine andere, als die, daß ich meiner unwillkürlich verabsäumten Pflicht nachkommen und zugleich dieses Versäumniß entschuldigen wollte.

„Es hätte sich, dem gesellschaftlichen Brauche gemäß, geziemt, daß ich gleich am Morgen nach dem Balle, auf welchem ich das Glück hatte in Ihrer Gesellschaft zu sein, Ihnen meine Aufwartung gemacht

und mich nach Ihrem Befinden erkundigt hätte. Aber ich bin hier ganz fremd und daher leider mit den Mitteln und Wegen völlig unbekannt, die ich hätte einschlagen müssen, um Ihre Wohnung zu erfahren. Ich war daher ganz außer Stande, der mir obliegenden Pflicht Genüge zu leisten, bis endlich heute mein Vetter zu mir kam und meiner Verlegenheit ein Ende machte. So bin ich denn hier und schätze mich glücklich, daß schon der bloße Anblick mir sagt, daß Sie gesund und munter sind, daß also der Ball keine unangenehmen Folgen für Sie gehabt hat."

Als Oskar den Namen des Rittmeisters nannte, erschrak Miranda sichtbar und fragte etwas verwirrt und verlegen:

„Also weiß Graf Ahrenberg, daß Sie hierher gehen wollten?"

„Ja wohl," erwiderte Oskar etwas überrascht, „wie sollte er auch nicht, da er mir für diesen Besuch seine Equipage zur Verfügung stellte. Ich will doch nicht fürchten," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, daß Ihnen die Mitwissenschaft meines Vetters in irgend einer Weise unangenehm ist?"

„O, nein, nein," antwortete Miranda, etwas hastig und doch so offenbar verlegen, daß es Oskar auffiel und ihm ein eifersüchtiger Gedanke durch den Sinn flog.

„Und dennoch war es vielleicht eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite," sagte Oskar mit auffallendem Ernste, „daß ich ihm meine Verlegenheit mittheilte."

„Wie so?" fragte Miranda, die durch den Ton aufmerksam wurde, mit welchem Oskar diese Worte hervorbrachte.

„Weil es immer gewagt ist," entgegnete Oskar, „einem Dritten, dessen Beziehungen man nicht kennt, eine Sache anzuvertrauen, die so leicht Veranlassung zu Mißverständnissen geben kann."

Miranda fühlte die leise Andeutung, welche in diesen Worten lag, und erwiderte in leicht gereiztem Tone:

„Einen Grund zu Mißverständnissen kann, so weit ich zu sehen vermag, Ihre Anfrage bei dem Herrn Grafen nicht wohl geben; denn ich habe nicht die Ehre, in einer weiteren Verbindung mit dem Herrn Grafen zu stehen, als die in einer solchen, wie sie die gewöhnlichen gesellschaftlichen Verhältnisse hervorrufen."

„Sie geben meinen Worten eine Auslegung, mein Fräulein," sagte Oskar, der fühlte, daß er zu weit gegangen sei und die Empfindlichkeit Miranda's erregt habe, „die ich durchaus nicht beabsichtigte, und ich bitte daher um Entschuldigung, wenn meine nicht richtig gewählten Worte Sie vielleicht auch nur im Entferntesten verletzt haben sollten.

„Aber mein Herr Vetter hat, so gutmüthig und liebenswürdig er



Der Geheimrath Finkenstein theilt seiner Tochter ihre bevorstehende Verlobung mit Graf Ahrenberg mit.

übrigens auch ist, einen überwiegenden Hang zur Ironie; er könnte leicht auf den Einfall gerathen, auch diesen meinen Besuch in den Bereich seiner ironischen oder spöttelnden Bemerkungen zu ziehen und das

dürfte dann doch zu ernsthaften Mißverständnissen und Verwickelungen Anlaß geben. Aber Sie können versichert sein, mein Fräulein, daß ich der leisesten Anspielung solcher Art mit dem größten Ernste und einer Entschiedenheit entgegentreten würde, die meinen Herrn Vetter schnell davon überzeugen sollte, daß ich nicht gewillt sei, derartige Scherze zu dulden und ruhig zu ertragen."

Seine Stimme nahm bei diesen Worten einen so drohenden Ton an und klang so entschlossen, daß Miranda zu fürchten begann, ihre Worte könnten eine ihr durchaus unerwünschte Tragweite haben, und eine Wirkung hervorbringen, deren Folgen sie auf das Schmerzlichste berühren müßten.

Dieser Gedanke machte sie ängstlich, da sie sah, von welcher Reizbarkeit Oskars Gemüth war, und sie bestrebte sich daher, ihn, so viel in ihren Kräften stand, zu beruhigen.

„Ich bitte Sie herzlich," sagte sie in einem Tone, dem man es anfühlte, daß sie bewegt war, „legen Sie nicht zu viel Gewicht auf meine Worte; denn ich müßte mir lebhafte Vorwürfe machen, wenn meine Rede die Veranlassung würde, daß Sie die Aeußerungen des Grafen einer allzustrengen Kritik unterwerfen. Vermag ich daher, trotz unserer noch sehr jungen Bekanntschaft, auch nur Etwas Weniges über Sie, so bitte ich, um meinetwegen, nicht ein jedes Wort des Herrn Rittmeisters auf die Goldwage zu legen.

Oskar wußte nicht, wie er sich die offenbare Aengstlichkeit, welche Miranda an den Tag legte, deuten sollte. Eine innere Stimme sagte ihm, daß die Besorgnisse des reizenden Mädchens zu seinen Gunsten sprächen, während ihm andererseits ein eifersüchtiges Gefühl zuflüsterte, daß Miranda's Angst aus der zärtlichen Theilnahme entspränge, welche sie für Ahrenberg empfände. Welche der beiden Stimmen in seinem Inneren hatte nun Recht, die der Hoffnung oder die der Warnung? Darüber wollte und mußte er Gewißheit haben.

Dieser heftige Kampf seiner Gefühle beherrschte ihn so gänzlich, daß er völlig vergaß, wo er war, und er in tiefes Nachdenken versank.

Es entstand eine lange peinliche Pause, während welcher Miranda ihn ängstlich und aufmerksam beobachtete.

Endlich wagte sie es, den schweren Bann zu brechen, und fragte mit sanfter Stimme: „Was fehlt Ihnen denn, lieber Freund?"

Diese Frage setzte nun Oskar seinerseits in Verlegenheit; denn er wagte weder unumwunden, und der Wahrheit gemäß offen zu antworten, noch konnte er den Wunsch unterdrücken, eine Gelegenheit, wie diese, zu ergreifen, um den Gefühlen, die ihn bewegten, Worte zu ver-

leihen und die Gesinnung Miranda's gegen ihn selbst sowohl, als namentlich gegen Ahrenberg zu erforschen.

Da er aber nicht sogleich eine Form der Rede zu finden vermochte, die, seiner Ansicht nach, dasjenige ausgesprochen hätte, was ihm auf dem Herzen lag, so schwieg er noch eine kurze Zeit, nachdem Miranda ihre Frage an ihn gerichtet hatte, und stammelte dann:

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, wie ich demjenigen, was mich augenblicklich, wie ich nicht läugnen kann, bewegt, Worte verleihen soll, ohne einerseits einer sträflichen Neugier, und zwar dem Anscheine nach, mit Recht, beschuldigt zu werden, andererseits in die Gefahr zu gerathen, Sie zu beleidigen, was ich doch um jeden Preis vermeiden möchte."

„Nach dem Eindrucke, welchen Ihr ganzes Wesen macht, Herr Baron," entgegnete Miranda, „kann ich nicht glauben oder annehmen, daß demjenigen, was Sie sagen wollen, müßige oder gar sträfliche Neugier zum Grunde liegen könnte, und noch viel weniger vermag ich vorauszusetzen, daß es Etwas sei, wodurch ich beleidigt oder verletzt werden müßte. Also sprechen Sie sich unumwunden aus."

„Wohlan, mein Fräulein," sagte Oskar und machte eine gewaltige Anstrengung, seinen Muth zusammen zu raffen, „da Sie mir erlauben, ohne Rückhalt sprechen zu dürfen, so bin ich so dreist von diesem Zugeständnisse Gebrauch zu machen.

„Wie Ahrenberg mir sagte, als er mich Ihnen vorstellte, hat er Sie vor Kurzem kennen gelernt. Wo war dies und wie kam es?"

Es schien ihm, als werde Miranda durch diese ihr völlig unerwartete Frage sichtbar in Verlegenheit gesetzt, und er irrte sich in dieser Voraussetzung in der That nicht; nur darin war er im Irrthume, daß er dieser Verlegenheit Gründe unterschob, aus denen sie nicht entsprang und er wurde in dieser unrichtigen Ansicht durch das Benehmen Miranda's nur noch bestärkt, welches ihm sonderbar schien. Sie saß stumm und mit niedergeschlagenen Augen vor Oskar da, welcher durch dies lange Schweigen in die höchste Unruhe versetzt wurde und dem schlimmsten Gedanken, den er zu fassen im Stande war, Raum gab. Er träumte von einem zwischen Miranda und seinem Vetter bestehenden Liebesverhältnisse und erwartete daher flammenden Auges und in fieberhafter Erregtheit Miranda's Erklärung.

„Mein Freund," sagte sie endlich und sah dabei mit ihren schönen, schwärmerischen Augen Oskar wie bittend an, „werden Sie mir glauben und vertrauen, wenn ich schwöre, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß habe und Sie dennoch bitte, mir heute die Antwort auf Ihre Frage zu erlassen?"

„Und weshalb wollen Sie mir diese Frage nicht heute beantworten, mein Fräulein,“ sagte Oskar mit schwankender Stimme, „da es Ihnen nicht wohl entgehen kann, daß eine Aufklärung über diesen Punkt für mich von Wichtigkeit und Bedeutung ist?“

„Gewiß fühle ich, daß Ihnen darauf viel ankommen muß, über das Verhältniß im Klaren zu sein, welches zwischen dem Grafen von Ahrenberg und mir besteht; aber dessen ungeachtet bitte ich Sie dringend, mir heute die Antwort auf Ihre vollkommen berechtigte Frage zu erlassen.

„Ich bedarf zu deren aufrichtiger Beantwortung einer ernsten Vorbereitung, einer tiefen und genauen Selbstprüfung, einer ungestört ruhigen Sammlung, damit ich mir jeden einzelnen Umstand in's Gedächtniß zurück rufen kann und keinen einzigen übergehe, dessen Verschweigung mir später einmal vielleicht zum Vorwurfe gemacht werden könnte, wenn ich ihn Ihrer Prüfung nicht vorgelegt hätte.

„In einer solchen Stimmung aber bin ich jetzt nicht; denn die Frage kommt mir zu unerwartet und zu plötzlich; ich kann daher Ihrem Wunsche augenblicklich nicht nachkommen, wie gern ich es auch möchte und wie leicht ich auch dadurch, ich bemerke das wohl, mich in ein ungünstiges Licht stelle.“

Es lag in Miranda's Worten eine solche wunderbare Mischung von Ergebenheit, ja von Demuth, kindlicher Unschuld und vertrauensvoller Bitte, daß die Wirkung eine unwiderstehliche war. Oskar fühlte sich zur Bewunderung hingerissen und zugleich von Beschämung über seine Keckheit bedrängt; er war für den Augenblick nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen und es entstand eine tiefe Pause. — —

Wir benutzen dieselbe, um Oskar und Miranda eine kurze Zeit hindurch sich selbst zu überlassen und uns nach dem Thun und Treiben des Rittmeisters von Ahrenberg umzusehen. — — — —

Sobald Ahrenberg Oskars Wohnung verlassen und die Straße betreten hatte, nahm er eine Droschke und befahl ihr nach dem Enkeplatz zu fahren.

Unweit desselben ließ er das Fuhrwerk halten, stieg aus und begab sich zu Fuß an den Ort seiner Bestimmung. Während er auf denselben zuschritt, überlegte er, ob es besser sei, daß er vor Oskars Ankunft in Miranda's Wohnung sei, oder daß er erst später als dieser das Haus beträte.

Nach einiger Ueberlegung zog er es vor, nach erfolgter Zusammenkunft der Liebenden sich in das Haus zu begeben.

Er blickte sich nach einem Orte um, von welchem aus er, ohne be-

merkt zu werden, Miranda's Wohnung überwachen, und Oskars Ankunft abwarten könne.

Es bot sich nichts anderes als ein ganz gewöhnliches Bier- und Frühstückslokal dar, und er mußte sich entschließen, die ordinaire Kneipe zu betreten, wenn er seine Absichten erreichen wollte.

Er trat also in das Lokal, verlangte „eine Weiße" und setzte sich, da glücklicher Weise Niemand in der Gaststube war, an das Fenster, von welchem aus er den Enkeplatz bequem überblicken konnte.

So mochte seit dem Eintritte des Rittmeisters eine gute Viertelstunde vergangen sein, als ein Wagen in raschem Trabe heran gefahren kam, in welchem Ahrenberg sogleich seine Equipage erkannte. Sie hielt vor dem Hause, in welchem Miranda wohnte und er sah Oskar aussteigen. Gleich darauf öffnete sich die Hausthür und der Angekommene verschwand hinter derselben.

Ahrenberg wartete noch eine kurze Zeit, bis Oskar, nach seiner Berechnung, Miranda's Wohnung betreten haben konnte, warf ein Fünfgroschenstück auf den Tisch und verließ dann, ohne das Glas mit den Lippen berührt zu haben, das Lokal.

Er ging langsam und vorsichtig auf das Haus zu, vor welchem seine Equipage hielt. Als er näher kam, gab er dem am Wagen stehenden Fritz ein Zeichen, worauf dieser die Portierklingel zog und Ahrenberg schritt dann die Treppe zur ersten Etage hinauf.

Hier angekommen, klingelte er ganz leise und legte, als die Kammerfrau öffnete, den Finger auf den Mund, um ihr anzudeuten, daß sie schweigen solle. Die Alte flüsterte ihm aber nichts desto weniger zu:

„Es ist Besuch bei dem gnädigen Fräulein."

Ahrenberg nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ihm dieser Umstand wohl bekannt sei, schritt dann den Korridor hinunter und blieb dann nach einiger Zeit in demselben stehen.

Er zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete geräuschlos mit demselben eine verborgene Thür.

Er konnte nun Alles überwachen, ohne selbst bemerkt zu werden, da diese Thür durch schwere Vorhänge verdeckt war.

Er trat gerade in demselben Augenblicke in das Zimmer, als Oskar, von seinen eifersüchtigen Gedanken gepeinigt, aufsprang und war von diesem Moment an unsichtbarer Zeuge dessen, was zwischen Oskar und Miranda vorging.

Er lauschte natürlich mit der größten Spannung auf Alles und erschrak heftig, als er Oskars Frage vernahm und murmelte für sich hin:

„Es war eine große Unvorsichtigkeit von mir, Miranda mit Oskar schon jetzt zusammen zu führen; das erst hätte später geschehen müssen.

Verdammt, daß man bei allen Berechnungen immer einen Faktor nicht in Anschlag bringt, der später dann gerade der wichtigste wird.

„Ich muß den Fehler um jeden Preis redressiren, sie dürfen auf keinen Fall lange beisammen bleiben, und ich muß die letzte Katastrophe nach besten Kräften und mit allen Mitteln beschleunigen, die mir zu Gebote stehen. Sobald diese dann eingetreten sein wird, zerreiß ich das Band, welches Beide fesselt, unter allen Umständen und sollte auch das Leben des Einen oder der Anderen dabei auf dem Spiele stehen; denn es ist zu wichtig für mich, daß mir Oskars volles Zutrauen erhalten bleibt. Verliere ich dies, so ist mein ganzer Plan gescheitert, und eher mag die ganze Welt zu Grunde gehen, als daß dies geschieht."

Er war indessen bald wieder ruhiger; denn er hörte Miranda's sanfte, aber bestimmte Weigerung, Oskars Verlangen augenblicklich zu befriedigen, vernahm ihre Bitte um Aufschub und hörte, wie Oskar sagte:

„Verzeihen Sie mein Ungestüm, theure Miranda, das nur aus einer tiefen Theilnahme an Ihnen entsprang, und dessen ich mich jetzt doch wieder schäme, weil es zugleich ein Mißtrauen gegen Sie einzuschließen scheint.

„Aber ich schwöre bei Allem, was mir lieb und theuer ist, mein Fräulein, daß ich Ihnen unbedingt vertraue und zum Zeichen, daß diese meine Versicherung wahr und redlich ist, verspreche ich Ihnen, meine dreiste Frage nicht wieder über meine Lippen kommen zu lassen, und es ganz Ihrem Willen anheim zu stellen, ob und wann sie dieselbe beantworten wollen oder können."

Als er dies hörte, lächelte er und sagte:

„Die schlaue Italienerin hat ihren Willen doch durchgesetzt, und das ist mir sehr lieb, denn dadurch erhalte ich Zeit und Raum zum Handeln; aber meinem ungestümen Vetter ist nicht zu trauen, und es kann schnell genug kommen, daß er, durch irgend einen geringfügigen Umstand bestimmt, wieder auf sein erstes Verlangen zurückkommt, und das wäre sehr fatal. Ich muß ihr deshalb ungesäumt und so rasch als möglich zu Hülfe kommen. Aber wie?"

Bei diesen Worten verließ er behutsam seinen bisherigen Versteck und trat in den Korridor. Hier zog er sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt aus demselben und nahm das Bleistift zur Hand, um Etwas niederzuschreiben.

Durch die Bewegungen, die er bei dem Herausreißen des Blattes mit dem Taschenbuche machte, fielen aus demselben zwei Stücke Papier auf den Boden und Ahrenberg bückte sich, um sie aufzuheben. Es waren zwei zierliche kleine Briefcouverts, die versiegelt waren und in

denen sich, allem Anscheine nach, Visitenkarten befanden. Bei ihrem Anblicke schlug sich Ahrenberg leicht mit der Hand an die Stirn und murmelte:

„Ich Thor, daran nicht zu denken! Das ist ja der erwünschteste Vorwand, das gefährlich gewordene Zwiegespräch da drinnen zu unterbrechen. Wie ich das nur vergessen konnte!"

Er ging eine kurze Strecke im Korridor hin und klopfte dann leise an eine Thür. Diese öffnete sich und die Kammerfrau Miranda's trat heraus.

„Gehen Sie zu Ihrer Herrin," sagte er, „und melden Sie mich."

„Wenn ich dem gnädigen Fräulein nur gelegen komme," wendete die Kammerfrau mit schlauem Lächeln ein, „Sie wissen ja, Herr Graf —"

„Einerlei," erwiderte Ahrenberg und runzelte die Stirn, „gehorchen Sie meiner Weisung und zwar augenblicklich, ohne jeden Verzug."

Die Kammerfrau ging schweigend fort, um den gegebenen Befehl zu vollziehen.

Oskar und Miranda hatten sich während dessen wieder auf ihren Sitz in der Laube niedergelassen und führten, keine Störung befürchtend, ein lebhaftes Gespräch mit einander, als es leise an die Thür des Blumenzimmers klopfte.

Der Eine wie die Andere fuhr scheu zurück, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt worden, und Miranda rief mit gerunzelter Stirn ein unwilliges „Herein."

Die Kammerfrau erschien in der Thür und meldete:

„Der Herr Rittmeister Graf von Ahrenberg ist gekommen und wünscht dem gnädigen Fräulein die Aufwartung machen zu dürfen."

Miranda biß sich bei dieser Nachricht auf die Lippen und murmelte:

„Ist der Störenfried schon wieder da; es ist, als ob er jede Freude ahnte, die mir zu Theil wird, und gleich herbei flöge, um sie zu zerstören." Dann setzte sie laut hinzu: „bitten Sie ihn, daß er gefälligst näher treten möge."

Die Kammerfrau verschwand und wenige Augenblicke später erschien der Rittmeister in der Thür des Zimmers. Als er Oskar erblickte, rief er mit gut gespielter Ueberraschung aus:

„Ah das ist ganz charmant, lieber Vetter, daß ich Dich noch hier treffe, das spart mir einen vergeblichen Gang nach Deiner Wohnung."

Sodann ging er auf Miranda zu, küßte ihr mit galanter Artigkeit die Hand und sagte dann höflich:

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie vielleicht zur

Unzeit stören sollte, allein mich führt das ausdrückliche Gebot meines Oheims, Sr. Excellenz des Geheimraths von Finkenstein zu Ihnen, mit dem Auftrage, Ihnen dies Billet zu überreichen."

Er hielt ihr bei diesen Worten eines, der auf dem Corridor seinem Taschenbuche entfallenen Blättchen zwischen den Fingern zierlich entgegen und sagte dabei:

„Ich schätze mich glücklich, der Ueberbringer einer unstreitig nicht unangenehmen Botschaft sein zu können."

Miranda nahm das Billet, erbrach es und fand, daß es eine Einladungskarte zu einem Diner enthielt, welches der Geheimrath in einigen Tagen zu geben beschlossen hatte, an das sich sodann ein großer Ball anschließen sollte. Der Beginn des Diners war um 2 Uhr Nachmittags angesetzt, und zum Anfange des Balles die Zeit etwas nach neun Uhr bestimmt.

Hierauf wendete sich Ahrenberg zu Oskar, überreichte ihm ein, dem vorigen ganz ähnliches Billet und bemerkte dabei lächelnd;

„Es freut mich, daß ich Dir gleichfalls die Einladung unseres Oheims übergeben kann, ohne erst den weiten Weg von hier nach Deiner Wohnung zurücklegen zu müssen.

„Der Geheimrath giebt dieses Fest seiner einzigen Tochter Eugenie zu Ehren, deren achtzehnter Geburtstag in Kurzem ist, und die an diesem Tage in die Gesellschaft eingeführt werden soll. Du wirst also Gelegenheit haben, Deine schöne Cousine kennen zu lernen, und ihr Deine Glückwünsche, sowohl zu ihrem Geburtstage, als zu ihrem Eintritt in die große Welt, darbringen zu können."

Oskar lächelte schweigend, denn er erinnerte sich mit heimlicher Freude der Vertauschung der Koffer und die dadurch herbeigeführte Abendvisite seiner Cousine in der Mauerstraße. Dann sagte er zu Ahrenberg:

„Wo befand sich aber meine Cousine Eugenie bisher? denn bei dem Besuche, welchen ich kurz nach meiner Hierherkunft dem Geheimrathe abstattete, habe ich sie ja gar nicht gesehen, und sie würde mir ohne Zweifel vorgestellt worden sein, wenn sie im Hause anwesend gewesen wäre."

„Fräulein Eugenie lebte bisher in der berühmtesten Pensionsanstalt Berlins, antwortete Ahrenberg. Die Vorsteherin dieses Instituts, die Frau Doctor Tugendreich, wirst Du gleichfalls mit ihren beiden Töchtern Louise und Julie auf dem Feste kennen lernen, welches der Onkel giebt. Die beiden jungen Damen sind zwei sehr hübsche und geistig hoch begabte Wesen. Die ältere, Louise, ist eine poetische Natur und eine ganz vortreffliche Sängerin mit einer wunderbaren

Altstimme, während die jüngere, Julie, eine ausgezeichnete Clavierspielerin ist.

„Ueberhaupt wirst Du auf diesem Feste Gelegenheit haben, einen wahren Blumenflor körperlich und geistig ausgezeichnet begabter Damen kennen zu lernen, obgleich ich dabei im Voraus bemerken muß, daß die Königin einer jeden Gesellschaft Dir bereits bekannt ist, und Du daher an die Uebrigen keinen allzu hohen Maaßstab legen mußt.“

Er verbeugte sich bei diesen Worten artig gegen Miranda, und sah dann Oskar lächelnd an. Dieser fühlte sich innerlich durch das seiner Geliebten ertheilte Lob und dem ihr, wie es schien, ebenso freiwillig als offen eingeräumten Vorzug äußerst geschmeichelt und befriedigt. Dieses Gefühl drückte sich auch sowohl in seinen Gesichtszügen, als in seiner Haltung aus, als er sagte:

„Du entwirfst mir da ein Bild, lieber Vetter, das mich mit Ungeduld den Abend herbeiwünschen läßt, an welchem ich das Glück haben werde, meine schöne Cousine kennen zu lernen, und in Gesellschaft so vieler reizender Damen zu sein. Auch dafür habe ich Ursache, unserem Oheim zu danken, daß er so gütig war, Fräulein von Marelli einzuladen; denn Du hast ganz recht, wenn Du andeutest, daß ohne ihre Anwesenheit eine sehr fühlbare Lücke in der Gesellschaft geblieben sein würde.“

„Für die Einladung des schönen Fräuleins hier,“ erwiderte Ahrenberg mit einem Lächeln, das die Mitte zwischen Ironie und Freundlichkeit hielt, „hast Du nicht Ursache dem Oheim dankbar zu sein; denn in diesem Punkte hat der Herr Geheimrath lediglich aus egoistischen Motiven gehandelt. Meine, allerdings nur höchst unvollkommene und schwache Schilderung des Fräuleins von Marelli, die ich ihm bei Gelegenheit der Beschreibung des Balles gab, auf welchem das Fräulein hier und da durch die beiderseitige hohe Virtuosität des Tanzes, allgemeines Aufsehen erregte, hatte eine solche zündende Wirkung, daß er sogleich die Einladung schrieb, welche ich die Ehre hatte zu überbringen.“

„Ihrer zuvorkommenden Freundlichkeit habe ich also diese unerwartete hohe Ehre zu danken,“ nahm Miranda in einem Tone das Wort, bei welchem es schwer war zu unterscheiden, ob in ihm ein Vorwurf, ein Spott, oder ein Ausdruck der Dankbarkeit für die vermittelte Einladung lag. „Ich bin Ihnen dafür zum größten Danke verbunden, und werde mich nach Kräften bemühen, Ihrer wohlwollenden Schilderung Ehre zu machen.“

„In diesem Falle bedauere ich unsere jungen Herren und Modehelden im Voraus von ganzem Herzen“, lächelte Ahrenberg; „denn sie werden zu Dutzenden von Amors Pfeilen durchbohrt zu Ihren Füßen

niederstürzen, mein Fräulein, und Sie werden eine wahrhaft grauenhafte Niederlage anrichten."

„Diese Aussichten, Herr Rittmeister, welche Sie mir mit ebenso glänzender als freigebiger Phantasie eröffnen," erwiderte Miranda, „könnten mich fast bewegen, mich von der Theilnahme an dem Feste zurückzuziehen, wenn mich nicht die Dankbarkeit gegen Sie und der Respekt vor Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimrath, von solch einem Schritte abhielten."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Fräulein," sagte Ahrenberg mit einer Verbeugung, „und werde nicht ermangeln dem Herrn Geheimrath Ihre Zusage zu berichten. Aber," fuhr er zu Oskar gewendet fort, „wir dürfen wohl Fräulein von Morelli nicht länger belästigen; wenigstens muß ich für meine Person darauf verzichten, länger das Glück zu genießen, in der liebenswürdigen Gesellschaft des Fräuleins zu verweilen, da mich Geschäfte abrufen, die keinen Aufschub leiden."

„Einen Augenblick, lieber Vetter," sagte Oskar, „und ich begleite Dich." Er trat nach diesen Worten zu Miranda, sah ihr bedeutungsvoll in die Augen, küßte ihre Hand, drückte sie und nahm dann ceremoniös Abschied.

Ahrenberg lächelte bei dieser kleinen Komödie, welche sein Vetter hier vor ihm aufführte und dachte: „So ist die Welt! Im Kleinen wie im Großen bleibt sie sich gleich. Wie hier, wird überall beständig Komödie gespielt und es kommt nur darauf an, wer seine Rolle am Besten darstellt und seinen Mitspieler täuscht, ohne jemals von ihm getäuscht zu werden. Das ist das Räthsel und die Aufgabe aller menschlichen Weisheit."

Man nahm Abschied von einander und Oskar sagte zum Rittmeister, als sie die Treppen hinabstiegen:

„Wenn es Dir Recht ist, lieber Vetter, so fahren wir zusammen. Es müßte denn sein, daß Dein Weg Dich nach ganz entgegengesetzter Richtung führte."

„Im Gegentheile," erwiderte der Rittmeister, „Dein Vorschlag stimmt völlig mit meinen Absichten überein. Denn das wichtige Geschäft, welches mich aus der Gesellschaft der reizenden Miranda abrief, besteht in der peremtorischen Forderung meines Magens, befriedigt zu werden. Laß uns also nach Hôtel de Rome fahren."

Halb verdrießlich, halb lachend, willigte Oskar in den Vorschlag, sie bestiegen den Wagen und fuhren nach dem Orte ihrer Bestimmung, wo sie mit Langenfeld und Rapperswyl zusammentrafen.

Neunzehntes Kapitel.

Väterliche Rathschläge.

Einige Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten, saß der Geheimrath in seinem unseren Lesern bereits bekannten Arbeitskabinete, und ihm gegenüber sah man ein junges blühendes Mädchen.

Die junge Dame war eine reizende, schlank gebaute Blondine mit großen, wunderbar schönen, dunkelblauen Augen, die von edlem Feuer glänzten.

Der Geheimrath betrachtete sie mit einem innigen Behagen, und ergötzte sich an der reinen keuschen Schönheit des jungen Mädchens, welches, solcher Situation ungewohnt, ängstlich und beschämt die Augen an den Boden geheftet hielt und die Figuren des Teppichs zählte, der über die Dielen des Fußbodens gebreitet war.

Nach einer langen Pause, die offenbar für die junge Dame etwas äußerst Drückendes hatte, begann der Geheimrath endlich zu sprechen.

„Du trittst heute Dein achtzehntes Jahr an, meine liebe Eugenie," sagte er, „und es ist nun Zeit, daß Du Dein bisheriges einsames und abgeschlossenes Leben aufgiebst und in die Welt trittst, um Deiner eigentlichen Bestimmung entgegen zu gehen; denn so richtig es auch ist, daß ein junges Mädchen ihre Kindheit und die Jahre bis zur Jungfrau in der Stille und Zurückgezogenheit verlebt, so wenig darf ein solcher Zustand über das richtige Maaß ausgedehnt werden, da es nicht Deine Bestimmung ist, Dein Leben in klösterlicher Einsamkeit zuzubringen, sondern vielmehr in den Kreisen der Gesellschaft zu glänzen, und Deine Hand einst einem Dir ebenbürtigen, Deiner würdigen Manne zu reichen.

„Diese Erwägung, mein Kind, ist denn auch der Grund, weshalb ich Dich aus Deiner bisherigen Stellung und aus dem Hause entfernt habe, in welchem Du bis jetzt Deine Tage zugebracht hast. So weit Deine Erziehung und Bildung auf dem Wege, den Du bisher gegangen bist, möglich war, ist sie vollendet, und ich bin der Frau Doctor Tugendreich für die Sorgfalt und für den Eifer, welchen sie in Bezug

auf Dich ununterbrochen bewiesen hat, zum größten Danke verpflichtet. Allein es ist jetzt an der Zeit, daß Du in weitere Kreise eingeführt wirst, die Dasjenige praktisch ausbilden, was Du bis jetzt nur, so zu sagen, theoretisch kennen gelernt hast.

„Im Anfange wird Dich Manches, was Du sehen oder hören wirst, stutzig machen; Du wirst vielleicht Bitteres und Schmerzliches erleben, allein mit der Zeit wirst Du erkennen, daß die Gefühle, welche Dich verwunden oder aufregen, bei weitem mehr aus einer irrthümlichen Auffassung der Dinge und Ereignisse, als auf reeller Basis beruhen, und mit dieser Erkenntniß wirst Du Dich über dergleichen Empfindungen hinwegsetzen, und sie als Dasjenige ansehen lernen, was sie wirklich und in der That sind. Bist Du dahin gekommen, dann stehst Du auf dem Gipfel der richtigen Lebensanschauung.

„Ehe Du jedoch diese Höhe erreichst, zu welcher der Weg mühsam und langwierig ist, bedarfst Du der Leitung und Belehrung durch Erfahrenere, welche im Stande sind, Dir die Gefahren zu zeigen, die Dich bedrohen, die Irrthümer aufzudecken, denen Du ausgesetzt bist, und Dich auf den rechten Weg zurück zu führen, wenn Du ihn jemals verloren haben, oder von ihm abgeirrt sein solltest.

„Es versteht sich von selbst, daß ich, Dein Vater, Dich unablässig mit sorgsamem Auge überwachen und Dir überall, so weit meine Kräfte irgend reichen, mit Rath und That zur Seite stehen werde, und ich lebe der festen Zuversicht, daß Du, als eine wohl erzogene, gehorsame Tochter meinen Rathschlägen Gehör geben, und sie ohne Widerrede unbedingt befolgen wirst.

„Aber die väterliche Leitung hat dennoch, bei aller Ausdehnung, ihre festbestimmten, schon durch die Geschlechtsverschiedenheit gezogenen Grenzen, die unüberschreitbar sind. Es giebt Dinge und Lebensverhältnisse, in denen nur die weibliche Hand ordnend eingreifen kann und darf. Kommt Dir dergleichen vor, und geräthst Du in solche Lagen, und das wird im Verlaufe der Zeit ohne Frage der Fall sein, so wende Dich vertrauensvoll und rückhaltslos an Deine Tante Aurelie, welche den Winter hindurch in Berlin leben, und bei mir wohnen wird. Sie liebt Dich zärtlich, und ist eine lebenskluge, erfahrene Dame.

„Indessen können in Zukunft doch auch Fälle eintreten, in denen weder mein Rath, noch die Klugheit und der Beistand Deiner erfahrenen Tante ausreichen würden, und in denen Du eines kräftigen, jugendlichen Beschützers bedürfen würdest. Du kannst Dein Geschick preisen, daß es auch für diese Möglichkeit gesorgt hat und Dich glücklich schätzen, daß Du in Deinem Vetter, dem Grafen Constantin von Ahrenberg, bereits einen solchen Beschützer gefunden hast, der, wenn es nöthig sein

sollte, selbst mit Gefahr seines Lebens für Dich einstehen, und Dein Schutz und Schirm sein wird. Komme ihm daher mit vollem Vertrauen entgegen und um so mehr, als Du ohne Schutz dastehen würdest in dem Wirbel und Sturm des Lebens, wenn der unerforschliche Rathschluß Gottes es verhängen sollte, daß ich Dir durch den Tod entrissen würde, bevor Du eine selbstständige, gesicherte Stellung in der Welt einnimmst. Er würde dann Dein einziger natürlicher Schützer und Berather sein, der in jeder Beziehung an meine Stelle träte."

Diese Worte machten auf Eugenie einen erschütternden Eindruck. Sie hatte noch niemals dem Gedanken Raum gegeben, daß sie ihren Vater verlieren könnte, und er wirkte daher jetzt um so stärker auf sie, als er ihr so unerwartet, und überdies von ihrem Vater selbst nahe gelegt und als möglich bezeichnet wurde.

Als der Geheimrath daher diese Worte ruhig und gelassen aussprach, sprang sie von ihrem Sitze auf, warf sich in seine Arme und sagte mit bewegter Stimme:

„Sprich nicht so, lieber Vater, der liebe Gott wird mich ja vor einem solchen schrecklichen Unglücke bewahren und Dich mir noch lange, recht sehr lange erhalten. Es ist schon traurig genug, daß ich meine theure Mutter so früh verloren habe, und es hat mich dieses Ereigniß schon manche Thräne gekostet und mir traurige Stunden bereitet. Wie ich es aber ertragen sollte, wenn auch Du mir entrissen würdest, Du, den ich so innig liebe und so hoch verehre, bester Vater, vermag ich gar nicht zu denken. Nein, nein, das kann, das darf nicht geschehen."

Sie brach bei diesen Worten in Thränen aus, und drückte ihren Vater mit der ganzen Heftigkeit jugendlichen Ungestüms an sich.

Dieser Ausbruch ungeheuchelten Schmerzes, welcher den Tiefen einer reinen, unverderbten, jugendlichen Seele entströmte, ergriff den Geheimrath mit einer sonderbaren Gewalt, und es überkam ihn ein Gefühl der Rührung, wie er es lange, lange nicht empfunden hatte. Die Eisrinde, welche Vorsatz und Gewöhnung um sein Herz gelegt hatten, zerschmolz für den Augenblick, und an der Stelle trat momentan eine Weichheit, wie er sie selten oder nie gezeigt hatte. Sein Auge wurde feucht und er sagte, indem er die herrlichen goldnen Locken Eugeniens streichelte, mit tief bewegter Stimme:

„Beruhige Dich, mein liebes Kind, noch hast Du mich ja, und ich fühle mich ja, dem Himmel sei Dank, so rüstig und munter, daß ich hoffen darf, noch lange Dir zur Seite zu stehen. Du mußt meine Worte nicht lediglich mit Deinem schönen, feinen und lebhaften Gefühle auffassen, denn an dies waren sie gar nicht gerichtet, sondern an den Verstand, welcher seiner Natur nach, alle Möglichkeiten ins Auge

fassen muß. Hätte ich ahnen können, daß meine ruhigen Worte einen solchen tiefen Eindruck auf Dein Gemüth machen würden, so hätte ich vorsichtiger gesprochen, Dich mehr auf dieselben vorbereitet und sie nicht so plötzlich und unverhüllt laut werden lassen.

„Aber fasse Dich mein Kind, und fange damit gleich an, Dich in einer Tugend zu üben, deren man in unseren Kreisen mehr als in anderen bedarf, wenn man das werden und sein will, wozu man bestimmt ist, in der Selbstbeherrschung.

„In unserer Stellung darf es Niemanden vergönnt sein, einen Blick in unser unverhülltes, wahres Innere zu thun.

„Es ist also von der größten Wichtigkeit für uns, mein Kind, daß wir uns frühzeitig in der unentbehrlichen Kunst der Selbstbeherrschung üben, und diese Uebung so lange beharrlich und unausgesetzt fortsetzen, bis wir es darin zur höchsten Virtuosität gebracht haben. Du kannst dem Himmel danken, daß er Dir die ersten Lectionen in Ausübung dieser Kunst so leicht macht.

„Bezwinge Dich also, mein liebes Kind, und höre mich ruhig aus; ich habe Dir nicht viel mehr mitzutheilen, aber was ich Dir zu sagen habe, ist von Wichtigkeit für Dich und Deine Zukunft. Höre mich also aufmerksam zu."

Er machte sich bei diesen Worten sanft von der Umarmung seiner Tochter los, und Eugenie begab sich auf ihren früheren Platz zurück, und hörte gefaßt an, was ihr Vater ihr fernerhin sagte.

„Im Falle ich früher oder später," hub der Geheimrath wieder an, „von dieser Erde scheiden sollte, so fallen meine Güter, da sie Mannlehen sind, an die nächsten Verwandten und Derjenige, welcher die nächste Aussicht hat, ist Dein Vetter, der Rittmeister Graf Constantin von Ahrenberg. Dein Erbtheil besteht nur aus dem Allodium und dem baaren Gelde, welches ich etwa hinterlassen sollte.

„Aber meine Stellung im Staatsdienste und die großen und zahlreichen Ausgaben, welche mit derselben unabweislich verbunden sind, erlauben mir dennoch nicht, für Dich in dem Maaße zu sorgen, daß Du, nach meinem Ableben, eine unabhängige, Deinem Stande und Deinem Range angemessene Stellung einnehmen könntest.

„Um nun dem Uebelstande vorzubeugen, daß Du genöthigt wärst, aus der Stellung zu scheiden, in der Du geboren und aufgewachsen bist, und zu verhüten, daß Du Dich in das Dunkel irgend eines adligen Fräuleinstiftes zurückziehen müßtest, um Dein Leben einsam zu vertrauern, ohne dessen Freuden zu genießen, giebt es nur ein Mittel und ich habe dasselbe bereits in Anwendung gebracht, so weit das nämlich in meiner Gewalt stand.

„Du bist jung, schön und von der gütigen Natur mit mancherlei geistigen Vorzügen ausgestattet. Deine körperlichen Reize und Deine Talente, sowie meine, ich darf wohl sagen sehr einflußreiche Stellung, machen Dich für den Augenblick zu einer wünschenswerthen Partie für jeden Dir ebenbürtigen jungen Mann der Gesellschaftskreise, in denen Du Dich bewegen wirst.

„Aber, mein Kind, bemerke wohl, daß ich gesagt habe, für den Augenblick, und daß die Vorsicht daher unumgänglich erheischt, den Augenblick zu benutzen.

„Mehr als eine junge Dame in Deinem Alter hat bereits ihre Hand verschenkt, sich dadurch ihre Zukunft gesichert und genießt dadurch alle Vortheile, welche eine geschickt getroffene Wahl im Leben darbietet.

„Diese Erwägungen haben mich denn bewogen, auch für Dich einen Lebensgefährten zu wählen, der, nach meinem Hinscheiden, Dein Beschützer sein wird, und durch welchen Dir all die Vorzüge erhalten bleiben, deren Du Dich jetzt erfreust.

„Meine Wahl ist auf Deinen Vetter, den Rittmeister Ahrenberg gefallen, der in jeder Beziehung eine höchst passende Partie für Dich ist.

„Constantin ist erstens ein schöner Mann, von den feinsten Formen im Umgange, in der vollsten Blüthe der männlichen Jahre, geistvoll, und paßt in Anbetracht des Unterschieds im Alter ganz vortrefflich zu Dir.

„Zweitens ist er Dir, was den Adel betrifft, vollkommen ebenbürtig; denn sein Stammbaum ist vielleicht nur ein weniges jünger, als der unsrige.

„Drittens wird er dereinst sehr reich, wenn auch seine jetzigen Einkünfte sich weder mit den meinigen, noch denen Deiner Tante, der Gräfin Aurelie, messen können. Da ihm aber dereinst sowohl meine, als Aureliens Güter zufallen, so wird er, jeden von uns einzeln genommen, um Vieles an Reichthum und Besitz übertreffen. Aber, das ist noch nicht Alles.

„Der Besitz der wildenburgischen Güter ruht auf zwei Augen. Sollte Dein Vetter Oskar, den Du, beiläufig gesagt, heute kennen lernen wirst, jung sterben, gleichviel, ob vermählt oder unvermählt, oder sollten Ereignisse anderer Art eintreten, welche ihm den Besitz der Güter, die sein Vater ihm hinterlassen hat, entziehen, so fallen diese Güter, gleichfalls nach meinem Dahinscheiden, ihm als einzig rechtmäßigem Erben zu und diese Güter sind die fruchtbarsten, best bewirthschaftetsten in der ganzen Elbniederung.

„Du siehst also, mein Kind, welche unermeßlichen Vortheile Dir

durch eine Verbindung mit Constantin dargeboten werden. Du bleibst durch dieselbe nicht allein im vollen Mitgenuß der von mir, Deinem Vater, herstammenden, sondern hast auch die Gewißheit, die Einkünfte der Ahrenberg'schen und die Möglichkeit, die der Wildenburg'schen Güter gleichfalls als die Deinigen anzusehen.

„Ich lebe daher der Zuversicht, daß Du als kluges, einsichtsvolles Mädchen mit meinen Ansichten übereinstimmen und als gute, gehorsame Tochter meine Wünsche für Gebote ansehen wirst, denen nachzukommen kindliche Pflicht ist.

„Du wirst also von nun an Deinen Vetter Constantin Ahrenberg als Deinen Verlobten und künftigen Gemahl betrachten, und Dein Benehmen gegen ihn darnach einrichten, damit er keinen Grund zur Klage oder einen Vorwand habe, dies Verhältniß, an welchem mir aus den eben aus einander gesetzten Gründen ganz außerordentlich viel liegt, rückgängig zu machen und meinen ganzen Plan für Dein zukünftiges Glück zu zertrümmern.

„Und nun, zum Schluß meines langen Vortrages, nur noch ein Paar Worte. Deine Tante, die Gräfin Aurelie, ist mit dem Plane, welchen ich Dir soeben vorgelegt habe, vollständig einverstanden. Sie wird Dir auch noch weitere Gründe angeben, aus denen die projektirte Vermählung nicht nur wünschenswerth, sondern sogar unabweislich nothwendig ist und Dir Rathschläge ertheilen, wie Du Dich gegen Constantin zu benehmen hast, damit der lange überdachte und gehegte Plan verwirklicht werde. Höre also auf ihre Rathschläge und befolge sie auf das Pünktlichste; Du wirst Dich dabei am Besten befinden und sehr bald einsehen, wie vollkommen Recht die so kluge und erfahrene Frau in Allem hat, was sie anordnet, wünscht oder befiehlt, da ihr nur Dein zeitliches Wohl vor Augen schwebt.

„Und nun, mein Kind, zum Schlusse noch ein Paar Worte in Betreff Deines Vetters Oskar von Wildenburg, welchen Du im Verlaufe des heutigen Tages kennen lernen wirst.

„Er ist Dein Verwandter und folglich mußt Du ihn nicht bloß artig, wie jeden Fremden und Gast, sondern freundlich und in soweit vertraulich behandeln, als Du ihn durch das verwandtschaftliche „Du" auszeichnest. Damit muß aber die Grenze der Vertraulichkeit erreicht sein. Jede weitere Annäherung hast Du zu vermeiden, und wenn er etwa den Versuch machen sollte, diese Grenzlinie zu überschreiten, so muß derselbe sogleich und mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden, ohne jedoch dabei die äußeren Gesellschaftsformen im Mindesten zu verletzen.

„Der Gründe, welche eine solche Stellung Deinerseits gegen ihn

rechtfertigen, sind mehrere. Einmal ist sein Wesen dem seines verstorbenen Vaters leider nur allzuähnlich. Dieser verlebte seine Jugend auf eine moralisch nicht eben zu rechtfertigende Weise und beschloß seine Laufbahn damit, daß er, ohne jede Rücksicht auf seinen Stand und seinen Ursprung, sich mit der Tochter eines Bürgerlichen verheirathete, der allerdings eine ziemlich bedeutende Stelle im Justizfache bekleidete, aber doch immer ein Plebejer war. In Folge dieser Mesalliance, durch die er den Unwillen der ganzen Verwandtschaft auf sich lud, war er genöthigt, sich gänzlich zurückzuziehen und in unrühmlicher Abgeschiedenheit auf seinen Gütern zu leben.

„Nun hat Oskar leider diese Neigung zu einer, mild ausgedrückt, sehr ungebundenen Lebensweise von seinem Vater geerbt und überdies steckt in ihm, von der Mutter her, ein so stark bürgerliches, oder vielmehr plebejisches Element, daß er sich dadurch schwerlich jemals zu einem Umgange für Dich eignen wird. Schon der einzige Umstand, daß sein vertrautester Freund, der Sohn eines Dorfschulmeisters, eines halben Bauern ist, reicht vollständig hin, ihn in den Augen eines Edelmanns von intakter Gesinnung zu discreditiren und von einem näheren Umgange mit ihm abzuhalten.

„Aber wenn dies Alles auch nicht der Fall wäre, wenn Oskar auch alle jene Eigenschaften, die salonfähig machen, im höchsten Grade besäße, so müßtest Du dennoch aus Rücksicht gegen Deinen Vetter Ahrenberg, welcher Dein Verwandter und Verlobter zugleich ist, einen Unterschied in Deinem verwandtschaftlichen Benehmen gegen ihn eintreten lassen und ihn, so zu sagen, einen Grad kühler im vertraulichen Umgange behandeln.

„Und nun, mein liebes Kind," schloß der Geheimrath seine lange Ermahnung an Eugenie, „nun begieb Dich auf Dein Zimmer und denke an Deine Toilette; denn es ist Zeit dazu und Du mußt heute die erste im Salon Anwesende sein, um die ankommenden Gäste zu empfangen."

Er stand nach diesen Worten auf und auch Eugenie, welche bis dahin fast stumm, obgleich aufmerksam, der langen Rede ihres Vaters zugehört hatte, erhob sich. Sie trat zu ihrem Vater heran, küßte ihm ehrerbietig die Hand und entfernte sich sodann mit einer tiefen Verbeugung.

Der Geheimrath sah ihr lächelnd und mit Zufriedenheit nach. „Ich werde meine Absichten nach allen Seiten hin erreichen," sagte er für sich hin; „denn Eugenie ist ein ebenso passendes, als geschicktes und gefügiges Werkzeug dazu, Ahrenberg ist mir in jeder Beziehung

tief verpflichtet, und Oskar auf dem besten Wege, sich selbst zu verderben. Es wird gehen und ich werde triumphiren."

Hierauf zog er die Klingel und Jean erschien, mit welchem er häusliche Angelegenheiten, in Bezug auf das bevorstehende Diner, weitläufig besprach.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Einladung.

Einige Tage vor den im vorigen Kapitel mitgetheilten Begebenheiten hatte auch auf Schloß Wildenburg ein Ereigniß statt gefunden, dessen erwähnt werden muß, weil es, ungeachtet seiner Unscheinbarkeit, doch in der Folge von großer Wichtigkeit wurde.

Die Baronin hatte einen Brief von der Gräfin Aurelie von Ahrenberg erhalten und schritt, nachdem sie ihn gelesen hatte, nachdenkend in ihrem Zimmer auf und nieder.

Hierauf nahm sie den Brief abermals von dem Tische, auf welchem er lag, und las ihn noch einmal durch. Dann zog sie die Klingel und sagte zu der eintretenden Dienerin:

„Geh zum Herrn Sekretair und sage ihm, daß ich ihn gern sprechen möchte."

Die Dienerin entfernte sich, und kurz darauf erschien Woltmann und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Sie haben befohlen, gnädige Frau."

„Ich möchte gern mit Ihnen, lieber Woltmann, Etwas in Ueberlegung ziehen," sagte die Baronin, „und habe Sie deshalb rufen lassen. Setzen Sie sich."

Bei diesen Worten ließ sie sich nieder und lud durch eine Handbewegung den alten Gelehrten ein, es gleichfalls zu thun.

„Meine Schwägerin, die Gräfin Aurelie, welche sich augenblicklich in Berlin aufhält, hat mir heute einen Brief zukommen lassen, über dessen Inhalt ich mich mit Ihnen zu besprechen gedenke. Lesen Sie denselben durch und sagen Sie mir Ihre Meinung."

Bei diesen Worten reichte sie dem Sekretair den Brief der Gräfin

von Ahrenberg hin. Woltmann nahm das Schreiben, las es durch und sagte dann:

„Die Frau Gräfin schreibt im Auftrage und Namen Sr. Excellenz des Herrn Geheimraths, und dieser wünscht seiner Fräulein Tochter zu ihrem Geburtstage dadurch eine ganz besondere Ueberraschung zu bereiten, daß Fräulein Anna und womöglich auch Sie selbst, gnädige Frau, den Tag durch Ihre Gegenwart verherrlichten.“

„Ja, so wünscht meine liebe Schwägerin,“ entgegnete die Baronin, „und ich möchte aus mehr als einem Grunde ihr Verlangen erfüllen. Einmal ist meine Anna in dem Alter, in welchem es schicklich ist, sie in die Welt einzuführen, und ich habe bereits seit einiger Zeit darüber nachgedacht, wie das am Besten zu bewerkstelligen sein möchte. Jetzt bietet sich mir eine Gelegenheit dazu dar, wie ich sie mir nicht besser wünschen könnte, und ich bin schon aus diesem Grunde geneigt, den Wünschen meiner lieben Schwägerin nachzukommen.

„Da ich selbst Wildenburg unter keiner Bedingung verlassen kann und will, so kann es mir nur angenehm sein, daß sich die Möglichkeit darbietet, meine Tochter unter dem Beistande und der Obhut einer so zuverlässigen und lieben Freundin, wie die Gräfin Ahrenberg ist, in die Welt einzuführen.

„Außerdem aber leitet mich noch ein anderer Gedanke; es ist mir von Wichtigkeit, jetzt, da Oskar längere Zeit in der Residenz leben soll, den Geheimrath, seinen Oheim, in der guten Stimmung zu erhalten, welche er gegenwärtig an den Tag legt.

„Nach dem Briefe meiner Schwägerin zu urtheilen, wünscht er nun dringend, Anna zu sehen, und ich muß voraussetzen, daß es ihn sehr verstimmen würde, wenn ich diesem Verlangen nicht entspräche. Er würde das offenbar als ein Zeichen von Abneigung oder Uebelwollen meinerseits, oder als eine Folge das alten Familienzerwürfnisses zwischen uns und den Ahrenbergs und Finkensteins ansehen, und das Eine wäre mir so unangenehm, wie das Andere.

„Alle diese Erwägungen haben mich denn bestimmt, dem Verlangen meiner Schwägerin zu willfahren und Anna nach Berlin zu schicken. Da ich nun aber einmal zu diesem Entschlusse gekommen bin, so muß ich mich auch in die Folgen desselben fügen, das heißt: ich muß meine Tochter auf einige Zeit in Berlin lassen, da es sich mit den Forderungen der Schicklichkeit nicht vereinbaren läßt, wenn sie nur dem Feste beiwohnen, und gleich am Tage darauf wieder abreisen wollte.

„Es sollen daher die Einrichtungen so getroffen werden, daß Anna am Tage vor dem Feste in Berlin ankommt und ihrer Tante sogleich den Besuch macht, damit diese sodann alles Weitere mit ihr

verabreden kann. Die Zeit ihres Aufenthalts in Berlin darf die Dauer von acht Tagen nicht überschreiten, und da sie nicht ohne Begleitung reisen kann, so wird sie ihre Kammerjungfer mitnehmen und Sie, lieber Woltmann, werden ihr Beschützer und Führer sein. Sie waren einst ihr Lehrer und werden von ihr sehr geehrt und geachtet, sie sind also auch am Besten befähigt, sie bei ihrem ersten Ausfluge in die Welt mit ihrem Rathe zu unterstützen und sie zu leiten.

„Indessen hat mich außer diesem Grunde auch noch ein zweiter dazu bewogen, gerade Sie zum Reisebegleiter meiner Tochter zu wählen. Sie wissen, daß mich vor einiger Zeit der Herr Studiosus Fahrenhorst besucht hat. Er brachte mir allerhand Neuigkeiten aus der Residenz, unter anderen auch Nachrichten von Oskar, die leider nicht ganz beruhigender Natur waren, sondern eher geeignet, meine Besorgnisse zu erwecken. Aus diesem Grunde ist es mir sehr wünschenswerth, Sie, wenn auch nur vorübergehend und auf kurze Zeit, in Berlin zu wissen; denn Sie, ein ruhiger, erfahrener Mann, der seinen Zögling innig liebt, Sie werden mit sicherem Blicke entscheiden können, in welchen Punkten die Mittheilungen des jungen Fahrenhorst richtig sind, und in welchen sie auf Irrthum beruhen. Von Ihren Mittheilungen werden dann die weiteren Schritte, die ich etwa in Betreff Oskars zu thun gedenke, abhängen.

„Dies ist es, was ich Ihnen mittheilen wollte und weshalb ich Sie rufen ließ. Treffen Sie nun unverzüglich Ihre Vorbereitungen zur Reise und sagen Sie meiner Tochter, daß sie zu mir kommen solle, da ich mit ihr zu sprechen wünschte."

Woltmann, der bis dahin schweigend und aufmerksam die Baronin angehört hatte, erhob sich und sagte:

„Sie können überzeugt sein, gnädige Frau, daß ich aus allen Kräften bestrebt sein werde, mich dieses neuen Beweises von Vertrauen würdig zu zeigen, und Dero Befehle auf das Pünktlichste und Gewissenhafteste auszuführen.

„Zu besonderer Freude gereicht es mir, daß ich das Glück haben werde, den jungen Herrn Baron zu sehen, und ich werde nicht ermangeln, Ihnen, gnädige Frau, den getreuesten und offensten Bericht über den Befund des Zustandes in der Residenz zu erstatten."

Nach diesen Worten empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung, suchte dann Anna auf und theilte ihr mit, daß ihre Mutter sie zu sprechen wünsche, ohne es jedoch zu wagen, ihr die leiseste Andeutung dessen zu machen, was ihrer wartete.

Als Anna zu ihrer Mutter kam und diese ihr mittheilte, was sie beschlossen hatte, freute sich das junge Mädchen ganz außerordentlich,

denn durch diese Erlaubniß erfüllten sich manche ihrer lange schon gehegten Wünsche.

Sie hatte sich schon längst darnach gesehnt, die Hauptstadt zu besuchen und deren oft ihr gepriesene Herrlichkeit kennen zu lernen und zu bewundern. Als daher Oskar mit Einwilligung der Mutter nach Berlin ging, hatte sie ihn im Stillen höchlichst beneidet, sich an seine Stelle gewünscht und geseufzt, daß ihr versagt sei, was dem Sohne ohne weitere Einwendungen zugestanden ward. Und nun sah sie sich ebenso unerwartet als plötzlich dem Ziele ihrer Wünsche nah, sollte überdies angenehme Verwandte kennen lernen, einem großen Feste beiwohnen und, was ihr über Alles ging, ihren geliebten, oft entbehrten Bruder wiedersehen, ohne daß dieser es ahnte.

Sie malte sich dies Alles mit den glänzendsten Farben ihrer lebhaften Phantasie aus, und schwamm in einem Meere von Glück. Sobald ihre Mutter sie entließ, eilte sie voller Freude auf ihr Zimmer, und begann sich zur Reise auf das Eifrigste vorzubereiten.

Die Mutter sah mit stillem Lächeln die unverhehlte Freude des jungen Mädchens, und mochte sich dabei der schönen Zeit ihrer eignen Jugend erinnern. Als Anna sie sodann verlassen hatte, begab sie sich in ihr Arbeitskabinet, um dort einige Briefe zu schreiben, welche Woltmann mitnehmen sollte.

Woltmann seinerseits war während dessen, sobald die Baronin ihn entlassen hatte, in die Wohnung des Verwalters geeilt, um diesem die erhaltenen Befehle mitzutheilen, und sich mit ihm über die etwa zu ergreifenden Maaßregeln zu besprechen.

Als der Verwalter den alten Gelehrten so eilig und zu ungewohnter Zeit bei sich eintreten sah, rief er ihm entgegen:

„Was führt Sie denn zu so ungewohnter Stunde in meine Behausung, Herr Sekretair? Ist etwa wieder einmal der Teufel los?"

„Der Teufel gerade nicht, Herr Mannkopf", entgegnete Woltmann lachend, „aber los ist allerdings Etwas, darin haben Sie recht."

Der alte Gelehrte schob einen Stuhl neben den des Verwalters, setzte sich dann und erzählte ihm, welchen Auftrag er von der Baronin bekommen habe, und daß er mit dem gnädigen Fräulein noch heute nach Berlin abreisen werde.

Dann wurde verabredet, daß Woltmann den Studiosus Fahrenhorst aufsuchen, ihn sondiren, und, je nachdem er die Gesinnung des jungen Mannes fände, ihn zum Vertrauten machen solle, oder nicht. Darauf nahm Woltmann herzlichen Abschied vom Verwalter.

Woltmann eilte nun auf sein Stübchen, brachte Alles in Ordnung und erwartete dann die Nachricht, daß Alles zur Abreise bereit sei.

Bald nachher trat ein Diener in sein Zimmer, welcher ihm von der Baronin eine ziemlich bedeutende Geldsumme brachte und ihm zugleich die Mittheilung machte, daß er im Besuchszimmer erwartet würde, und der Wagen im Schloßhof halte.

Als er in das bezeichnete Zimmer trat, fand er in demselben die Baronin, Anna, und eine Kammerjungfer, die ausersehen war, die Reise mitzumachen.

Die Baronin gab ihm zwei Briefe, den einen für den Geheimrath, den anderen für die Gräfin von Ahrenberg mit, empfahl ihm Aufmerksamkeit und möglichste Sparsamkeit, umarmte ihre Tochter, der sie noch einige Verhaltungsregeln gab, und geleitete sodann die Abreisenden bis zu dem Wagen.

Mutter und Tochter umarmten sich nochmals, Woltmann nahm ceremoniös von der Baronin Abschied, und wenige Minuten später fuhren die Reisenden in derselben Kutsche nach der nächsten Eisenbahnstation, welche früher Oskar dorthin gebracht hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Geburtstag.

Bis zu dem Augenblicke, in welchem der Geheimrath von Finkenstein seine Tochter aus der Pension nahm, in der sie so viele Jahre ihres jungen Lebens zugebracht hatte, war Eugeniens Seele ein reines, unbeschriebenes Blatt gewesen.

Ihrem Vater war es vorbehalten, ihrem Gemüth die ersten bleibenden und folgenreichen Eindrücke an ihrem achtzehnten Geburtstage einzuprägen. Sie hatte der langen Rede des Geheimrathes mit ungeschwächter Aufmerksamkeit zugehört und verließ nun das Kabinet ihres Vaters in nachdenklicher Stimmung; denn die Worte, welche sie eben vernommen hatte, weckte in ihrer Seele Erinnerungen, die im Laufe der Zeit beinah gänzlich erloschen waren.

Vor allem rief das Urtheil ihres Vaters über Oskar von Wildenburg, den Abend in ihr Gedächtniß zurück, an welchem sie, gemeinschaftlich mit ihrer Freundin Constanze von Steinitz, ihrem Vetter einen Be-

such abgestattet hatte, um den vertauschten Koffer abzuholen und ihm den seinigen zurückzustellen.

Je länger sie an diese etwas seltsame Scene zurückdachte, und je deutlicher die Persönlichkeit Oskars aus dem Dunkel, welches sie bisher verhüllt hatte, wieder hervortrat, um so weniger vermochte sie den Eindruck, welchen er damals auf sie gemacht hatte, mit der in allen Zügen so äußerst ungünstigen Beschreibung zu vereinigen, welche ihr Vater von ihm entwarf.

Sie hatte zwar ihren jungen Vetter nur sehr flüchtig und im Dämmerlichte gesehen; allein trotzdem war der Eindruck, welchen er auf sie hervorgebracht hatte, ein sehr günstiger gewesen. Er war ihr als ein treuherziger, zur Jovialität geneigter, liebenswürdiger, junger Mann erschienen, der sich der körperlichen Vorzüge, welche er besaß, durchaus nicht bewußt war, und daher in vollster Unbefangenheit sprach und handelte.

Etwas leichtsinnig war er ihr freilich auch vorgekommen, und seine Reden über ihre und ihrer Freundin vorausgesetzte Flucht aus der Pensionsanstalt, hatten allerdings einen Schimmer von der Sinnesart gezeigt, welche ihr Vater dem jungen Vetter zuschrieb, aber der Leichtsinn, der sich in diesen Reden zu offenbaren schien, hatte etwas so Unschuldiges und Harmloses gehabt, daß Eugenie sich von der Richtigkeit des väterlichen Bildes nicht zu überzeugen vermochte.

In diesen Zweifeln wurde sie durch die Erinnerung an die einfache, feste und ritterliche Haltung Oskars, mit welcher er sie und ihre Freundin vor Ahrenbergs indiskreter Neugier beschützt hatte, nicht wenig bestärkt und so geschah es, daß sie zu dem Entschlusse kam, ihrem Vetter am heutigen Tage in aller Stille ein größere Aufmerksamkeit ihrerseits zu Theil werden zu lassen, als es vielleicht der Fall gewesen wäre, wenn ihr Vater ihn nicht in so ungünstiger Weise beschrieben und sie vor ihm gewissermaßen gewarnt hätte.

Der sonst so schlaue Diplomat hatte hier ein Fehler begangen und die alte Lehre von der Anziehungskraft verbotener Früchte vergessen oder außer Acht gelassen. Hatte dies vielleicht später unangenehme Folgen, so mußte er, wollte er anders aufrichtig sein, dieselben nur seiner eignen Handlungsweise in diesem Falle zuschreiben.

Es war ganz natürlich, daß sich an die Erinnerung an Oskar sogleich die an Ahrenberg reihte, und daß auch bei dieser der unangenehme Eindruck wieder hervortrat, den sein Benehmen gegen sie und ihr Freundin bei ihrem Zusammentreffen in Oskars Zimmer auf sie hervorgebracht hatte.

Die Rückerinnerungen an Ahrenbergs frivole Reden und rücksichts-

loses Betragen von damals, trat um so schärfer vor ihre Seele, jemehr ihn der Geheimrath ihr angepriesen, und je bestimmter er sich über ihr zukünftiges Verhältniß zu dem Rittmeister ausgesprochen hatte.

Bei dem Vergleiche, den Eugenie sodann, in Folge der in ihr wieder geweckten Erinnerungen, zwischen Oskar und Ahrenberg anstellte, verlor der Letztere bedeutend und es bildete sich in Eugeniens Gemüth, ihr selbst unbewußt, ein Keim des Widerwillens gegen den Rittmeister, welcher ganz geeignet war, den Plänen ihres Vaters verderblich zu werden, sobald er in dem jungen Mädchen zum Bewußtsein kam.

Eugenie saß noch ganz in ihre Betrachtungen versenkt auf ihrem Sessel am Fenster und blickte, ohne Aufmerksamkeit auf das was vorging, auf den Leipziger Platz hinunter, als sich die Thür öffnete und das Kammermädchen der Gräfin Aurelie erschien.

„Die gnädige Frau Gräfin schickt mich zu Ihnen, mein Fräulein," sagte sie, „um Sie beim Ankleiden zu bedienen; denn die gnädige Frau bemerkte, daß es bereits spät, und die höchste Zeit sei, Toilette zu machen und läßt Sie bitten, sobald es Ihnen möglich ist, sich gefälligst bei ihr einfinden zu wollen."

Diese wenigen Worte führten Eugenie aus dem Reiche ihrer Gedanken in das der Wirklichkeit zurück. Sie ließ sich ankleiden und begab sich sodann in Begleitung des Kammermädchens nach den Zimmern ihrer Tante.

Die Gräfin empfing ihre Nichte äußerst liebevoll und freundlich, obwohl sie innerlich über die sichtbare Umwandlung erstaunt war, welche binnen kurzer Zeit mit Eugenien vorgegangen war.

Vor wenigen Tagen noch trug Eugenie in ihrem ganzen Wesen den Stempel eines Kindes, das in gedankenloser Fröhlichkeit einen Tag wie den anderen dahin lebt, und jetzt stand plötzlich eine sich entfaltende Jungfrau vor ihr, auf deren schöner Stirn ein wunderbarer Schimmer des Nachdenkens thronte.

„Es freut mich, mein Kind," sagte die Gräfin, „die erste sein zu können, welche Dir die Nachricht bringt, daß Du heute nicht allein Deinen Vetter Oskar, sondern auch seine Schwester, Deine Cousine Anna von Wildenburg, kennen lernen wirst. Auf meine Bitten hat ihre Mutter ihr die Erlaubniß gegeben, dem heutigen Feste, das Dein Vater zur Feier Deines Geburtstages giebt, beizuwohnen.

Anna ist gestern Abend in Begleitung ihres früheren Lehrers, des Herrn Woltmann, angekommen und befindet sich gegenwärtig im Kabinete Deines Vaters, dem sie natürlich ihre erste Aufwartung machen mußte. Wahrscheinlich wird sie dann Dein Vater hierher bringen, und

deshalb habe ich Dich bitten lassen, sogleich nach Beendigung Deiner Toilette zu mir zu kommen."

„Ich bin Dir und meinem lieben Vater sehr dankbar," entgegnete Eugenie, „daß Ihr so freundlich gewesen seid, und mir die Gelegenheit verschafft, meine liebe Cousine Anna kennen zu lernen, die gewiß ein liebenswürdiges Wesen sein wird, auf deren Bekanntschaft ich mich außerordentlich freue."

„O ja," erwiderte die Tante, „Anna ist ein ganz hübsches und angenehmes Kind; nur mußt Du Deine Erwartungen, liebe Eugenie, nicht allzuhoch spannen. Du darfst nie vergessen, daß Anna geraden Weges vom Lande kommt, und eine Erziehung genossen hat, die zwar gut und sorgsam war, der aber alle jene Bildungsmittel fehlten, welche nur große Städte darbieten können. Du darfst also an Deine Cousine weder zu große Ansprüche machen, noch zu hohe Erwartungen von ihr hegen, sondern mußt sie einfach für dasjenige nehmen, was sie ist, für ein hübsches, gutherziges, schlichtes Landmädchen. Von diesem Standpunkte aus mußt Du mit ihr sprechen und sie behandeln, liebe Eugenie, dann werdet Ihr Beide gegenseitig befriedigt und bald genug befreundet sein."

Die Worte der Gräfin Aurelie brachten auf Eugenie einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Es lag in denselben, wenn auch versteckter, dieselbe Geringschätzung gegen die Schwester, wie sie, nur unumwundener und deutlicher, der Vater gegen den Bruder geäußert hatte. Diese seltsame Uebereinstimmung machte sie innerlich stutzig und forderte sie noch dringender auf, vorsichtig zu sein und auf Alles, was sich etwa zutragen möchte, ein aufmerksames Auge zu richten.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers und in derselben erschien der Geheimrath, mit Anna, die er an der Hand führte.

Eugenie war überrascht von der Schönheit des Mädchens und wurde durch ihr freundliches, gutmüthiges und doch auch kluges Gesicht ungemein angezogen.

„Hier bringe ich Dir," begann der Geheimrath, als er Anna auf Eugenie zuführte, „das beste Geburtstagsgeschenk, welches ich Dir machen kann, liebe Eugenie, in der Person Deiner Cousine Anna von Wildenburg. Hoffentlich wird es mir jede von Euch Beiden Dank wissen, daß ich die gute sich darbietende Gelegenheit ergriffen, und Euch mit einander bekannt gemacht habe."

Anna machte sich sanft von der Hand des Geheimraths los und trat nahe an Eugenie heran. Sie ergriff deren Hand und sagte:

„Ich bin äußerst glücklich, liebe Eugenie, Sie heute — —"

„Liebe Anna,“ unterbrach sie Eugenie, „es ist, wenigstens meinem Gefühle nach, nicht am Platze, wenn zwei Personen desselben Geschlechts, die so nahe mit einander verwandt sind, wie wir, sich mit dem kalten gesellschaftlichen „Sie“ anreden. Ich bitte Dich also, mich recht und schlecht „Du“ zu nennen, wie ich es eben jetzt mit Dir mache.“

Anna antwortete nicht; aber sie umarmte Eugenie und sagte mit gewinnender Herzlichkeit:

„Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtstage alles Glück, das der Himmel einem guten Menschen schenken kann.“

Als der Geheimrath die Worte hörte, welche seine Tochter an ihre Cousine richtete, lächelte er zufrieden; denn für ihn lag in diesem Schritte Eugeniens ein Beweis offenbarer Superiorität und es war ihm ganz recht, daß seine Tochter in diesem Punkte die Initiative ergriffen und eine Gewandtheit in Handhabung der Gesellschaftsformen an den Tag gelegt hatte, welche den Unterschied der Stadterziehung von der auf dem Lande, recht scharf hervorhob.

„Es freut mich sehr,“ sagte er, „Zeuge davon zu sein, liebe Tochter, wie schnell und entschlossen Du Eines der Haupthindernisse der Vertraulichkeit zwischen Dir und Deiner reizenden Cousine hinwegräumst. Dies freimüthige Entgegenkommen Deinerseits wird unserer lieben Anna Zutrauen einflößen und wesentlich dazu beitragen, daß sie sich im Kreise ihrer Verwandten wohl befindet. Deshalb hat Dein Schritt, Eugenie, meine ganze Billigung und ich hoffe, daß Ihr bald recht innig befreundet sein werdet.“

Der Gräfin Aurelie dagegen war dies rasche und unerwartete Wegwerfen der ceremoniösen Gesellschaftsformen von Seiten Eugeniens bei Weitem weniger angenehm, als ihrem Schwager. Sie sah darin die Keime zu einer Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Mädchen, die ihr instinctiv zuwider war. Allein, da der Geheimrath die Handlungsweise seiner Tochter so unbedingt gelobt hatte, so sagte sie nichts, sondern begnügte sich mit einem vieldeutigen Lächeln.

Der Geheimrath entfernte sich nach kurzem Verweilen wieder, und auch Aurelie gab sich den Anschein, als achte sie auf das Thun der beiden jungen Mädchen nicht weiter, überwachte sie aber nichts desto weniger auf das Genaueste.

„Hast Du Deinen Bruder schon gesehen?“ fragte Eugenie im Laufe des Gespräches ihre neue Freundin.

„Nein“, antwortete Anna, „es war mir bis jetzt nicht möglich. Gestern Abend, als wir ankamen, war es zu spät, und heute Morgen bin ich in Folge der Ermüdung von der Reise so spät erwacht, daß ich nach vollendeter Toilette nur noch so viel Zeit hatte, Deinem Vater

den pflichtmäßigen Morgenbesuch abzustatten. Indessen wird Oskar heut wohl bereits von meiner Ankunft in Berlin unterrichtet sein; denn Herr Woltmann ist zu ihm gegangen, nachdem er mich hieher gebracht hatte."

„Herr Woltmann?" fragte Eugenie, „wer ist Herr Woltmann?"

„Mein und Oskars ehemaliger Lehrer, der Privatsekretair meiner Mutter", entgegnete Anna, ein grundgelehrter, höchst liebenswürdiger alter Mann, welchen mir die Mutter während der Reise und des Aufenthaltes hier zum Beschützer mitgegeben hat. Er wird Dir gewiß gefallen, liebe Eugenie, wenn Du ihn kennen lernen wirst."

Aurelie, welche an einem Fenster des Zimmers saß und, wie es schien, eifrig mit Handarbeit beschäftigt war, lächelte halb spöttisch, halb mitleidig vor sich hin, als sie die Worte Annas vernahm, und überlegte ganz in der Stille, durch welche Mittel sie wohl einer zu großen Vertraulichkeit und innigen Freundschaft zwischen den beiden jungen Mädchen vorbeugen könnte.

Aeußerlich aber gab sie sich den Schein, als interessire sie das Geplauder der beiden lebhaften jungen Mädchen durchaus nicht und diese setzten harmlos ihr Gespräch weiter fort, welches sich in mannigfaltigem Wechsel bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand wendete.

„Ich freue mich unendlich auf den heutigen Tag," sagte Anna im Verlaufe des Gesprächs; „denn er verspricht mir eine Reihe von angenehmen Bekanntschaften, unter denen mich die des Vetters Ahrenberg am Meisten interessirt."

„Wirklich?" erwiderte Eugenie und sah Anna bei diesen Worten scharf an, „und warum?"

„Weil ihn Tante Aurelie und meine liebe Mutter so oft in meiner Gegenwart gelobt haben," sagte Anna ganz unbefangen und setzte dann etwas leiser hinzu: „und weil die Tante ihn meinem Bruder bei jeder Gelegenheit als ein nachahmungswürdiges Muster und Vorbild bezeichnete."

Aurelie, welche bei Nennung des Rittmeisters ihre Aufmerksamkeit verdoppelte, sah den Blick, welchen Eugenie auf Anna richtete, als diese Ahrenbergs erwähnte, und lächelte abermals; denn sie glaubte in diesem Blicke einen Keim von Eifersucht zu erkennen, und so das Mittel gefunden zu haben, ein allzu vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden Cousinen zu hintertreiben.

„Wie sonderbar!" rief jetzt Eugenie aus, „auch ich freue mich aus gleicher Ursache, wie Du, auf den heutigen Tag; denn er stellt auch mir eine Bekanntschaft in Aussicht, die mich ganz besonders interessirt, die Deines Bruders Oskar."

„Oh," sagte Anna, „die Bekanntschaft wird Dir gewiß angenehm sein; denn Oskar ist ein guter, liebenswürdiger Mensch, und besitzt auch viele Kenntnisse. Er wird Dir gewiß gefallen, wenn Du ihn näher und länger kennen wirst."

In dieser und ähnlicher Art setzen beide das Gespräch mit einander fort, bis endlich Aurelie aufstand und sie erinnerte, daß es jetzt Zeit sei, sich in das große Besuchzimmer zu begeben, und die ankommenden Gäste zu empfangen.

Anna und Eugenie leisteten dieser an sie ergangenen Aufforderung Folge, und alle drei begaben sich in den großen Empfangsaal, wo sie den Geheimrath bereits vorfanden.

„Schön, daß ihr kommt," sagte dieser; „ich wollte Euch eben rufen lassen, um Euch den erscheinenden Gästen gleich vorzustellen, und diese lästige aber doch nothwendige Ceremonie gleich bei dem Empfange derselben abzumachen."

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als man auch schon das Heranrollen der Equipagen vernahm, und die Diener die Kommenden anzumelden begannen.

Es war eine lange Reihe glänzender Namen, die auf diese Weise aufgerufen und deren Trägern, Herren wie Damen, die beiden jungen Mädchen vorgestellt wurden.

Endlich rief der Diener auch: „Baron Oskar von Wildenburg," und der Angekündigte trat in den Saal.

Anna fuhr bei Nennung des Namens unwillkürlich ein wenig zusammen, mußte aber gleich darauf über ihr Erschrecken lächeln, und Eugeniens Aufmerksamkeit verdoppelte sich.

Oskar ging bei seinem Eintritte sogleich auf den Geheimrath zu, und machte ihm eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Der Geheimrath empfing seinen Neffen sehr zuvorkommend und stellte ihn dann seiner Tochter vor.

Die beiden jungen Leute sahen sich an und ein leises, fast unmerkliches Lächeln, umspielte Beider Lippen, als sie sich gegenseitig verbeugten.

Sodann wendete Oskar sich zu seiner Schwester und begrüßte sie herzlich, indem er seine Freude ausdrückte, sie hier zu sehen.

In diesem Augenblick rief der anmeldende Diener; „der Herr Rittmeister Graf von Ahrenberg und Fräulein Miranda von Marelli."

Bei diesen Namen wurde, in verschiedener Weise, die Aufmerksamkeit von mehr als einer Person auf die Ankommenden gerichtet.

Anna und Eugenie sahen in gespannter Erwartung nach der Thür hin, durch welche Ahrenberg eintreten sollte, und der Geheimrath und

Oskar blickten mit gleich großer, wenn auch verschiedenen Gefühlen entspringender Erwartung auf Miranda.

Ahrenberg führte Miranda zu dem Geheimrath und sagte:

„Ich habe die Ehre Ew. Excellenz das Fräulein Miranda de Marelli vorzustellen, von der ich Ihnen bereits zu sprechen die Ehre hatte."

Der Geheimrath machte lächelnd eine Verbeugung und sagte:

„Es ist mir äußerst angenehm, eine junge Dame kennen zu lernen, von der ich durch den Herrn Rittmeister, meinen Neffen, so viel Schönes und Gutes vernommen habe. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tochter und meine Nichte vorzustellen."

Er führte darauf die sich Verneigende zu Anna und Eugenie, denen er ihren Namen nannte und dann hinzusetzte:

„Mein Neveu Oskar, der Bruder dieser jungen Dame," — er zeigte dabei auf Anna, — „hat schon die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein und ist es daher überflüssig, Ihnen denselben vorzustellen."

Nach diesen Worten führte er die Dame zu Ahrenberg zurück.

Der Eindruck, welchen Miranda auf die Anwesenden machte, war ein merkwürdiger und günstiger. Alle staunten die wunderbare Schönheit der Fremden an, und keiner der anwesenden Cavaliere stand auch nur einen Augenblick an, ihr, sobald die Gelegenheit sich darbieten würde, seine Huldigungen darzubringen.

Auch unter den Damen der Gesellschaft war nur eine Stimme darüber, daß der jungen Fremden der Preis der Schönheit gebühre, und nur eine Persönlichkeit im ganzen Saale war innerlich verstimmt, und mit der Erscheinung Mirandas in dieser Gesellschaft nicht einverstanden.

Diese Ausnahme von der allgemeinen Regel, machte die Gräfin Aurelie von Ahrenberg.

Der Gräfin Aurelie war diese Anwesenheit der Italienerin aus einem Grunde durchaus nicht angenehm. Sie sah, daß ihr Schwager, der Geheimrath, ganz entzückt von der Schönheit der Fremden war, die feurigen Blicke Oskars entgingen ihr ebenso wenig, Ahrenbergs Benehmen schien ihr zweideutig und verdächtig, und die zuvorkommende Freundlichkeit Anna's sowohl als Eugeniens gegen Miranda, war ihr im höchsten Grade mißfällig.

Es war aber sehr natürlich, daß die Gräfin nach allen Seiten hin mit solcher Unruhe blickte; denn sie hatte in aller Stille die Gesichtszüge Miranda's einer genauen und scharfen Prüfung unterworfen und glaubte in denselben, bei aller Schönheit, den Ausdruck einer gefährlichen Schlauheit gefunden zu haben. Sie kannte ferner die große Empfänglichkeit des Geheimraths für jede weibliche Schönheit

und fürchtete durch Miranda an Einfluß zu verlieren und auf Ahrenberg war sie eifersüchtig, da sie in der Italienerin eine höchst gefährliche Nebenbuhlerin erblickte. Die zuvorkommende Freundlichkeit der beiden jungen Mädchen war ihr bedenklich, und Oskars offenbare Neigung zu dem Fräulein von Marelli beunruhigte sie deshalb, weil sie zu bemerken glaubte, daß Oskars Neigung ernsthafterer Natur sei, als es wünschenswerth war.

Bei ihrem rasch entschlossenen Charakter war sie indessen nicht lange in Ungewißheit darüber, wie sie sich in dieser prekairen Lage zu benehmen habe und sie beschloß, die Zuneigung und das Vertrauen der schönen Italienerin zu gewinnen, um sie dann unbemerkt zu einem Werkzeuge ihrer Pläne machen und sie nach ihren Absichten lenken zu können.

Sie verbarg daher sorgsam die Gefühle, welche sie innerlich bewegten und mischte sich mit dem Scheine vollkommener Unbefangenheit in die Gesellschaft.

In diesem Augenblicke wurde zur Tafel gerufen und die gesammte Gesellschaft begab sich in den großen Speisesaal.

Der Geheimrath hatte selbst die Anordnung der Plätze getroffen, und dieselben dergestalt vertheilt, daß er, als Wirth des Hauses, an der oberen Spitze des Tisches saß. Seine Nachbarn waren zu seiner Rechten Miranda, und zu seiner Linken die Gräfin Aurelie von Ahrenberg. Neben der Ersteren saß dann Langenfeld und zwischen diesem und dem Lieutenant von Rapperswyl, seine Nichte Anna.

Neben der Gräfin von Ahrenberg saß Oskar von Wildenburg und zwischen diesem und dem Rittmeister von Ahrenberg hatte Eugenie ihren Platz.

Mit dieser Anordnung war, den Geheimrath selbst ausgenommen, Niemand ganz zufrieden. Aurelie hätte gern den Platz mit Eugenie getauscht und diese vielleicht noch lieber mit ihr, denn sie wäre von Ahrenberg frei gewesen, der ihr schon jetzt sehr lästig wurde. Oskar hätte am Liebsten zwischen Miranda und seiner Schwester gesessen, und diese brannte vor Begier sich mit ihrem Bruder zu unterhalten, welchen sie bis dahin nur ganz flüchtig hatte sprechen können.

Rücksichtlich der zahlreichen übrigen Gäste, deren Namen für unsere Erzählung ohne Interesse sind, bemerken wir nur, daß sie in sogenannter bunter Reihe saßen, aber nach ihrem verschiedenen Range an der Tafel placirt waren, und daß sich unter ihnen auch Herr von Mauseda und Woltmann, der Begleiter Anna's, befanden.

Nach und nach wurde das Gespräch lebhaft und endlich war es

in vollem Gange und jeder der Anwesenden beschäftigt, seinen Nachbar nach besten Kräften zu unterhalten.

Der Geheimrath theilte sein Gespräch sehr diplomatisch zwischen Aurelie und Miranda; es war dem aufmerksamen Beobachter jedoch leicht, zu bemerken, daß er sich mehr an Miranda, als an seine Schwägerin addressirte und bei Weitem lebhafter mit jener, als mit dieser sprach. Dies entging auch der Gräfin Aurelie nicht, und sie biß sich vor Verdruß auf die Lippen, beherrschte sich jedoch schnell wieder und nahm eine gleichgültige Miene an.

Oskar war, seiner Meinung nach, in einer höchst unglücklichen Lage. Seine Augen hingen an Miranda und seine Ohren sollten auf Dasjenige gerichtet sein, was seine Nachbarinnen, die ihn beide nicht interessirten, wechselweise vorbrachten und jede derselben hatte ihr besonderes Interresse daran, ihn womöglich in ein längeres Gespräch zu verwickeln.

Eugenie, welche ihn lange und mit steigendem Interesse beobachtet hatte, wollte sich sobald wie möglich davon überzeugen, in wie fern das Urtheil, welches ihr Vater über den jungen Mann ausgesprochen hatte, richtig sei oder auf Irrthum beruhe.

Das Mittagsmahl ging unter heiteren Gesprächen, Scherzen und Lachen vorüber, und als das Dessert und mit diesem der Champagner gekommen war, erhob sich der Geheimrath von seinem Sitze, hielt sein Glas in die Höhe und sagte, nachdem ringsumher tiefe Stille eingetreten war, mit bewegter Stimme:

„Meine Herren und Damen! Vor allen Dingen fühle ich mich bewogen, Ihnen meinen herzlichsten und gerührtesten Dank für die Güte zu sagen, mit welcher Sie auf das Bereitwilligste und Zahlreichste meiner ergebensten Einladung zu diesem Feste Folge geleistet haben. Sie haben durch Ihr Erscheinen eine so liebenswürdige Theilnahme, ein so lebendiges Interesse für mich und meine Familie an den Tag gelegt, daß ich nicht umhin kann, diese für mich und die Meinigen so ehrenvolle Thatsache mit lautem, öffentlichen Danke anzuerkennen. —

„Doch ich muß um Entschuldigung bitten, ich spreche wie ein Mensch, der berauscht von seinem Glücke wunderlicher Weise voraussetzt, daß alle Diejenigen, mit welchen er das Glück hat, umzugehen, auch in Folge dessen mit all den kleinen glücklichen Familienereignissen von selbst bekannt sein müßten, die sich in seiner Häuslichkeit zutragen.

„Die Veranlassung zu dem kleinen Feste, welches ich heute angeordnet habe, und welches durch Ihre Anwesenheit, meine Herren und Damen, so glücklich verherrlicht wird, ist die Feier des achtzehnten Geburtstages, meiner lieben Tochter Eugenie, den ich gewählt habe, um

sie zugleich in die Gesellschaftskreise einzuführen, deren Zierden Sie, meine Herren und Damen, sind.

„Wir feiern also gewissermaßen einen doppelten Geburtstag heute, geliebte Eugenie, die Erinnerung an den Tag, an welchem Du vor achtzehn Jahren das Licht der Welt erblicktest und zugleich den Tag, an welchem Du in die glänzenden Kreise der höheren, wahren Gesellschaft eingeführt, für diese also gleichsam geboren wirst.

„Erlauben Sie mir also, meine Herren und Damen, daß ich, der beglückte Vater, die Gesundheit meiner lieben Tochter ausbringe, und sie zugleich Ihrer Güte und Gewogenheit empfehle.

„Mögest Du stets glücklich und heiter, gesund und frohen Muthes und Dein Leben eine ununterbrochene Kette von Freuden und Annehmlichkeiten sein. Meine theure, liebe Tochter Eugenie soll leben, blühen und gedeihen! hoch!“

Die ganze Gesellschaft stimmte mit lautem Jubel in die ausgebrachte Gesundheit ein, und die Gläser erklangen hell von allen Seiten durch den Saal.

Anna's Gesicht erglühte in freudiger Aufregung und sie bog sich lebhaft über die Tafel, um mit Eugenie anzustoßen, die verwirrt mit gerötheten Wangen dastand, und nicht wußte, was sie sagen oder thun sollte. Rührung, Freude und Verlegenheit malten sich in wunderbarer Mischung auf ihrem schönen Gesichte und ließen es noch reizender erscheinen, als es sonst schon an sich war. Als sie bemerkte, mit welcher herzlichen Freude, mit welchem reinen, unverholenen Ausdrucke wahrhafter, aufrichtiger Zuneigung Anna sich zu ihr herüber bog, stieß sie bewegt mit ihr an und nickte ihr mit freundlichem Lächeln zu.

Ueberhaupt fanden die verschiedenen Empfindungen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder bei diesem Toaste einen scharfen Ausdruck, welcher einem aufmerksamen Beobachter bedeutende Blicke in die Eigenthümlichkeit der Charaktere hätte thun lassen.

Aurelie behandelte die ganze Sache mit vornehmer Läßigkeit, als eine herkömmliche Ceremonie, der man sich, ohne gegen die Gesetze der feinen Lebensart zu verstoßen, nicht entziehen dürfe, der sie aber nicht die allermindeste Bedeutung beilegte. Sie lächelte, als sie mit Eugenie anstieß und sagte ihr ein Paar gewöhnliche Freundlichkeiten.

Oskar war zerstreut, und blickte, als Eugenie mit ihm anstieß, offenbar mehr auf Miranda als auf sie. Eugenie, deren Interesse an ihrem schönen Vetter, ohne daß sie sich dessen bewußt war, sich beständig erhöhte, bemerkte dies sehr genau, und ihr weiblicher Instinkt sagte ihr in demselben Augenblicke, daß Miranda ihre beglücktere Nebenbuhlerin sei. Dies Gefühl, das ihr seiner Natur nach noch völlig un-

klar war, gab ihren Zügen einen eigenthümlich pikanten Ausdruck, der ihre Reize merkwürdig erhöhte. Als sie ihrem Vetter ihr Glas entgegenhielt, lag in ihrem Gesichte eine wunderbare Mischung von Freude, Wehmuth, Stolz und Ergebenheit, die einem Jeden auffallen mußte, der nicht, wie Oskar, von vorn herein eingenommen, und demzufolge blind war.

Miranda ihrerseits durchschaute denn auch das Gefühl, welches Eugeniens Brust durchdrang und ihr selbst noch ein vollständiges Geheimniß war, mit der größten Sicherheit. Sie, die älter und viel selbstbewußter als Eugenie war, erkannte augenblicklich mit weiblichem Scharfsinn, daß diese Letztere ihren Vetter liebe und fühlte zugleich, daß sie, Miranda, die alleinige Herrscherin in Oskars Herzen sei. Diese Gewißheit erfüllte die stolze Italienerin mit einem Triumphgefühl, das sich deutlich in ihrem Lächeln, in ihren feurig erglänzenden, dunkeln Augen und der höheren Röthe ihrer Wangen kund gab.

Als nun Eugenie ihrem Vetter gegenüberstand, richtete sie, halb zufällig, halb von einem dunklen Drange geleitet, ihr schönes dunkelblaues Auge auf Miranda's strahlendes, siegbewußtes Antlitz, und es durchfuhr sie ein jäher, nie gekannter, seinem Wesen nach unverstandener Schmerz; aber sie erinnerte sich auch in demselben Augenblicke der Lehre ihres Vaters über die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung und sah einen Moment später ein, wie wahr und wichtig diese Lehre sei. Mit einer einzigen gewaltigen Willensanstrengung bestand sie ihre erste Prüfung in Ausübung dieser Lehre, und dieser Sieg verwandelte mit einem Schlage ihr ganzes Wesen; das Mädchen verschwand, so zu sagen, und die ausgebildete Jungfrau trat an die Stelle desselben.

Als daher Ahrenberg sie anredete, um auch seinerseits einen höflichen Glückwunsch darzubringen, und Eugenie sich nach ihm umwandte, gerieth er innerlich in nicht geringes Erstaunen über den wunderbaren Ausdruck, welchen ihre Züge plötzlich angenommen hatten, obwohl sich äußerlich nichts von der Bewegung seines Inneren verrieth.

Er sagte ihr einige höfliche, beglückwünschende Worte, die bei aller Glätte und Polirtheit doch nicht ganz ohne einen leisen ironischen Beigeschmack waren und wartete mit einiger Spannung darauf, welche Wirkung sie hervorbringen würden. Zu seiner stillen Verwunderung nahm sie Eugenie freundlich, aber ruhig, und mit sichtbarer Kälte auf, was ihn heimlich sehr verdroß.

Nun trat auch die Frau Doctor Tugendreich zu Eugenien heran, um sie auch ihrerseits zu beglückwünschen, und dies gab Ahrenberg eine willkommene Gelegenheit, sich unbemerkt und mit Anstand zurückzuziehen.

Der Geheimrath, welcher die Frau Doctor und ihre beiden Töchter, als Vorsteherinnen der Pensionsanstalt, in welcher Eugenie erzogen worden war, gleichfalls zu der Geburtstagsfeier seiner Tochter eingeladen hatte, erhob sich, als er sie kommen sah, von seinem Sitze und begab sich an den Platz, wo Eugenie saß, nm den drei Lehrerinnen derselben einige anerkennende und freundliche Worte zu sagen.

Frau Tugendreich hielt an ihre frühere Schülerin eine sehr salbungsvolle, feierliche Anrede, die sich in der heiteren Gesellschaft etwas sehr sonderbar ausnahm, und die beiden Töchter, die taktvoller als die Mutter waren, fügten einige schlichte und wahrhaft herzlich gemeinte Worte hinzu. Eugenie dankte in angemessener Weise und unterhielt sich dann eine kurze Zeit hindurch höchst freundschaftlich mit den beiden Töchtern der Frau Doctor, während ihr Vater der Mutter ausgezeichnete Lobsprüche über ihre Erziehungsmethode und ihr Institut machte.

Zuletzt erschienen Woltmann, Langenfeld und Rapperswyl bei Eugenien, um ihre Glückwünsche darzubringen. Die beiden Ersteren entledigten sich der Sache auf passende und schlichte Weise, während Rapperswyl, auf welchen Eugenie einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben schien, besonders da seine Geliebte, Flora, nicht gegenwärtig war, sich in sehr zierlich gedrechselten Worten aussprach.

Endlich legte sich nach und nach der Tumult wieder, welchen der Toast des Geheimraths hervor gerufen hatte und die Gäste kehrten an ihre Plätze zurück.

Der Rest des Mahles verlief nun unter heiteren und ernsten Trinksprüchen aller Art und als zuletzt die Tafel aufgehoben wurde, fuhr der größte Theil der Gesellschaft, namentlich aber die männlichen und weiblichen jüngeren Mitglieder derselben, nach Hause, um Toilette zum Balle zu machen und dann einige Stunden später wieder zu erscheinen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der erste Kuß.

Die Pause, welche zwischen dem stattgehabten Gastmahle und dem bevorstehenden Balle eintrat, benutzte Eugenie, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Die äußere Veranlassung dazu gab die Nothwen-

digkeit, Toilette für den Ball zu machen; weit mehr aber als dieser Umstand, bewog sie der Drang nach Einsamkeit und Stille, ihr Zimmer aufzusuchen. Sie hatte in den wenigen Stunden, die scheinbar nur dem Vergnügen und der geselligen Heiterkeit gewidmet waren, mehr erlebt, als in der langen Reihe von Jahren, welche sie in der Pension zugebracht hatte, und diese Masse des Erlebten und Empfundenen wollte gesichtet, geordnet, begriffen sein. Denn bis jetzt wogte noch Alles in einem bunten und wilden Chaos durcheinander, welches nach Gestaltung und Klarheit rang.

Als sie daher ihr einsames Zimmer betrat, überließ sie sich vor Allem ihren Gedanken, ohne daran zu denken, daß sie sich nothwendig umkleiden müsse. Sie setzte sich und überließ sich rückhaltlos den verschiedenen auf sie einstürmenden Gedanken und Gefühlen.

Wie gestaltete sich ihr Verhältniß zu ihrem Vater, zu Aurelie, zu Ahrenberg, zu Oskar und Anna? Welche Gefühle belebten sie diesen Persönlichkeiten gegenüber, die alle, näher oder entfernter, durch Bande des Blutes mit ihr verknüpft waren, und welche Gedanken und Anschauungen hegte sie über dieselben? Diese wichtige Frage beschäftigte sie vor allen Dingen.

Am Klarsten war ihr die Stellung zu Oskars Schwester Anna. Sie erkannte, daß sie mit diesem unschuldigen, sorglos fröhlichen, gefühlvollen und herzlichen Wesen einen innigen Freundschaftsbund schließen könne, wolle und müsse. Sie fühlte, daß sie eines Wesens bedürfe, dem sie sich anvertrauen, mit dem sie sich aussprechen, dem sie ihr Herz ausschütten könne, und keine schien ihrem Wesen nach mehr geeignet, diese Stelle einer vertrauten Freundin auszufüllen, als gerade Anna.

Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie mit einem Male dies Bedürfniß, dieses Verlangen empfand, das ihr bis dahin fremd geblieben war und versank in tiefes Nachdenken.

Es war ein ganz natürlicher, fast unmerklicher Schritt, der ihre Gedanken von Anna zu Oskar hinüberführte, aber es war auch ebenso natürlich, daß sie über ihre Stellung zu diesem am Unklarsten blieb und nur noch immer verwirrter wurde, je länger sie darüber nachdachte.

Sie empfand wohl, daß sie für Oskar ein besonderes Interesse, eine höhere Theilnahme als für Andere hatte, und fühlte dies um so mehr und um so schärfer, je deutlicher es ihr war, daß sie für Ahrenberg nichts dem Aehnliches empfand, ja, daß dieser sie in demselben Grade abstieß, wie Oskar sie anzog; aber die Tiefe und die Tragweite dieses Interesses und dieser Theilnahme vermochte sie, bei ihrer völligen Unerfahrenheit, durchaus nicht zu ermessen und sollte erst später darüber durch die Ereignisse und das Leben selbst belehrt werden.

Für jetzt hüllte sich ihr noch Alles, Abneigung, Interesse und Theilnahme, in das Gewand verwandtschaftlichen Gefühls und sie war sich nur bewußt, daß der Vetter Oskar ihr näher stand als der Vetter Ahrenberg, trotzdem, daß ihr Vater, den sie von Kindheit auf als Inbegriff menschlicher Klugheit zu verehren gewohnt war, den Ersteren herabgesetzt und den Letzteren gepriesen hatte.

Dieser diametrale Gegensatz zwischen dem Urtheile ihres Vaters und dem Gefühle ihres Innern, beunruhigte sie und da sie keinen Anhaltpunkt zur Vertheidigung des Einen oder zur Verwerfung des Anderen, und keinen Schlüssel zu Erklärung beider Erscheinungen hatte, so gerieth sie in ein Hin- und Herschwanken, welches ihre Ruhe und geistige Sicherheit bedrohte.

Mitten in dem Wirbel und Zwiespalt dieser Gedanken, trat das Kammermädchen in das Zimmer und mahnte sie dadurch, daß sie ihre Aufmerksamkeit jetzt auf andere Dinge zu richten habe.

Sie fügte sich in das Unabänderliche, begann ihre Toilette zum Balle zu machen, und begab sich nach Vollendung derselben in das Besuchzimmer, wo sie ihren Vater mit Ahrenberg in eifrigem Gespräche fand, das aber bei ihrem Eintritte augenblicklich verstummte.

Ahrenberg ging ihr entgegen, machte ihr einige feine Complimente über ihre Schönheit und die glänzende Toilette, welche jene noch mehr hervorhob und leitete auf diese Weise ein längeres Gespräch mit ihr ein.

Eugenie, der ihr Takt sagte, daß sie Alles vermeiden müsse, was die Aufmerksamkeit des Geheimraths erwecken könnte, unterhielt sich mit Ahrenberg, bis Aurelie und Anna erschienen und dem Gespräche einen anderen Charakter gaben.

Es konnte zweifelhaft sein, wer von Beiden, ob Ahrenberg oder Eugenie, innerlich erfreuter war, das ausschließliche Gespräch unter sich beendet und die Unterhaltung mehr vertheilt zu sehen; aber gewiß ist, daß Ahrenberg die dargebotene Gelegenheit, sich der hübschen, durchaus arglosen und unbefangenen Anna zu nähern, mit offenbarem Eifer ergriff.

Nach und nach erschienen auch die übrigen Ballgäste, und als die Gesellschaft wieder zusammen war, gab der Geheimrath seinem Kammerdiener, der an einer der Thüren des Besuchzimmers stand, ein Zeichen.

Die Thür flog auf und ein Tusch des Orchesters rief die Gesellschaft in den Tanzsaal, der einen prächtigen Anblick darbot.

Man hatte nämlich die Zwischenzeit, welche das Gastmahl vom Balle trennte, dazu benutzt, den Speisesaal in einen Ballsaal umzugestalten.

Der große Kronleuchter, welcher in der Mitte des Saales hing, erhellte den glänzend ausgestatteten Raum. Guirlanden schmückten die Wände und in jeder Ecke befanden sich Gruppen seltener Gewächse. An jeder der Langseiten des Saales war eine Reihe von Stühlen dicht neben einander gestellt, welche bestimmt waren, die Ausruhenden oder die Nichttänzer und Zuschauer aufzunehmen. Der parkettirte Fußboden glänzte vom Wiederschein der Lichter und auf einem kleinen Balkon, der sich über einer der Thüren befand, war ein kleines Orchester aufgestellt.

Auch die kleineren Nebenzimmer und Kabinete waren auf das Feinste, Sorgsamste und Geschmackvollste ausgeschmückt, so daß sie denen, die sich ausruhen und abkühlen wollten, zum angenehmen Aufenthalte dienen konnten. Alle Thüren waren ausgehoben und an deren Stelle trennten schwere Vorhänge ein Gemach von dem anderen, und der Fußboden eines jeden derselben war mit herrlichen buntfarbigen Teppichen bedeckt, so daß kein Schritt hörbar war. Ueberall standen schwellende Sophas oder gepolsterte Armstühle, die zur Ruhe einluden und sämmtliche Gemächer strahlten in blendendem Lichte, welches Kronleuchter verbreiteten. Kurz, es mangelte nichts, was der raffinirte Luxus nur irgend, sei es zur Bequemlichkeit oder zum Schmucke, darbieten kann.

Der Ball wurde, wie gewöhnlich, mit einer Polonaise eröffnet, welche der Geheimrath und die Gräfin Aurelie von Ahrenberg führten.

Der Rittmeister hätte am Liebsten mit dem Fräulein Anna von Wildenburg getanzt, der er sich, seinem geheimen Plane gemäß, um jeden Preis nähern wollte; allein der gesellschaftliche Anstand und sein Verhältniß zum Geheimrathe nöthigten ihn, seinen Wunsch vorläufig der Sitte und der Klugheit zu opfern, und die Polonaise, sowie den unmittelbar sich an dieselbe anschließenden Walzer mit Eugenie zu tanzen.

Langenfeld trat zu Miranda und forderte sie, mit einer Verbeugung, zum Tanze auf. Sie erwiederte graziös die Verbeugung und sagte in freundlichem und melodischem Tone:

„Ich bedaure, daß ich die Ehre ablehnen muß, Herr Baron, allein ich bin bereits engagirt.“

„Die Antwort hätte ich mir denken können,“ murmelte Langenfeld vor sich hin und zog sich zurück. „Wenn es auch nicht wahr ist, was sie vorgiebt, denn es hat sie noch Niemand auffordern können; aber sie weiß, daß sie mit Bestimmtheit auf Oskar rechnen kann. Da ist er auch schon,“ setzte er lächelnd hinzu, als er bemerkte, daß Oskar wie ein Pfeil auf Miranda zuschoß, ihre Hand ergriff und sie zu der

Reihe der Tanzenden führte. „Es ist richtig," fuhr er fort, „der Fisch hat angebissen und sitzt an der Angel fest."

Er wählte dann die ältere Tochter der Frau Tugendreich zur Tänzerin.

Rapperswyl, der jede Gelegenheit ergriff, sich mit Anna zu unterhalten, war natürlich sehr schnell bei der Hand, die junge ländliche Schönheit zu engagiren, und sie sagte ebenso rasch zu, weil es ihr nur darauf ankam, zu tanzen, und bei ihrer Unbefangenheit ihr ein Jeder recht war.

Bald war der größte Theil der Gesellschaft unter den Tanzenden, und der Ball verlief in seinen gewöhnlichen Formen.

Wie natürlich, ließen die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft fast keinen Tanz vorüber gehen, ohne Theil daran zu nehmen, und namentlich war Eugenie, als Tochter des Hauses und Königin des Festes, der Jeder eine Huldigung darbringen wollte, beständig in Anspruch genommen.

Auch Oskar, der fühlte, daß es seine gesellschaftliche und verwandschaftliche Pflicht sei, die Tochter des Hauses aufzufordern, trat heran, und Eugenie reichte ihm gern die Hand zum Walzer.

Aber Oskar erfüllte seine Pflicht nur lässig und obenhin; denn sein Auge war mehr auf Miranda als auf seine Tänzerin gerichtet, und er wurde sogar etwas verdrießlich, als er sah, daß Ahrenberg die Italienerin aufforderte und diese sich lebhaft, wie es schien, mit ihm unterhielt.

Eugenie bemerkte die Zerstreutheit Oskars sehr wohl und sie fühlte sich durch dieselbe nicht wenig verletzt, so daß sie geneigt wurde, dem Urtheile ihres Vaters über ihn beizutreten und es richtig zu finden. Sobald der Tanz zu Ende war, führte Oskar seine Dame zu ihrem Sitze zurück und entfernte sich sodann, so rasch es eben der gesellschaftliche Anstand irgendwie erlaubte. Eugenie blickte ihm ernst und sinnend nach.

Aber auch Oskar war unruhig; denn Ahrenbergs eifrige Unterhaltung mit Miranda rief ihm die Unterhaltung ins Gedächtniß zurück, welche er vor weniger Zeit mit Miranda gehabt hatte, als er ihr seinen Besuch abstattete, und diese Rückerinnerung regte alle die eifersüchtigen Gedanken und Empfindungen wieder auf, die er mühsam niedergekämpft hatte und er beschloß, Miranda, ohne ihr Wissen, einer Art von Probe, wie er es im Stillen nannte, zu unterziehen, die zugleich als Orakel für ihn gelten sollte.

Er nahm also den Wiederbeginn des Tanzes wahr, um die ältere Tochter der Frau Doctor Tugendreich zu engagiren, und wollte nun

beobachten, wie Miranda sich in seiner Abwesenheit benehmen werde, falls sich ihr Ahrenberg abermals nähern sollte.

Seine Probe bewährte sich auch, und Miranda bestand dieselbe zu Oskars Zufriedenheit; denn als Ahrenberg nun wirklich zu ihr ging, und, wie man aus seinen Bewegungen schließen konnte, sie zum Tanze aufforderte, lehnte Miranda diese Aufforderung, wie er zu seiner Freude zu bemerken glaubte, zwar artig, aber bestimmt ab.

Nicht minder erfreulich war es ihm zu bemerken, daß auch der Geheimrath sich lange und, wie es schien, wohlgefällig mit Miranda besprach. Seine lebhafte Phantasie knüpfte daran Combinationen der heitersten Art und die rosigsten Hoffnungen für die Zukunft. Er sah ganz richtig, daß Miranda das Wohlgefallen seines Oheims in hohem Grade erregt hatte, und glaubte aus dieser Thatsache vortheilhafte Schlüsse für sich selbst ziehen zu können. Er meinte annehmen zu dürfen, daß der Geheimrath die Absichten unterstützen werde, die er, Oskar, in Betreff Mirandas hegte, und dieser im Grunde falsche Schluß sowohl, als die Furcht vor etwaigen Schritten Ahrenbergs, führte ihn zu dem festen Entschlusse, unabänderlich die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, der Geliebten sein Geheimniß zu offenbaren und zu erfahren, ob er Hoffnung haben dürfe, auf Gegenliebe zu rechnen oder nicht.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn während der ganzen Zeit, in welcher er tanzte und er erwartete mit Sehnsucht das Kommen der Pause. Diese erschien dann endlich auch, ein Tusch des Orchesters verkündete dieselbe, allein er erhielt zugleich die Gewißheit, daß er sich, vorläufig wenigstens, verrechnet habe; denn kaum war das Signal der Ruhe erschollen, als auch schon die Gesellschaft zur Tafel gerufen wurde.

Die Anordnung der Abendtafel glich der bei dem Gastmahle zuvor befolgten; denn die Gäste hatten genau dieselben Plätze wieder, welche sie zu Mittag eingenommen hatten; der Geheimrath war in diesem, wie in manchem anderen Punkte, förmlich pedantisch, und so kam es, daß Oskar auch während der Abendmahlzeit nicht die mindeste Gelegenheit hatte, mit Miranda einige Worte zu wechseln.

Der Geheimrath war dagegen bemüht, der Italienerin die Zeit so angenehm wie möglich zu verkürzen, und wendete seinen ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit auf, sich interessant zu machen.

Als das Orchester die Gäste abermals, nach Aufhebung der Abendtafel, in den Ballsaal rief, ordneten sich die Paare schnell von Neuem.

Ahrenberg führte Anna, Rapperswyl Eugenie und Oskar Miranda. Der Geheimrath hatte sich neben Aurelie gesetzt, welche dem Tanze der

jüngeren Leute zusehen wollte, und knüpfte ein langes Gespräch mit ihr an. Alle Paare wirbelten schon in raschen Tanze durch den Saal hin, als Miranda und Oskar eintraten; denn Oskar hatte es, mit einer Gewandheit, welche keiner seiner heimlichen Feinde ihm zutraute, zu bewerkstelligen gewußt, daß er, wie zufällig durch die Menge der übrigen Gäste abgeschnitten, erst viel später in den Saal gelangte, als derjenige Theil der Gesellschaft, welcher bei Tafel seine Umgebung gebildet hatte.

Als er bei seinem Eintritte in den Tanzsaal bemerkte, daß der Geheimrath und Aurelie tief im Gespräch versunken waren, Ahrenberg, Eugenie und Anna eifrig tanzten, und Woltmann mit der Frau Doctor Tugendreich sich auf das Lebhafteste unterhielt, war sein Entschluß gefaßt und er sagte deshalb zu Miranda:

„Mein Oheim hat in der That mit bewundernswerther Liberalität für das Vergnügen und die Bequemlichkeit seiner Gäste gesorgt.

„Ja," entgegnete Miranda und das ist um so bewundernswerther, als keine Dame an der Spitze des Hauses steht, welche einerseits den wirthschaftlichen, andererseits den ornamentalen Theil der Einrichtung hätte übernehmen können. Und dennoch, wie äußerst geschmackvoll ist die Dekoration dieses Saales, und mit welcher Schnelligkeit ist die Umwandlung desselben zum Ballsaale vollführt worden."

„Oh, mein Fräulein," sagte Oskar, „dieser Saal hier bildet nur einen Theil des Festraumes, und erst wenn man den Letzeren ganz überschaut, kann man das Werk des Geheimraths vollständig würdigen. Kennen Sie bereits die zu diesem Saale gehörigen Seitenräume?"

„Nein", entgegnete Miranda, „ich glaubte das Terrain für die Gäste sei mit diesem Saale beschlossen und ich bin begierig, die mir noch unbekannten Räume zu sehen, um das Werk des Herrn Geheimraths, wie Sie sich ausdrücken, vollständig würdigen zu können."

„So erlauben Sie mir, Sie zu geleiten", sagte Oskar und drängte sich durch die zahlreichen Ballgäste, „und Sie werden finden, daß meine Worte nicht verdienten, mit der Ironie wiederholt zu werden, welche Sie in Ihre Rede gelegt haben."

Während er so sprach, waren sie bis zu einer aus schweren und reichen Stoffen gebildeten Portiere gelangt, Oskar schlug sie auseinander und ließ Miranda eintreten. Sie befanden sich in einem geschmackvoll eingerichteten Kabinete, das ebenfalls durch eine Gaskrone erleuchtet war.

„Das ist ja reizend!" rief Miranda aus, als sie das Cabinet betrat „und ladet recht freundlich zum Ausruhen ein."

„Dies ist," entgegnete Oskar, „so zu sagen das Vorzimmer, und hier erst kommt der Raum, welcher eigentlich zur Erholung bestimmt ist."

Bei diesen Worten schlug er eine zweite der ersten gegenüberliegende Portiere auseinander und führte Miranda in den Raum, welcher an denjenigen stieß, in dem sie sich befanden.

Bei dem Betreten desselben konnte Miranda nicht umhin, einen Ausruf der Ueberraschung vernehmen zu lassen.

Das kleine Zimmer, in welchem sie sich befand, war äußerst geschmackvoll und reich ausgestattet. Vor einer künstlichen Fontaine, in deren Wasserstrahlen sich das rosenrothe Licht wiederspiegelte, welches das Gemach erhellte, und das einer mit rothen Gläsern geschmückten Gaskrone entströmte, standen die herrlichsten Rosengebüsche, welche das Auge erblicken konnte, und ringsumher dufteten die herrlichsten exotischen Gewächse. Die Möbel waren sämmtlich mit rothen Damastpolstern bedeckt, die sehr hübsch mit dem weißen, von schmalen Goldleisten eingefaßten Holzwerk contrastirten. Der Fontaine gegenüber, die eine liebliche Kühle in dem kleinen Gemache verbreitete, stand unter einem schönen, in voller Blüthe prangenden Orangenbaum, ein reizendes Sopha, dessen schwellende Kissen verführerisch zum Ausruhen einluden. Die Musik tönte nur gedämpft aus dem großen Saale herüber, und wiegte mit ihren anmuthigen Melodien die Seele in süßen, unbestimmten Gefühlen.

„Wie schön und harmonisch ist hier Alles und wie zur Ruhe einladend," sagte Miranda, während sie sich auf das schwellende Sopha niederließ und vor sich hin lächelte.

Bis dahin hatte Oskar seinen Vorsatz, eine Erklärung um jeden Preis herbeizuführen, mit Entschiedenheit, Ruhe und Glück durchgeführt; aber jetzt, wo die Entscheidung nahte, wo es darauf ankam, das Wort auszusprechen, welches sein Loos für die Zukunft bestimmen sollte, jetzt überwältigte ihn der Sturm seiner Gefühle und er stand, keines Wortes mächtig, vor Miranda schweigend, sinnend und ihre Reize bewundernd da.

Auch sie blickte ihn eine Zeit lang schweigend an, dann aber sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln:

„Was fehlt Ihnen denn plötzlich, lieber Freund, daß Sie, der eben noch so lebendig und gesprächig waren, jetzt schweigend und nachdenkend vor mir stehen?"

Der süße Ton von Mirandas Stimme löste den Zauber, welcher auf Oskar lag und weckte ihn aus seinen träumerischen Gedanken. Er faßte sich und sagte mit weicher Stimme:

„Was mir fehlt fragen Sie? — Sie fragen mich das? — In

dieser einzigen Frage liegt die Entscheidung meines ganzen Schicksals! Denn, wenn Sie ahnten, fühlten und wüßten, daß mein ganzes Leben, der leiseste Gedanke meiner Seele, die feinste Empfindung meines Gemüthes Ihnen und nur Ihnen gehört, so könnten Sie eine solche Frage nicht an mich richten."

Miranda erschrak, als sie diese Worte vernahm und doch durchzog auch wieder eine geheime, süße Freude ihr Herz und die Farbe ihres Gesichtes wechselte plötzlich mit Heftigkeit zwischen Blässe und Röthe.

Oskar ward viel zu sehr von seinen eigenen Empfindungen beherrscht, als daß er auf den Eindruck hätte achten können, welchen seine Worte auf Miranda hervorbrachten, obwohl sein Auge auf ihrem Gesichte ruhte. Er fuhr vielmehr stürmisch fort:

„So ist es denn ausgesprochen, das verhängnißvolle Wort, und der Würfel ist gefallen! — Ja, Liebe ist die Empfindung, die mein ganzes Wesen belebend durchströmt, und der allein ebenbürtige Ausdruck für die Welt von Gefühlen, die meine Brust durchwogt, faßt sich in dem einen einzigen, heiligen Worte „Miranda" zusammen."

Während er dies sprach, sank er vor ihr auf die Kniee und blickte sie mit seinen schönen, feurigen, dunkelbraunen Augen schwärmerisch an.

Als Miranda dies sah, erhob sie sich rasch von ihrem Sitze und streckte ihm, verwirrt und erröthend, beide Hände entgegen.

Sie wollte ihm beim Aufstehen behülflich sein, er aber erfaßte ihre beiden Hände, und bedeckte sie entzückt mit heißen Küssen.

„Stehen Sie auf, Oskar," flüsterte sie halb lächelnd, halb bestürzt, während ein hohes Roth ihre Wangen färbte, das sie schöner als jemals erscheinen ließ, „stehen Sie auf, ich bitte Sie herzlich!"

„Nein, Du theures über Alles heißgeliebtes Wesen, laß mich hier anbetend vor Dir knieen und blicke stets so freundlich und mild auf mich herab, wie jetzt; dann genieße ich das höchste Glück, welches mir die Erde bieten kann," erwiderte Oskar und küßte wiederholt ihre Hände, welche noch in den seinigen ruhten.

„Und wenn uns Jemand hier überraschte?" entgegnete sie ängstlich und leise.

„Sähe mich die ganze Welt in dieser Stellung," sagte Oskar mit Begeisterung, „so würde ich stolz darauf sein, ihr zu zeigen, daß ich Dir angehöre, und ihr mit Jauchzen entgegenrufen: Seht hier meine Königin, die einzige Herrin meines Lebens."

Miranda erröthete immer tiefer und ward immer verlegener; es war, als theile sich ihr die Gluth mit, von welcher Oskar durchdrungen war, sie beugte sich ein wenig zu ihm herab und stammelte flüsternd und wie berauscht:

„Erhebe Dich, mein Geliebter, erhebe Dich! — Es geziemt sich nicht, daß der Herrscher vor derjenigen knieet, die sein eigen ist im Leben wie im Tode. — Ja," fuhr sie, wie von plötzlicher, wunderbar begeisterten Rührung hingerissen fort, „Dein bin ich für jetzt und ewig, in Glück und Unglück, in Leid und Wonne, in Kampf und Sieg; denn Du bist meine Welt, Oskar, mein Eins und Alles! Ich bin nur durch Dich und in Dir."

Als Oskar diese hingehauchten Worte vernahm, sprang er rasch in die Höhe und umschloß die zarte, edle Gestalt mit seinen kräftigen Armen. Sie schmiegte sich innig an ihn und der erste, süße Kuß brannte auf den jugendlichen, frischen Lippen. Es war, als ob ein electrischer Strom in beide Körper überfließe und sie unauflöslich zu einem und demselben Wesen verbände.

Miranda schloß die Augen, neigte ihr Haupt auf Oskars Brust und flüsterte träumerisch:

„O, wie glücklich! — wie selig!"

Dann versank sie, wie bewußtlos, in Schweigen, während ein holdseliges Lächeln ihren rosigen Mund umspielte.

In dieser Stellung verharrten die Liebenden, Alles rings um sich her vergessend, einige Minuten; dann erhob Miranda ihr schönes Lockenhaupt, sah sich ängstlich, fast furchtsam überall um, und flüsterte endlich aufathmend:

„Gott sei Dank, unser Glück hat keinen Zeugen; denn, Oskar, ich befürchte stets, und habe vollkommen gerechte Ursache dazu, daß man unablässig darauf ausgeht, Alles zu erspähen, was wir thun oder lassen."

„Meinethalben," erwiderte Oskar mit einer Mischung von Stolz und Verachtung im Tone; „mag doch die ganze Welt wissen, was wir thun, was wir einander sind und bleiben werden. Sie mögen alle schwatzen und thun, was sie wollen, ändern werden sie sammt und sonders doch nichts."

„Ich theile diese Furchtlosigkeit, Zuversicht und Sicherheit durchaus nicht, Geliebtester," sagte Miranda und schüttelte das schöne Lockenhaupt. „Ich bin erfreut und danke dem Himmel, daß es keinen Mitwisser unseres stillen Glückes giebt."

Aber es gab dennoch einen und zwar den schlimmsten und gefährlichsten von der Welt — Ahrenberg.

Dieser, den Oskar gänzlich mit seiner Tänzerin beschäftigt glaubte, hatte nichts desto weniger keinen Augenblick vergessen, daß er eine genaue Ueberwachung seines Vetters als seine erste, allen übrigen vorgehende Pflicht zu betrachten habe.

So oft daher ein Ruhepunkt bei dem Tanze eintrat, und dies

geschah in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen, benutzte er denselben, um, ohne auffällig zu werden, mit den Augen nach Oskar und Miranda umher zu spähen. Denselben Auftrag hatte überdies Langenfeld von ihm erhalten und auch dieser unterließ es nicht, seine scharfen Blicke auf Kundschaft auszusenden. Endlich war dem Diener des jungen Barons, Fritz, wie wir wissen, bereits seit seinem Eintritte in Oskars Dienst der Befehl gegeben, seinen Herren zu beobachten und Alles zu berichten, was ihn der Mühe irgend werth schien.

Es war daher nicht wohl möglich, daß ein Schritt Oskar's oder Miranda's unbemerkt bleiben konnte und er blieb es auch in der That nicht.

Bis zur größeren Pause und zur Abendtafel bedurfte es einer besonderen Aufmerksamkeit von Seiten Ahrenbergs nicht; denn Oskar und Miranda befanden sich unter den Tänzerpaaren, oder waren, wie bei Tische, überhaupt in seiner Nähe; nach der Pause aber gestaltete sich die Sache anders.

Während er nun in einer Tanzpause neben Eugenie stand, und diese mit allerlei witzig und leicht vorgetragenen Kleinigkeiten zu unterhalten bemüht war, schweiften seine Blicke wiederum nach Oskar umher, ohne denselben ausfindig machen zu können.

„Wen suchen sie denn so eifrig?“ fragte Eugenie, welcher sein unruhiger Blick auffiel.

„Den Vetter Oskar und Fräulein von Marelli,“ erwiderte er in, wie es schien, gleichgültigem Tone.

„Nehmen Sie einen so besonderen Antheil an diesen Beiden?“ fragte Eugenie weiter, die anfing, auf Ahrenbergs Benehmen aufmerksam zu werden, obgleich sie sich keinen rechten Grund für das Interesse angeben konnte, welches sie empfand.

„Gewiß,“ antwortete Ahrenberg, „einmal ist Oskar durch Bande der Verwandtschaft an mich geknüpft, und zweitens hat ihn Tante Aurelie mir noch auf ganz besondere Weise empfohlen.“

„In der That?“ sagte Eugenie; „hat sie das? — Nun und die Dame?“

„Fräulein de Marelli?“ antwortete Ahrenberg, „oh, sie interessirt mich nur als Schönheit und herrliche Tänzerin.“

„Wirklich,“ entgegnete Eugenie und wollte noch etwas hinzufügen, als Langenfeld herantrat und dem Rittmeister einen Wink gab.

Dieser entschuldigte sich bei seiner Tänzerin, trat zu Langenfeld und erfuhr von diesem, daß Oskar und Miranda im Saale nicht anwesend seien.

Ahrenberg begab sich zu Eugenien zurück und bat um Verzeihung,

daß er den Tanz unterbrechen müsse, da er die Nachricht bekommen habe, daß ein Bote seiner warte, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

Nach dieser Entschuldigung bat er Eugenien, den Baron von Langenfeld als seinen Stellvertreter annehmen zu wollen und entfernte sich, als seine Cousine lächelnd eingewilligt hatte.

Er suchte Fritz auf, welchen er unweit der Portiere fand, durch welche Oskar und Miranda geschritten waren und fragte nach den Beiden.

Fritz verbeugte sich stumm und zeigte auf die Portiere. Ahrenberg nickte lächelnd und entfernt sich.

Er ging zum Saale hinaus durch das Besuchszimmer, in das Arbeitskabinet des Geheimraths und von diesem in ein kleines Gemach, das von demjenigen, in welchem sich die Liebenden befanden, gleichfalls nur durch eine Portiere getrennt war.

Er trennte die Vorhänge mit großer Vorsicht und sah, wie die Liebenden sich in die Arme sanken und hörte, wie Oskar ausrief:

„Jetzt erst meine Geliebte, glaube ich Welt und Menschen wahrhaft zu verstehen, ja über mich selbst erst ins Klare zu kommen, nun ich Dich die meinige nennen darf und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt bin."

„Ach," entgegnete Miranda, „vermöchte ich doch diese rosige Ansicht der Zukunft zu theilen, mein theurer Freund! Aber ich sehe düstere, bedrohliche Wolken am Horizonte unseres neuen Lebens, die gewitterschwer heranziehen, und deren Blitze sich auf unseren Häuptern entladen werden."

„Wie kommst Du jetzt, in diesen glückseligen Augenblicken, in denen uns Alles heiter und freundlich anlächelt, zu so trüben Gedanken, zu denen ich durchaus keinen Grund sehe. Alles vereinigt sich, wie mich dünkt, dazu, unser Glück zu befestigen, und selbst der Zufall ist uns bei jeder Gelegenheit günstig gewesen."

„Gerade das unbeschreibliche Glück," erwiderte Miranda, „das so unerwartet, wie plötzlich vom Himmel herabgefallen, über mich gekommen und mich überrascht hat, so daß sich Dinge im Augenblick erfüllten, von deren Verwirklichung ich nur als von einer, in weit entfernter Zukunft, unwahrscheinlichen Möglichkeit träumte, gerade diese Plötzlichkeit erfüllt mich mit Furcht und Bangen."

„Welche unbegründete Besorgnisse!" rief Oskar aus, „von allen Seiten lacht uns Glück und Freude entgegen."

„Denk an den Ring des Polykrates, mein Geliebter!" entgegnete Miranda mit einem Seufzer, „und erinnere Dich dessen, was Julia

zu ihrem Romeo sagt, als beide ihren Liebesbund geschlossen hatten. Ahnungsvoll warnend spricht sie zu dem Geliebten:

„Obwohl ich Dein mich freue,
Freu ich mich nicht des Bundes dieser Nacht.
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich,
Gleicht allzu sehr dem Blitz, der nicht mehr ist
Noch eh man sagen kann: es blitzt. — — —“

„Ist es nicht mit unserem Bunde ganz ähnlich? Ja, auch ich freue mich Deiner, auch ich bin glückselig in Deinem Besitze, aber auch ich sage mir, wie Julia, daß unser Bund zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich ist, als daß er lange bestehen könnte. O! ich sehe schon den Augenblick vor mir, welcher uns trennt, ich fühle im Voraus alle die Schmerzen, die ich zu erdulden haben werde, wenn Du Dich von mir wenden wirst und ich einsam, verlassen und unglücklich in der öden, weiten Welt da stehen werde.

„O! wenn dieser Augenblick da sein wird, den ich wie den Tod fürchte, dann mein Geliebter wird meine Seele in düstere Nacht der Trauer versenkt werden; dann giebt es für die arme Miranda kein Glück, keine Zukunft mehr; ein düsterer Nebel verhüllt das ganze Leben, und grau und reizlos liegt es vor mir da. —

„Oskar!“ fuhr sie nach einer Pause leidenschaftlich fort, „Oskar, möge eine solche Stunde niemals über mich kommen; denn ich weiß nicht, was ich dann thue, wohin der Gram, der Schmerz und der Zorn mich reißen könnten.“

Ahrenberg lächelte, als er diese Worte vernahm und flüsterte: „Deine Ahnung ist ganz richtig, die Stunde wird kommen, ja sie ist Dir näher, als Du glaubst.“

„O Geliebte!“ rief Oskar aus und umarmte sie, „wie kannst Du auch nur einen Augenblick solch einen Gedanken fassen, das wäre ja Verrath an der Liebe und zugleich an Dir, und ich bin kein Verräther!“

„Du wirst aber bald einer sein,“ murmelte Ahrenberg, „Dich dazu zu machen, ist meine Sorge!“

In diesem Augenblicke erhob sich in dem Kabinete, welches vor demjenigen der Liebenden lag, eine Stimme, welche Oskar als die seines Dieners erkannte, die sagte:

„Nein, Excellenz, hier ist der Rittmeister nicht.“

Miranda erblaßte, als sie diese Worte vernahm und flüsterte: „O Gott, wir sind verloren, Oskar!“

„Sei ruhig Geliebte, man sucht nicht uns,“ erwiderte dieser ebenso leise, „laß uns abwarten, was geschieht und verliere den Muth nicht.“

Miranda setzte sich zitternd auf das Sopha und Oskar stand unbeweglich. Auch Ahrenberg hatte die Stimme des Dieners gehört und aus den Worten desselben geschlossen, daß der Geheimrath nach ihm gefragt habe. Er zog sich daher leise und unbemerkt zurück und überließ die Liebenden ihrem Geschicke.

Als Oskar nach einiger Zeit bemerkte, daß Alles im Nebenkabinet still blieb, näherte er sich vorsichtig der Portiere, trennte leise die Vorhänge und blickte in das Gemach. Es war leer.

„Komm Geliebte," flüsterte er, „es ist Alles sicher."

„Aber," entgegnete Miranda ganz leise, „man wird uns vermißt haben, und wenn wir in den Saal treten, wird es auffallen."

„Das glaube ich kaum," sagte Oskar, „Du hörst, der Tanz ist im vollsten Gange, und wenn wir uns mit Vorsicht gleich unter die Tanzenden mischen, wird kein Mensch glauben, daß wir nicht beständig getanzt hätten."

Er trat nach diesen leise gesprochenen Worten in das leere Nebengemach und blickte durch die Portiere desselben in den Saal. Miranda folgte ihm zaghaft und zitternd.

Oskar sah, daß der Saal gedrängt voll, und die Menge der Tanzenden groß war, ergriff entschlossen Miranda's Arm, führte sie rasch durch die zuschauende Masse, die aus lauter ihnen gänzlich fremden Gästen bestand, und drehte sich bald mit Miranda in raschem Walzer.

Als er eine Pause im Tanzen machte, spähte er im Saale nach dem Geheimrathe und Ahrenberg umher, konnte sie aber nicht auffinden. Er theilte diese Bemerkung Miranda mit und es schien, als ob sie dadurch etwas beruhigter würde.

Beide legten nun einen ganz besonderen Eifer für den Tanz an den Tag und ließen keinen, ohne Theil zu nehmen, vorübergehen.

Nach einer geraumen Zeit trat Ahrenberg zu ihnen und fragte mit der unbefangensten Miene von der Welt Miranda sowohl als Oskar, wie sie sich amüsirten?

„Ganz vortrefflich", entgegnete Oskar, „das kannst Du Dir wohl denken, wenn man eine so ausgezeichnete Tänzerin hat, wie Fräulein von Marelli ist."

Miranda fügte diesen Worten, eine, etwas befangene Bestätigung hinzu und Ahrenberg erwiderte artig, daß er sich glücklich schätze, Etwas zu ihrem Vergnügen beigetragen zu haben.

Diese verbindlichen Worte täuschten Miranda für den Augenblick wirklich, sie gewann ihre Sicherheit und Unbefangenheit wieder und war, als sie später mit dem Geheimrath, Anna, Eugenie und Aurelie zusammentraf, ungemein heiter und liebenswürdig.

Der Ball brauste fort und Alle mischten sich in die dahinfliegenden Reihen, bis die Lust nach und nach gesättigt war und endlich völlig erstarb.

Es war sehr spät geworden, als man sich unter Höflichkeitsbezeugungen aller Art endlich trennte und jeder ermüdet in seine Wohnung zurückfuhr.

Bald durchschritten nur noch die Diener den öden Saal, um die Lichter zu löschen, und dann trat an die Stelle des buntesten Lebens die tiefste Stille der Einsamkeit.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, Reißt der schöne Wahn entzwei.“

Am Tage nach dem Balle saß Miranda gedankenvoll in ihrem Boudoir. Es ging bereits stark auf den Mittag zu, aber doch umhüllte noch ein reizendes Morgenneglïgee die üppigen Glieder der schönen Italienerin und sie schien gar nicht daran zu denken, daß es Zeit sein möchte, zur Toilette zu schreiten.

Der weite Aermel ihres Kleides war, da sie den Kopf mit der Hand stützte, zurückgefallen und zeigte einen blendendweißen, vollen, fast bis zur Schulter entblößten Arm, während die kleine Hand tief unter den herabwallenden, dunklen Locken verborgen war, die bis auf den schönen nur leicht verhüllten Busen hernieder fielen. Das weite Mousselingewand, welches den Körper bedeckte, ließ die Formen der herrlichen Gestalt in leichten Umrissen errathen, und der schmale, reizende Fuß ruhte auf der Stickerei eines anmuthig geformten Fußbänkchens.

Sie dachte an die glücklichen Stunden des vorigen Abends, an die feurige Erklärung Oskars, an den süßen, ersten Kuß zurück, der gegeben und empfangen worden war, und schien ganz in wonnigen Träumen versunken.

In wunderbarem Wechsel durchwogten die Gefühle ihre schwellende Brust, und mehr als einmal hauchte sie einen leisen Seufzer. Bald ergriff sie ein sehnsüchtiges, unbestimmtes Verlangen, und dann ward sie wieder von einer Bangigkeit unerklärlicher Art erfaßt, je nachdem



Don Juan im Orpheum.

sie heitere oder düstere Bilder umgaukelten. Jetzt stand die liebeglühende, kräftige Gestalt Oskars vor ihrer erregten Phantasie und füllte ihr Herz mit träumerischer Sehnsucht, und gleich nachher sah sie

den boshaften, hämischen Blick Ahrenberg's, der aus dessen Augen hervorschoß, als sie in ihrer Unterredung mit ihm den funkelnden Dolch aus ihrem Busen gezogen und ihm gesagt hatte, daß sie den Geliebten tödten würde, wenn sie erführe, er sei treulos. Bei diesem Gedanken überfiel sie eine tiefe, ahnungsvolle Bangigkeit, ein entsetzliches Grauen vor der Zukunft, und ihre lebhafte Einbildungkraft mahlte ihr alle Schrecken derselben mit den grellsten Farben aus.

„Oskar,“ flüsterte sie unwillkührlich, „könntest Du jemals dies Herz verrathen, könntest Du mich je den Qualen in Wirklichkeit überliefern, deren bloßes Bild schon meine Seele zerreißt — dann —“

Sie sprang von ihrem Sitze auf, ergriff den Dolch, welcher auf dem Toilettentische lag und prüfte aufmerksam seine Spitze; „dann,“ fuhr sie fort, „sollst Du Dich, treuer stummer Freund, nicht in seine, aber wohl in meine Brust senken.“ —

Sie warf sich von Neuem in den Sessel, welchen sie kaum verlassen hatte und verlor sich so tief in Gedanken, daß sie die Kammerfrau gar nicht hörte, welche in's Zimmer trat.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte die Dienerin, „der Herr Baron von Wildenburg wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen.“

Miranda fuhr bei dem Tone der Stimme wie aus einem tiefen Traume empor und blickte die Sprechende an. Sie hatte wohl Laute vernommen, aber den Sinn derselben nicht gefaßt.

„Was willst Du?“ fragte sie in weichem Tone.

Die Dienerin wiederholte, was sie gesagt hatte.

„Warum hast Du den Herrn Baron nicht sogleich hereingeführt?“ erwiderte Miranda.

„Ich wußte nicht, ob es Ihnen genehm gewesen wäre, gnädiges Fräulein.“

Diese mit einem gewissen Nachdrucke gesprochenen Worte erregten die Aufmerksamkeit Mirandas und machten sie zugleich etwas verwirrt. Indessen faßte sie sich rasch und sagte:

„Bitte den Herrn näher zu treten.“

Die Dienerin entfernte sich und gleich darauf trat Oskar in das Zimmer. Als er die Geliebte in dem reizenden Morgennegligee erblickte, war er anfangs verwirrt, ja bestürzt, und wollte sich mit einer Entschuldigung zurückziehen; allein, wie plötzlich bemächtigte sich seines Wesens ein ganz wunderbares Gefühl, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Rausche hatte und ihn fast unwillkürlich vorwärts trieb. Er schritt der Geliebten entgegen, ohne ein Wort hervor bringen zu können, umarmte sie und drückte einen heißen Kuß auf ihre schönen feurigen Lippen.

Auch Miranda schien bei seinem Anblicke von einem Taumel der Begeisterung ergriffen, denn in ihrer Erwiderung seines Kusses lag, so zu sagen, etwas Magisches, das ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte und auf einen Augenblick aller Besinnung beraubte.

Aber mit dieser raschen und unerwarteten Explosion schien sich auch das Innere der Liebenden etwas abgekühlt zu haben, und Miranda war die Erste, welche von Beiden ihre Fassung wieder gewann. Mit einem lieblichen Erröthen sagte sie:

„Sei mir willkommen, theurer Oskar, hier in meinem traulichsten Heiligthume, daß nur der Fuß desjenigen betreten darf, dem die Herrin desselben rücksichtslos vertraut.“

Bei diesem im weichsten Tone und mit den zärtlichsten Blicken gesprochenen Worte, führte sie Oskar zum Sopha und bat ihn, sich niederzulassen.

Oskar folgte ihr unwillkürlich und gehorchte, indem er sich auf das schwellende Polster niederließ. Um sein Inneres schwebte es noch immer wie ein leichter Nebel, in dem Alles verschwamm, und er mußte förmlich eine Anstrengung machen, um Fassung und Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Es gelang ihm endlich nach einiger Mühe und er sagte mit zärtlichem Lächeln:

„Es freut mich, geliebte Miranda, Dich heiter und wohl zu finden. Ich kam hierher, um Dich zu fragen, wie der gestrige Abend Dir bekommen sei, aber der Anblick, welcher mich bei meinem Eintritte mit so mächtigem Zauber ergriff, daß ich wie geblendet war, und kaum wußte, was ich that oder ließ, hat mich auf erfreuliche Weise und schnell überzeugt, daß eine Frage nach Deinem Befinden müßig und unnütz wäre; denn Du strahlst in Schönheit und Fülle der Gesundheit. Wir können uns also unseres Glückes ohne Rückhalt und in voller Sorglosigkeit erfreuen.“

Er umarmte bei diesen Worten die neben ihm sitzende Miranda mit jugendlicher Heftigkeit und drückte sie fest an sich. Sie lehnte ihr schönes Haupt an seine Brust und sagte mit einem halbunterdrückten Seufzer:

„Du siehst lauter Freude und Wonne, mein Geliebter, wo für mein Auge sich nichts zeigt, als düstere Wolken.“

„Wie kannst Du Dich nur in diesen glücklichen Augenblicken solchen traurigen Gedanken hingeben, Miranda!“ rief Oskar aus, „oder sind wir nicht glücklich?“

„Ja,“ sagte Miranda, „wir sind es, aber nur im aller engsten Sinne des Wortes, darüber hinaus bedrohen uns rings umher Gefahren.“

„Wie soll ich das verstehen, Geliebte?“ rief Oskar aus. „Erkläre Dich deutlicher.“

„Dein Besitz ist mein höchstes Glück,“ erwiderte Miranda, „und Du sagst mir, meine Liebe sei das Deinige; aber erinnerst Du Dich wohl, daß in dem Augenblicke, in welchem Du mir das schöne, so lange ersehnte, süße Geständniß ablegtest, der Name Ahrenberg in nächster Nähe erscholl?“

„Und was hat das mit unserem Glücke, mit unserer Liebe zu thun?“

„Es war ein Warnungszeichen,“ erwiderte Miranda, „das uns aufmerksam machen sollte.“

„Ah,“ sagte Oskar, „Du bist abergläubisch, und hältst auf Vorbedeutungen und Zeichen. Nun immerhin, es kleidet Dich, und macht Dich nur noch reizender.“

„Es ist kein Aberglaube, mein geliebter Oskar,“ erwiderte Miranda, „es ist Thatsache; Ahrenberg will Dir nicht wohl.“

„Einbildungen!“ sagte Oskar, „welchen Grund sollte er dazu haben?“

„Das weiß ich nicht, das aber weiß ich gewiß, daß Ahrenberg irgend Etwas gegen Dich im Schilde führt.“

„So?“ fragte Oskar mit Ueberraschung, „und woher weißt Du das?“

„Weil er, ehe ich Dich noch kannte, es mir zur Aufgabe machte, das Verhältniß herbeizuführen, welches jetzt unser Glück ausmacht.“

„In der That,“ sagte Oskar nachdenklich halb für sich.

„So ist es,“ fuhr Miranda fort, „und unser Zusammentreffen auf jenem Balle, wo wir einander das erste Mal sahen, war kein Zufall, sondern Vorausberechnung.“

„Seltsam,“ murmelte Oskar für sich; „aber gleichviel,“ setzte er laut hinzu, „das soll und wird uns nicht hindern, fortan glücklich zu sein; denn, obgleich er seinen Zweck, in dieser Beziehung erreicht hat, so soll er seinen Plan, falls ein solcher möglicher Weise besteht, doch nicht weiter verfolgen können.“

„Wirst Du ihn zu hindern vermögen?“ fragte Miranda in niedergeschlagenem Tone. „Ich halte ihn für fähig, jedes Mittel zur Erreichung seines Zweckes anzuwenden.“

„Mag er,“ entgegnete Oskar; „die Liebe ist mächtiger, als der Mächtigste, und schlauer als der Schlaueste, sie wird ihn hindern, nicht ich. Aber laß das, Geliebte,“ setzte er hinzu, wir wollen uns die schönen Stunden, die uns geschenkt sind, nicht mit Gedanken trüber Natur verbittern, die überdies nichts sind, als unbegründete Vermuthungen. Laß uns lieber von unserem Glücke, von unserer Liebe plaudern, die

auf viel zu sicherem Boden steht, als daß sie durch den Willen oder die Absichten eines einzelnen Menschen gestört werden könnte."

Bei diesen Worten umarmte er sie und küßte sie feurig. Auch Miranda gab sich ihren Gefühlen hin, und Beide lagen sich stumm in den Armen. Das heiße Blut der Italienerin und des feurigen Jünglings begann sich geltend zu machen. Die Küsse wurden glühender, die Umarmungen heftiger. Miranda's Busen wogte stürmisch und Oskars bemächtigte sich ein Rausch, welcher ihm die Besinnung zu rauben drohte. Plötzlich riß er sich aus Miranda's Armen, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Erstaunt und überrascht blickte diese dem Hin- und Hergehenden nach, der mit einem Male vor ihr stehen blieb und sagte:

„Miranda, mir ist wie ein Blitz ein Gedanke gekommen, der all Deinen Besorgnissen ein Ende macht, wenn Du den Muth hast, ihn Deinerseits auszuführen, wie ich es zu thun entschlossen bin. Dann werden wir ohne Sorge unser Glück genießen, unserer Liebe uns freuen können."

„Sprich Oskar," entgegnete sie, „und sei überzeugt, daß ich Alles thun werde, was Du verlangst, ohne irgend eine Gefahr zu scheuen."

„Wohlan, Du mußt ganz in der Stille diese Wohnung verlassen, und Dich in diejenige begeben, welche ich Dir bezeichnen werde, und die Du im Laufe des morgenden Tages erfahren sollst; dann wollen wir den Gefahren und Plänen spotten, mit denen Deine Einbildungskraft Dich ängstigt, und das Glück, welches uns blüht, sorglos genießen. Und nun werf ich alles Grübeln und Denken hinter mich, und lebe nur für den Augenblick."

Bei diesen Worten stürzte er sich stürmisch in Miranda's Arme und bedeckte sie mit Küssen.

„Dein Wille ist der Meinige, Geliebter, flüsterte Miranda und sank in seine Arme. Küsse wechselten nun mit Küssen, immer stürmischer rollte das Blut durch die Adern, immer freier und ungebundener wurden die Liebenden, Miranda's leichtes Gewand verschob sich und ein voller, blendender Busen quoll den trunkenen Augen Oskars entgegen. Er bedeckte ihn mit brennenden Küssen; Miranda's Augen schlossen sich, sie lag wiederstandslos, halb ohnmächtig in seinen Armen, und nur das Feuer, mit denen sie Oskars Küsse erwiederte, bezeugte, daß sie es nicht war. — — — — — — — — — — — — —

Es war dunkler Abend, als Oskar Miranda's Wohnung verließ und sich nach Hause begab. Es war schlechtes Wetter; der Wind trieb dem jungen Manne den kalten Regen in's Gesicht, während ein dichter

Nebel die Straße erfüllte und den Laternen nur gestattete, einen trüben Lichtschimmer zu verbreiten.

Aber Oskar ging, tief in seinen Mantel gewickelt, dennoch festen Schrittes und wohlgemuth weiter. Weder der kalte Regen, noch der scharfe Wind oder der dichte Nebel waren im Stande, seinen Muth zu brechen, oder seine Heiterkeit zu besiegen.

Zu Hause angekommen, warf er sich in einen Stuhl und überließ sich seinen Gedanken. Noch einmal durchlebte er in der Phantasie die vorüber gerauschten Stunden und fühlte deren süßes Entzücken.

Miranda's Bild stieg in seiner ganzen Schönheit, glänzend in seiner Seele empor, und er sah im Geiste alle die unaussprechlichen Reize wieder, mit denen sie geschmückt war.

„O," rief er mit einem Wonneschauer aus, „Du bist mein, Miranda, mein, Niemand kann und wird Dich mir rauben. O, ich Glückseliger, dem es vergönnt ist, einen Schatz zu besitzen, wie es wenige auf dieser armen Erde giebt, einen Schatz, um welchen mich alle beneiden, die ihn gesehen haben."

Er sprang von seinem Sitze auf und schritt mit kühner Gebärde, mit dem Anstande eines Siegers, im Zimmer auf und ab.

„Du wirst sie mir jetzt nicht mehr entreißen, Vetter," rief er laut aus, „und wenn Du die ganze Hölle mit ihren feinsten Künsten zu Deinem Beistande herbei rufst; denn ich habe ein Pfand, welches Du mir nicht nehmen kannst, welches sie Dir nicht geben kann und auch nicht geben würde, da es nur die Liebe giebt und empfängt!"

Nach und nach wurde er ruhiger, sein Schritt ward langsamer, seine Gefühle mäßigten sich, er stieg von der schwindelnden Höhe herab, auf die ihn seine stürmischen Empfindungen getrieben hatten, und an die Stelle des ungestümen Aufjauchzens seiner Seele trat die Ueberlegung. Blieb auch noch eine schöne Wärme in seinem Gemüth zurück, so war doch jene Hitze gewichen, die es dem Verstand unmöglich macht, seine Rechte zu behaupten und geltend zu machen. Er trat jetzt in den Vordergrund und warf ein anderes Licht auf die Thatsachen der Vergangenheit, indem er seinen Blick aus den Fesseln der Gegenwart befreite und auf die Zukunft richtete.

Er zog die Klingel, und kehrte dann zu seinem Sitze zurück. Fritz trat mit Lichtern in das Zimmer, setzte dieselben auf den Tisch, ließ das Rouleaux an den Fenstern nieder und betrachtete dabei heimlich seinen jungen Gebieter mit scharfen Blicken, welche dieser aber nicht gewahr ward, da er tief, in Gedanken verloren, da saß.

„Es muß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein," dachte der schlaue Diener für sich; „denn so ganz von seiner Umgebung abgezogen

wie in diesem Augenblicke, habe ich den Herrn noch niemals gesehen. Aufgepaßt Fritz, es ist nöthiger als je."

Er machte sich, während dieser Gedanken, im Zimmer zu thun, schob dann den Tisch mit den Lichtern in Oskars Nähe und fragte in unterwürfigem Tone:

„Haben der gnädige Herr noch sonst Etwas zu befehlen?"

Bei dem Klange dieser Worte fuhr Oskar aus seiner träumerischen Geistesabwesenheit empor, sah den Diener einige Augenblicke an, als müsse er sich erst auf den Inhalt dessen, was dieser gesagt hatte, besinnen und erwiderte dann:

„Nein, für den Augenblick nichts; in einer Stunde den Thee und Etwas zu essen."

Der Diener verbeugte sich und verließ das Zimmer. Als er die Thür, welcher Oskar den Rücken zukehrte, geöffnet hatte, wendete er sich noch einmal um, blickte auf den wieder in sein Nachdenken zurück gesunkenen jungen Mann, schüttelte den Kopf mit bedeutsamem Lächeln und flüsterte ganz leise vor sich hin:

„Seltsam, seltsam! Ich muß erfahren, was vorgegangen ist." Darauf schloß er geräuschlos die Thür.

Als Oskar wieder allein war, verging ein geraume Zeit, bevor er die im Zimmer herrschende Stille unterbrach. Dann endlich öffnete er die Lippen und murmelte vor sich hin:

„Bei Gott, ich hab' es nicht gewollt! Nein, das habe ich nicht gewollt, und wenn ich ein Unrecht begangen habe, so ist es im Sturm jugendlicher Leidenschaft, feuriger, alles verzehrender Liebe, ja wenn ich es so bezeichnen darf, in aller Unschuld, ganz ohne Vorsatz geschehen. Ich folgte nur dem heißen Drange, der mich in jenen Augenblicken beherrschte und Du wirst, Du mußt mir verzeihen, Miranda!" — —

Er schwieg wiederum eine Zeit lang; eine tiefe Wehmuth, ein bitterer Schmerz, in welchem doch wieder eine eigenthümliche Wollust lag, bemächtigte sich seiner; er vergoß Thränen und fühlte doch zugleich eine unaussprechliche Wonne.

Nach einer Pause begann er wieder mit weicher Stimme in einer wunderbaren Art von Rührung, die bis zum heftigem Schmerze stieg:

„Ich habe Dich beraubt, Miranda, ich habe Dich von der schönen Höhe herabgestürzt, auf welcher Du frei und unabhängig, ganz nur Herrin Deiner selbst, standest, und Dich zur elenden, abhängigen Sclavin gemacht, die jeden Augenblick zittern muß, sich dem Elende, der Schande, der Verachtung preisgegeben zu sehen. O, ich Elender, ich nichtswürdiger Knecht meiner wahnsinnigen Leidenschaften, der ich die herrlichste Blüthe knicken, ja mit Füßen treten konnte, nur um den

Dämon zu befriedigen, der wie Höllenfeuer in meiner Brust tobte! Bin ich denn noch werth, ihr in die treuen, glaubensvollen Augen zu blicken? Ja bin ich noch werth, auf dieser Erde zu wandeln und ein menschliches Antlitz zu tragen? O Pfui über die erbärmliche Schwäche, die sich nicht zu beherrschen und im Zaume zu halten weiß, die blindlings dem augenblicklichen Taumel der Leidenschaft, dem Sturm des Rausches unterliegt und nur dann erst wieder nüchtern wird, wenn es ein anderes, reines, unschuldiges Wesen dem tobenden Dämon zum Opfer gebracht, und dem Verderben geweiht hat." — —

Er sprang auf und durchmaaß sein Zimmer mit ungleichen, stürmischen Schritten, indem er unter Händeringen ausrief:

„O wie niedrig, wie verächtlich, wie gemein erschein' ich mir! Wie erbärmlich kommt mir mein Männerstolz vor, wie trübselig mein Charakter, der nicht fähig ist, mich vor dem ersten starken Anlauf der Leidenschaft und des Bösen zu bewahren, der gleich Schild und Schwert wegwirft und sich, ohne jeden Kampf, dem Feinde unbedingt ergiebt! O welch ein erbärmliches Wesen bin ich."

In dieser Weise klagte er sich noch lange Zeit hindurch an, bis er endlich wieder ruhiger wurde und der Ueberlegung Raum gab, während er auf und nieder ging.

Plötzlich blieb er stehen und rief aus:

„Thor, der ich bin, daß ich mich der blinden Leidenschaft anklage, sie verwünsche und verdamme, und in demselben Augenblicke mich wieder derselben blinden Leidenschaft in anderer Weise bedingungslos hingebe! Habe ich denn kein Mittel, den begangenen Raub wieder gut zu machen? Ja ich kann ihn nicht bloß wieder gut machen, ich kann zehnfach ersetzen, was ich Dir raubte, Miranda, wenn ich Dir statt Deines, meinen Namen gebe, und das zu thun ist meine Pflicht und ich will es, ich will es, das schwöre ich!"

So legte sich nach und nach der Sturm in seinem Gemüth, er sah das rettende Land vor sich und überließ sich den Träumen von einer glücklichen Zukunft, der er in Stille und Frieden an Miranda's Seite und im Schooße der Seinigen verleben würde.

Als Fritz zur anbefohlenen Stunde mit Thee und Abendmahlzeit in das Zimmer trat, war Oskar wohlgemuth, heiter und ruhig wie sonst und plauderte einige Zeit ganz unbefangen mit dem Diener.

Endlich entfernte sich der Letztere auf einen Wink Oskars, und murmelte im Hinausgehen:

„Sonderbar, sehr sonderbar, der Herr Baron ist unergründlich! Aber zu bedeuten hat das Etwas und ich muß es wissen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Don Juan's erste Geldverlegenheit.

Am Morgen nach dem im vorigen Kapitel angedeuteten Ereignisse, ging Oskar unruhig in seinem Zimmer auf und nieder, und tausend Gedanken schossen in wildem Gedränge durch seinen Kopf. Die Empfindungen des verflossenen Tages zitterten noch in seiner Seele nach; sie erfüllten ihn mit Entzücken und Wonne, und dennoch erschienen ihm plötzlich Leben, Welt und Menschen in einem ganz anderen Lichte.

Seine Phantasie schwebte nicht mehr in gegenstandslosen Regionen und dunklen, ungekannten Empfindungen.

Oskar fühlte, daß in ihm eine gewaltige Umwandlung, eine gänzliche Revolution stattgefunden hatte, und erkannte, daß die wirkliche Welt, das wirkliche Leben ganz etwas Anderes sei, als er bis dahin geträumt hatte.

Diese Gedanken und Empfindungen durchströmten lange Zeit hindurch Oskars Seele, und machten ihn völlig unfähig zu ruhiger, klarer Ueberzeugung. Endlich aber legte sich nach und nach die Aufregung und machte einer Strömung Platz, in welcher es ihm möglich wurde, seine gegenwärtige Lage mit Ruhe zu überschauen.

Jetzt erst trat das Bild Miranda's in seiner vollen Schönheit vor ihn hin, und sein geistiges Auge überblickte noch einmal alle die Reize der herrlichen, vollendeten Formen, deren Herr und Gebieter er geworden war. Mit diesem üppigen Bilde verband sich aber zugleich auch die Rückerinnerung an ihre Worte und an Dasjenige, was er gesprochen hatte. Er gedachte dessen, was sie, wenn auch nur flüchtig und bruchstückweise von Ahrenberg gesagt, und seines schnell entworfenen Planes, … er ihr …ilich nur … kurz mitgetheilt hatte.

Er w… näher und genauer zu prüf…

…

Als er auch diese geöffnet hatte, griff er in dieselbe, nahm das darin befindliche Geld heraus und überzählte es sorgfältig. Es waren etwa noch hundert Thaler in Gold, die sich vorfanden. Er sah die Summe lange an, seufzte sodann, und versank von Neuem in Nachdenken.

„Damit geht es nicht," murmelte er vor sich hin, „es ist zu wenig," und fiel dann wieder in ein langes Nachsinnen.

Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben; er stand auf und zog die Klingel. Dies war kaum geschehen, als auch schon Fritz hereintrat, und mit einer Verbeugung nach seinen Befehlen fragte.

„Setze Dich auf jenen Stuhl dort, sagte Oskar, und beantworte mir meine Fragen.

Fritz gehorchte, aber in seinen Mienen lag ein Ausdruck unangenehmer Ueberraschung und ihn beschlichen argwöhnische Gedanken. Was konnte Oskar von ihm erfahren wollen? Hatte der junge Baron vielleicht eine Ahnung von der Mission erhalten, mit welcher ihn der Geheimrath betraut hatte, oder war sein Herr hinter das vertraute Verhältniß gekommen, in welchem er zu dem Rittmeister stand, und wollte ihn nun rücksichtlich des Einen oder des Anderen in's Verhör nehmen?

Diese Gedanken erfüllten ihn mit einer Aengstlichkeit, die sich in der Spannung seines Gesichtes verrieth.

Unterdessen war Oskar aufgestanden und an den Sekretair getreten. Er nahm aus einem der Schubfächer ein zusammengefaltetes Papier, kehrte zu seinem Sitze zurück und sagte zu dem verlegen wartenden Fritz, der jede Bewegung seines Herren mit aufmerksamen und ängstlichen Blicken verfolgt hatte:

„Du erinnerst Dich, daß Herr Baron von Langenfeld Dich mir als Diener empfahl, und daß Du mir bei Deinem Antritte einen Brief von ihm überbrachtest."

„Ja wohl, gnädiger Herr," sagte Fritz in einem Tone, in welchem man nicht unterscheiden konnte, ob er ängstlich oder keck war.

Oskar entfaltete nun den Brief Langenfelds und fuhr fort:

„Der Baron sagte damals in seinem Schreiben: „Dieser Fritz ist nicht nur ein gewandter, zuverlässiger, aufmerksamer Diener im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern zeich[illegible] sich v[illegible] Leuten seines Schlages noch [illegible] hingebender Treue [illegible] Pünktli[illegible] eine
[illegible] h

Fritz hörte diese ihm vom Baron Langenfeld gespendeten Lobeserhebungen mit einer Herzensbangigkeit an, welche ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb; denn er war sich gar wohl bewußt, wie er sich ihrer gleich nach seinem Dienstantritt bei Oskar unwürdig gemacht hatte, und sah daher jetzt einer sehr scharfen Zurechtweisung, vielleicht gar der Entlassung aus dem Dienst entgegen, falls Oskar auf irgend eine Weise von seinem treulosen Benehmen unterrichtet worden sein sollte.

Nachdem Oskar dem Diener diese Stelle des Empfehlungsbriefes vorgelesen hatte, fuhr er nach einer kleinen Pause fort:

„Auf dieses so vortheilhafte Zeugniß des Herr Barons von Langenfeld hin, habe ich Dich, wie Du weißt, ohne Weiteres in den Dienst genommen und alle Deine Forderungen, ohne zu mäkeln, bewilligt."

„Sie waren so gnädig, Herr Baron," erwiderte Fritz in gedrücktem Tone.

„Aber ich habe bisher," sagte Oskar, „keine Gelegenheit gehabt, zu erproben, ob Du auch in der That die Lobeserhebungen verdienst, welche der Baron Dir ertheilt hat, und ob Du die Vorzüge wirklich besitzest, welche er Dir nachrühmt."

„Stellen Sie mich auf die Probe, gnädiger Herr," rief Fritz aus, welchem bei diesen Worten Oskars ein schwerer Stein vom Herzen fiel.

„Das bin ich eben Willens," erwiderte Oskar. „Es ist eine Probe, die alle Dir ertheilten Lobsprüche umfaßt und mit einem Male klar machen wird, ob ich ferner Deine Dienste gebrauchen kann oder nicht; denn um dasjenige auszuführen, was ich Dir aufzutragen gedenke, mußt Du eben so gewandt als zuverläßig sein, ebenso viel Geistesgegenwart als Verschwiegenheit besitzen, und ebenso rasch als reich an Hülfsquellen sein. Traust Du Dir dies Alles nicht in gleich hohem Grade zu, so sprich das offen aus, damit ich weiß, in wie weit ich Dir vertrauen kann oder nicht."

„Haben Sie nur die Gnade, sich näher zu erklären, Herr Baron," erwiderte Fritz, der hocherfreut war, daß seine Befürchtungen sich als unbegründet erwiesen. „Ich werde bemüht sein, mich den Lobsprüchen des Barons ebenbürtig zu erweisen, ja, wenn dies anders möglich ist, mich bestreben, dieselben zu übertreffen."

„Gut," sagte Oskar, „wir werden ja sehen. Zuerst bin ich augenblicklich in Geldverlegenheit, kannst Du mir einen Menschen nachweisen, der mir eine Summe Geld vorschießt?"

„Einen," lachte Fritz, „zehn, wenn es Ihnen beliebt, gnädiger Herr, das ist eine Aufgabe, welche im Umsehen gelöst ist."

„Tiumphire nicht zu früh," entgegnete Oskar, „denn Du kennst

noch die Bedingungen nicht, welche ich an den Auftrag knüpfe. Erstens darf die Summe nicht unter tausend Thaler sein."

„Wenn Sie befehlen wollen, gnädiger Herr," erwiderte Fritz, „so verschaffe ich Ihnen diese mit Leichtigkeit."

„Zweitens darf weder die Zeit der Rückzahlung zu kurz, noch der Zinsfuß allzu hoch sein, obwohl ich weiß, daß ich zu einigen Opfern bereit sein muß und es auch bin."

„Ich hoffe auch diesen Punkt zu Ihrer Zufriedenheit ordnen zu können, Herr Baron," antwortete der Diener, obschon ich gestehe, daß die Erfüllung desselben mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein wird."

„Die Ueberwindung derselben ist Deine Sache," sagte Oskar. „Drittens aber muß das Geld so schnell wie nur immer möglich herbeigeschafft werden, am Besten schon morgen früh."

„Zu Befehl, Herr Baron," erwiderte Fritz; „es ist möglich, daß ich im Stande bin, das Geschäft schon im Laufe des heutigen Tages abzumachen."

„Das wäre um so wünschenswerther und angenehmer. Aber nun zum Schlusse die unerläßliche Hauptbedingung, ohne welche alle übrigen Punkte hinfällig sind, und das ganze Geschäft unausgeführt bleiben muß. Weder mein Oheim, der Geheimrath, noch mein Vetter, der Rittmeister, darf das allermindeste von der Sache ahnen, geschweige denn erfahren. Der Darleiher des Geldes darf also nicht verlangen, daß eine dieser beiden Personen Sicherheit für die Rückzahlung der Summe leiste, und darf sich auch weder bei der einen, noch bei der anderen über mich erkundigen, oder anfragen, ob er mit mir überhaupt Geschäfte machen könne, oder ob ich ein sicherer Mann sei und was dergleichen Dinge mehr sind."

Dieser letzte Punkt schien den gewandten Diener doch etwas in Verlegenheit zu setzen. Er machte ein ernstes Gesicht, dachte anscheinend nach und sagte dann nach einer Pause:

„Diese letzte Bedingung, gnädiger Herr, erschwert das Geschäft allerdings bedeutend; denn Sie sind noch zu kurze Zeit hier in Berlin, um unter den Leuten, die Geldgeschäfte machen, bekannt zu sein, und da wird es in der That ein wenig schwer halten, Ihren Befehl zu erfüllen. Indessen schrecke ich selbst vor diesem Punkte nicht gerade zurück, und hoffe trotz desselben zum Ziele zu gelangen. Doch möchte ich, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, einen ganz gehorsamen Vorschlag machen."

„Und welcher wäre das?" fragte Oskar.

„Der Herr Studiosus Fahrenhorst kennt Ihre Vermögensverhält-

nisse genau. Sollte sich der Darleiher nicht bei diesem erkundigen dürfen?

„Nein," entgegnete Oskar, „ebensowenig bei ihm, wie bei den beiden anderen Personen; denn abgesehen davon, daß er wohl ebenso wenig als ich, ja ohne Frage noch viel weniger unter den Leuten, deren wir bedürfen, bekannt ist, so hat er selbst durchaus kein Vermögen und könnte daher nicht die mindeste Sicherheit leisten. Die Hauptsache aber ist, daß ihn in's Vertrauen ziehen, gerade eben so viel heißen würde, als meine Mutter direct von meinen Absichten benachrichtigen, da er sie ohne alle Frage, wenngleich in der ehrlichsten, besten Meinung von der Welt, von dem Vorhaben in Kenntniß setzen würde, und das darf um keinen Preis geschehen."

„Nun dann müssen wir freilich versuchen, das Geschäft ohne alle weitere Hülfe abzuschließen," sagte Fritz und erhob sich. „Gestatten Sie mir, gnädiger Herr, mich zu entfernen, um sogleich an's Werk zu gehen."

„Halt," entgegnete Oskar, „sei nicht allzu diensteifrig! Was Du gehört hast, ist nur die eine Hälfte des Auftrags, den ich Dir zu geben gedenke. Setze Dich also und höre weiter. Ich bedarf einer Wohnung."

„Was? Wollen Sie denn Ihre bisherige verlassen, gnädiger Herr?" fragte Fritz, halb überrascht, halb neugierig.

„Wie Du das nehmen willst," antwortete Oskar; „ja und nein. Ich will diese Wohnung behalten und die zweite haben."

„Ach, nun versteh ich, gnädiger Herr," erwiderte der Diener, und lächelte schlau, „Sie suchen eine Wohnung, in welcher Sie sich incognito aufhalten können, während diese hier Ihr officieller Aufenthalt bleibt."

„Richtig," erwiderte Oskar; „aber diese Wohnung muß auch für den Zweck, welchem sie dienen soll, durchaus passend sein."

„Wenn Sie mir gütigst Ihre Ideen näher andeuten wollen, gnädiger Herr, so werde ich mich bestreben, Ihren Wünschen nach besten Kräften zu entsprechen."

„Vor allen Dingen muß die Wohnung, gleich dieser, in der ersten Etage liegen und allermindestens eben so elegant meublirt sein. Ferner wäre es unumgänglich nothwendig, daß dieselbe aus mindestens drei Zimmern mit den dazu nothwendigen Nebenräumen bestände, zwei Eingänge hat, und daß keine der sonstigen Bequemlichkeiten mangelt. Zugleich muß sie aber wieder dergestalt verborgen liegen, daß es wenigstens sehr schwer wird, dieselbe auszuspähen."

„Es wird nicht leicht sein, gnädiger Herr, eine Wohnung zu finden, welche allen diesen Anforderungen entspricht, indessen ist es doch möglich," erwiderte Fritz.

„Eine wesentliche Bedingung aber hat dieser Theil Deiner Aufgabe mit dem früheren gemeinsam. Niemand darf von dieser Wohnung etwas erfahren, am Allerwenigsten Graf von Ahrenberg."

„Die Aufgabe, gnädiger Herr," erwiderte Fritz, „mit deren Lösung Sie mich beehrt haben, ist nicht leicht, und ich muß, um übersehen zu können, ob ich derselben gewachsen bin, mir die Frage erlauben, binnen welcher Zeit Sie die Sache erledigt zu wissen wünschen."

„Sobald als irgend möglich, da die Gründe, aus denen diese Wünsche entspringen, sehr dringender und wichtiger Art sind. Entsprichst Du übrigens meinen Erwartungen, und führst Du Deine Sache zu meiner Zufriedenheit aus, so kannst Du nicht allein auf eine gute Extrabelohnung, sondern auch auf mein gesteigertes Vertrauen rechnen. Nun kannst Du gehen und wenn ich vom Tische komme, wirst Du mir vielleicht schon über einen oder den anderen Punkt einige Nachrichten mittheilen können."

„Ohne allen Zweifel gnädiger Herr," erwiderte der Diener und entfernte sich dann mit einer Verbeugung.

Fritz begab sich in das zu seiner Verfügung gestellte Stübchen, um sich anzukleiden und dachte während dieses Geschäftes darüber nach, was er jetzt thun oder lassen sollte.

„Kann mir schon denken," sagte er, „was im Werke ist. Mein junger Herr hat sich einen Paradiesvogel eingefangen und ich soll nun den Käfig bestellen. Aber das Vögelchen und der Käfig kosten Geld, viel Geld und ich werde mehr als ein Tausend solcher goldener oder silberner Hülfstruppen herbei schaffen müssen, wie heute. Je nun, was thut's, er hat es ja dazu, und was er nicht hat, das besitzt die Frau Mama. Wenn aber der Herr Baron glaubt, daß der Herr Rittmeister und der Herr Geheimrath nichts von Demjenigen erfahren sollten und würden, was der junge Herr vor hat, so ist er im Irrthume und zwar aus mehr als einem Grunde. Erstens, ist es meine Schuldigkeit, die Herren in Kenntniß zu setzen; denn wofür zahlt mir der Geheimrath mein Salair fort; zweitens, bringt mir meine Nachricht ein gutes Extrapräsent ein, da der Herr Rittmeister ein generöser Herr ist, und drittens, muß ich mich an Beide wenden, denn ohne Sicherheit borgt hier in Berlin kein Teufel auch nur einen Groschen. Also vorwärts, erst zu dem Rittmeister, dann zu Sr. Excellenz und hierauf an das Geschäft."

Er warf bei diesen Worten seinen Hut auf den Kopf und eilte aus dem Hause, um die Sachen so rasch wie möglich in Ordnung zu bringen.

Auch Oskar kleidete sich an und gab während dieser Beschäftigung seinen Gedanken Audienz. Sie waren ganz anderer Art, als die

seines Dieners. Er schwelgte in Erinnerung an genossenes Glück und baute dazwischen Luftschlösser für die Zukunft. Bald weilten seine Gedanken bei Miranda, und seine aufgeregte Phantasie musterte ihre Reize; bald beschäftigten ihn seine Pläne, und er sann über Mittel und Wege nach, sie in Ausführung zu bringen, oder über die Art und Weise, wie er sie vor seinen Verwandten verbergen könnte.

Endlich war er mit seiner Toilette fertig uud betrachtete sich mit Selbstzufriedenheit im Spiegel. Dann schritt er nach dem Sekretair, nahm die hundert Thaler aus der Kasette, steckte sie zu sich, ergriff Hut und Stock und begab sich zu Miranda.

Als er zu seiner Geliebten in das Zimmer trat, sprang sie von dem Stuhle auf, den sie eben einnahm, ging ihm erröthend entgegen und lehnte ihre heißen Wangen an seine Brust.

Oskar lächelte, faßte ihr Kinn und hob ihr Gesicht in die Höhe; dann drückte er einen Kuß auf ihre brennenden Lippen, und Beide setzten sich mit einander auf das Sopha. Er entwickelte ihr seinen Plan, in Betreff der Wohnung, welche sie beziehen sollte, ausführlicher, und rieth ihr, bei der Hauswirthin vorzugeben, daß sie die Wohnung behalten wolle, aber wenigstens ein Vierteljahr verreisen werde. Er versprach ihr, daß sie am folgenden Tage die benöthigten Geldsummen erhalten solle, und Miranda willigte in Alles, was er vorschlug.

Endlich kam die Scheidestunde heran, die Liebenden trennten sich unter zärtlichen Küssen.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Druck von Emil Dreyer in Berlin, Mauerstraße 71.